Norbert Dittmar /
Christine Paul (Hrsg.)

Sprechen im Umbruch

Zeitzeugen erzählen und argumentieren rund um den Fall der Mauer im Wendekorpus

IDS
LEIBNIZ-INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Norbert Dittmar / Christine Paul (Hrsg.): Sprechen im Umbruch

Norbert Dittmar / Christine Paul (Hrsg.)

Sprechen im Umbruch

Zeitzeugen erzählen und argumentieren rund um den Fall der Mauer im Wendekorpus

IDS | LEIBNIZ-INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN: 978-3-937241-72-2 (Print) · 978-3-937241-73-9 (PDF)

Leibniz-Institut für Deutsche Sprache · R 5, 6-13 · 68161 Mannheim

Redaktion: Melanie Kraus

Satz: Annett Patzschewitz

Umschlaggestaltung:
Norbert Cußler-Volz unter Verwendung freier Illustrationen von peechey.com

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.
Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Webseiten des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (www.ids-mannheim.de) dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
doi: 10.14618/dittmar-paul-2019

© 2019 Norbert Dittmar und Christine Paul

Druck: Pressura GmbH, Ladenburg

HENNING LOBIN/SILKE REINEKE/THOMAS SCHMIDT

VORWORT

Mit dem vorliegenden Band legen wir zum 30-jährigen Jubiläum des Mauerfalls eine Reihe von Arbeiten vor, die eine besondere Perspektive auf den Fall der Berliner Mauer und die Folgeereignisse, die schließlich zur Wiedervereinigung führten, einnehmen: Sie eröffnen einen Zugang zu diesem zeithistorisch bedeutenden Ereignis über die sprachwissenschaftliche Analyse von Interviews, die nach dem Mauerfall mit Ost- und Westberliner/innen geführt wurden.

Die Arbeiten des Bandes sind mit dem Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) in besonderer Weise verbunden: Die zugrundeliegenden Aufnahmen und Transkripte stammen aus dem „Wendekorpus", das 1992 und 1993 an der Freien Universität Berlin unter Leitung von Norbert Dittmar erhoben wurde. Das Korpus wurde in die Bestände des „Archivs für Gesprochenes Deutsch (AGD)" des IDS aufgenommen, dort zur Nachnutzung aufbereitet und ist heute in digitalisierter Form über die „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD)" für die wissenschaftliche Öffentlichkeit online nutzbar. Das „Wendekorpus" ist damit auch beispielhaft für die forschungsgeleitete Sprachdokumentation und Bereitstellung von Infrastrukturen, die das IDS als eine seiner Kernaufgaben für das geschriebene wie das gesprochene Deutsch in Gegenwart und jüngerer Vergangenheit leistet. Es zeigt in besonderem Maße die kulturgeschichtliche und zeithistorische Dimension dieser Dokumentationsleistung und macht sie auch für einen größeren Kreis Interessierter erlebbar.

Nicht zuletzt sind Mauerfall und Wiedervereinigung Ereignisse, die auch auf die Geschichte des IDS große Auswirkung hatten: Im Jahr 1992 wurden 22 ehemalige Mitarbeiter/innen des Instituts für Sprachwissenschaft (ZISW) der Akademie der Wissenschaften der DDR übernommen. Das Institut konnte damit nicht nur in seiner Größe, sondern auch in der Bandbreite seiner Forschungsperspektiven ausgebaut werden.

Wir freuen uns, dass mit dem vorliegenden Band eine Gesamtschau auf das „Wendekorpus" vorgelegt werden kann, durch die das große Spektrum von Forschungsfragen illustriert wird, die mit seiner Hilfe bearbeitet werden können. Zusammen mit der begleitend bei der Bundeszentrale für politische Bildung erscheinenden Materialsammlung werden die sprachwissenschaftlichen Arbeiten am „Wendekorpus" auch für Lehrer/innen und Schüler/innen vermittelbar und tragen so zu einer wissenschaftlich informierten gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache und Geschichte bei.

Mannheim, Leibniz-Institut für Deutsche Sprache
November 2019

INHALT

Das Wendekorpus

Norbert Dittmar
Wie kam das Wendekorpus zustande? 11

Norbert Dittmar / Christine Paul
Ziele und Zwecke der Beiträge 15

Thomas Schmidt
Das Berliner Wendekorpus am Archiv für Gesprochenes Deutsch 23

Umbruchstile

Norbert Dittmar
Zur 'Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen'.
'Umbruchstile': terra incognita 31

Erzählen vom Umbruch

Ursula Bredel
Mauererzählungen 67

Johannes Schwitalla
„Wir ham dit ja kaum fassen können, wir ham dit eigentlich nich geglaubt"
Wie Ost- und Westberliner/innen ihren Unglauben, ihr Unverständnis
und ihre Überraschung nach der Nachricht von der Öffnung der Berliner
Mauer am 9. November 1989 narrativ rekonstruieren 81

Identität und Stereotypen

Christine Paul
wobei ick bin ja wahrscheinlich nich anders als die andern bei uns sag ick ma.
Über das deutsch-deutsche Anderssein 109

Marita Roth
„Ossis" versus „Wessis", „Wir" versus „Die"
Zugang zu Fragen der Identität am Beispiel von Ost- und West-Stereo-
typen der 1990er Jahre und aktuelle Anwendbarkeit der Ergebnisse 129

Schnittstelle Grammatik/Pragmatik

Norbert Dittmar

Da rannten ganz viele über den Platz, aber Lola ist am schnellsten gerannt
Präteritum und Perfekt im Narrathonlauf.
Die ersten 42 Stunden nach dem Fall der Mauer in Erzählungen von
Ost- und Westberlinern 149

Norbert Dittmar / Valentina Russo

Die rechte Peripherie narrativer Äußerungen im Deutschen zwischen
Typen grammatisch gebundener und pragmatisch „angehängter“ Muster
im Wendekorpus 163

Dokumentation

Norbert Dittmar

Neue Arbeiten zum Wendekorpus: Bibliographie und Kommentare 191

DAS WENDEKORPUS

NORBERT DITTMAR

WIE KAM DAS WENDEKORPUS ZUSTANDE?

Infolge der Wiedervereinigung vom 3. Oktober 1990 beschloss der Berliner Senat, dass Lehrer/innen des Faches Deutsch, die an Berliner Schulen weiter im Rahmen der Sekundarstufe unterrichten wollten, ein viersemestriges Weiterbildungsstudium in germanistischer Literatur- und Sprachwissenschaft absolvieren müssten. Dieses wurde von der FU Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie, angeboten und durchgeführt. Für die Sprachwissenschaft sollte ich die Weiterbildung übernehmen, für die auch eine Abschlussprüfung geplant war. Mein Problem war von Anfang an, wie ich „gestandene" Lehrer/innen *so* linguistisch weiterbilden könnte, dass der Zugewinn an fachspezifischen Kenntnissen auch der Praxis des Deutschunterrichts nutzt. Erkenntnisse im Zweit- und Fremdsprachenerwerb erwiesen sich als nützlich, insbesondere aber die von der Soziolinguistik inspirierte Idee, „Umbrucherfahrungen" zu dokumentieren, um sie im Sinne des kollektiven Gedächtnisses für kommende und weitere Generationen festzuhalten und sprachlich zugänglich zu machen. ALLEN beteiligten Kursteilnehmer/innen war klar, dass die sozialen, psychologischen und sprachlichen Erfahrungen des Umbruchs unbedingt weitergegeben werden müssten. Die Motivation für ein solches Projekt war hoch.

Unter *kollektivem Gedächtnis* verstanden wir jene „überindividuellen Wissensbestände, die die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Gruppen mitbestimmen" (Bredel in diesem Band). Mauerfall und Wiedervereinigung stellen in diesem Sinne „eine äußerst wirkmächtige Quelle dar", die auch noch „30 Jahre später […] die Ereignisse rund um den 9. November (als) ein zentrales Dispositiv für das gesellschaftliche und politische Selbstverständnis im vereinigten Deutschland" ausweisen (ebd.). Aufbauend auf die Vermittlung der methodischen Grundlagen der Soziolinguistik erarbeiteten wir uns zu Beginn des WS 1992 einen ethnographischen Erhebungsplan zu unserem Rahmenthema ERZÄHLEN VOM UMBRUCH. Eine zentrale Rolle sollten dabei die Erfahrungen rund um den Mauerfall spielen. Im Einzelnen galten für die Erhebung folgende Prinzipien:

- es wurde ein *Interviewplan* erstellt; die Fragen sollten in einer sich natürlich im Gespräch entwickelnden und von selbst ergebenden Reihenfolge aktiviert werden (konversationelle Befragung);
- vertraute Freunde oder Bekannte sollten möglichst informell befragt werden („Schneeballprinzip");
- für die *Informantenwahl* galt: „Ossis" sollten mit „Ossis", „Wessis" mit „Wessis" reden (interagieren); so sollte sichergestellt werden, dass die Verhaltensnormen, die für die performative Gesprächsgestaltung galten, „in-

ner-ossi-“ bzw. „inner-wessi-spezifisch“ im und um das Gespräch übereinstimmten;

- ich selber nahm an der Erhebung nicht aktiv teil: die Anwesenheit eines höheren Status (im Bildungsbereich) ruft bei den Befragten in der Regel hyperkorrektes sprachliches Verhalten hervor, was dem Prinzip der Natürlichkeit des kommunikativen Verhaltens entgegensteht;
- alles sollte auf Tonband aufgenommen werden;
- nach dem Gespräch sollte jeweils ein Protokoll über den Verlauf des Gesprächs und über auffällige (z. B. körperliche) Verhaltensweisen („Einstellungen“) verfasst werden;
- die Namen der Gesprächsbeteiligten wurden *anonymisiert*, ALLE Gespräche wurden nach einem vorgegebenen Leitfaden literarisch transkribiert (siehe die Erläuterungen zur Transkription im Beitrag von Thomas Schmidt in diesem Band).

Die Ostberliner Aufnahmen wurden um den 9. November 1992 herum (d. h. vorher und nachher) durchgeführt. Es zeigte sich sehr schnell, dass die Aufnahmen höchst unterschiedliche Erfahrungen und Einstellungen in narrativen und argumentativen Formaten dokumentierten und von mir und meinen soziolinguistischen Freunden in Ost und West als soziokulturell bedeutend eingestuft wurden. Die Dramatik des Geschehens und die dabei authentisch zutage tretenden Gefühle wurden in einmalig offener und natürlicher Weise wiedergegeben. Daher wurde im Seminar beschlossen, die gleiche Art von Aufnahmen auch in Westberlin durchzuführen. Die Westberliner Aufnahmen wurden im Wesentlichen im Jahre 1993 von Westberliner Student/innen durchgeführt. Die Gesprächspartner sollten möglichst denen des Ostsample gleichen. Alle für Auswertungen zur Verfügung stehenden 50 Aufnahmen wurden vollständig nach einem einfachen literarischen Transkriptionssystem transkribiert (siehe den Beitrag von Thomas Schmidt in diesem Band).

Insgesamt sind die kontrastiven Erfahrungen und Erlebniswelten der Ost- und Westberliner hervorstechend. Sprach- und kulturspezifische Stile weichen – obwohl seit Jahrhunderten zutiefst „innerdeutsch“ – stark voneinander ab. Behutsame Gesprächsführung, Respekt vor dem Beitrag des „Anderen“, direkte Formulierungen, spontaner Ausdruck von Gefühlen kennzeichnen die *Ostberliner* Gespräche, informelle Lässigkeit, geübter Umgang mit der kommunikativen Gattung „Interview“, häufige und oft forcierte Sprecherwechsel, typisch motiviert durch eine schon früh in der Kindheit erlernte westliche Strategie des *Sichimmerwiederzurschaustellens*, markieren das *Sprechen von Westberlinern*. Selbstverständlich ist die Umbruch-Betroffenheit bei den Ostberliner Sprechern weitaus größer. Was häufig zunächst wie ein vorsichtiges Interview beginnt, ist mitten im Gespräch oft ein lebendiger Austausch zwischen zwei

ähnlich „Betroffenen“, die mit dem gleichen sozialen und regionalen Hintergrund unterschiedliche Erfahrungen rund um das gleiche Ereignis, den Mauerfall, gemacht haben und im Laufe des Gesprächs die Rollenteilung „Interviewer“ – „Interviewte(r)“ aufgegeben haben.

Die von den Seminarteilnehmer/innen transkribierten Gespräche sind unter dem Etikett „Wendekorpus“ im AGD (*Archiv für gesprochenes Deutsch* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache) als Datenbank zugänglich. Die Aufbereitung der Daten nach **Korpusbeschreibung**, **Ereignis-** und **Sprecherdokumentation** ist effizient auf soziolinguistische und gesprächsrelevante Auswertungen ausgerichtet. Die Relation „geschrieben“ vs. „gesprochen“ ist durch die Programmierung des *Text-Ton-Alignments* (per Mausklick sind transkribierte Passagen im O-Ton zu hören) für unterschiedlichste soziolinguistische, psycholinguistische und pragmatische (z. B. „prosodische“) Auswertungen zugänglich. In der Tat wurden inzwischen ganz unterschiedliche Eigenschaften des gesprochenen Deutsch am Beispiel des Wendekorpus von interessierten Linguisten beschrieben (siehe zu solchen Arbeiten die Übersicht im Beitrag „Dokumentation“ von Norbert Dittmar in diesem Band).

Für die Unterstützung und die hervorragende *Recherche*-Aufbereitung der Daten des Wendekorpus möchte ich mich an dieser Stelle beim Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS), insbesondere bei Dr. Thomas Schmidt (siehe Beitrag in diesem Band), bedanken. Dass signifikante Teile der Daten für eine Materialsammlung **Das *Wendekorpus*. Unterrichtsmaterial für ein lebendiges kollektives Gedächtnis.** Zeitzeugen erzählen und argumentieren rund um den Fall der Mauer. Authentische Gespräche in Text & Ton. (Norbert Dittmar/Christine Paul) für die Berliner und Brandenburgischen Schulen zur Verfügung gestellt werden kann, verdanken wir der umsichtigen und sorgfältigen Datenaufbereitung durch Dr. Thomas Schmidt und Mitarbeiter/innen am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache.

Last not least bedanke ich mich – nach 30 Jahren mehr als überfällig – bei den damaligen Seminarteilnehmer/innen, die authentische sprachliche Reaktionen auf und Reflexionen im Zusammenhang mit dem Mauerfall erhoben haben, für ihr soziolinguistisches und dokumentarisches Engagement. Denn: IHNEN ist es zu verdanken, dass die Daten bis heute das Alleinstellungsmerkmal spontaner, natürlicher, direkter, emotionaler und argumentativer Sprechperformanz tragen.[1] Ohne die Seminarteilnehmer/innen wäre das Wendekorpus nie zustande gekommen.

[1] Es nimmt daher nicht wunder, dass die Berlin-Brandenburgische Akademie in den ersten 2000er Jahren das Korpus in sein Sprachenarchiv aufnahm. Der Zugang zum Korpus führt über retro.dwds.de im Internet direkt zur Datenrepräsentation. Vornehmlich lexikalische Analysen lassen sich effizient mit dem Korpus durchführen. 2008 wurde das

Diesen Teil der Einführung habe ich, verantwortlich für die damalige soziolinguistische Studie, allein verfasst. Einführen in die Beiträge dieses Bandes werden allerdings Christine Paul und ich im nächsten Abschnitt *gemeinsam*.[2]

Wendekorpus vom IDS übernommen. Seither sind – mit entsprechenden Suchwerkzeugen – grammatische, semantische, pragmatische und konversationsbezogene Analysen möglich.

[2] Christine Paul, Mitherausgeberin, hat über Elaborationsformate auf Nachfragen an der FU Berlin promoviert. Aufgewachsen ist und „abituriert" hat sie in Weimar. Seit 2019 hat sie eine feste Stelle in der Deutschdidaktik an der FU Berlin. Solange Norbert Dittmar noch weiter intellektuell in Form ist, werden beide zukünftige Arbeiten am und mit dem Wendekorpus betreuen. Langfristig übernimmt Christine Paul alle Verantwortlichkeiten zum und am Wendekorpus.

NORBERT DITTMAR / CHRISTINE PAUL

ZIELE UND ZWECKE DER BEITRÄGE

Das anstehende 30-jährige Jubiläum des Mauerfalls ist ein guter Anlass, korpuslinguistische Arbeiten zum *Wendekorpus* in den letzten zwei Jahrzehnten der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Einige neue Arbeiten werden hier zum ersten Mal abgedruckt, drei weitere werden wiederabgedruckt, auf andere, z. B. unveröffentlichte, soll aufmerksam gemacht werden (kurzer Überblick im Beitrag „Dokumentation" von Norbert Dittmar in diesem Band). In erster Linie sollen die Beiträge eine Vertiefungslektüre bereitstellen für die Materialsammlung, die wir parallel für die Berliner und brandenburgischen Schulen im Rahmen eines Projektes der *Zentrale für politische Bildung*, Bonn (BPB) vorbereiten. In den Beiträgen finden sich viele Hintergrundinformationen, die Wissensbestände zu den Erfahrungen mit dem Umbruch auf wissenschaftlichem Niveau vermitteln. Anders formuliert: Die Beiträge sind auf die Bedürfnisse der Lehrer/innen zugeschnitten; dabei gibt es allerdings eine breite Palette korpusrelevanter Beobachtungen und Beschreibungen, die auch für an den Eigenschaften der gesprochenen Sprache interessierte Linguisten einschlägig sind. Es sei daher kurz auf die Materialsammlung („kollektives Gedächtnis") eingegangen.

Welchen Zielen und Zwecken soll sie dienen?

Die für Unterrichtszwecke im Internetprogramm der BPB ab Herbst 2019 zur Verfügung stehende Materialsammlung präsentiert Ausschnitte aus authentischen informellen (mündlichen) Erzählungen zum Mauerfall, die Ostberliner Lehrer/innen, die Norbert Dittmar im Rahmen einer germanistischen Weiterbildung auf Senatsbeschluss an der FU zu unterrichten hatte, Anfang der 1990er Jahre bei Freunden und Bekannten erhoben haben (ethnographischer Ansatz, Tonbandaufnahmen). Die ausgewählten Gesprächsausschnitte, die in einfacher verschriftlicher Form zur Verfügung gestellt werden, spiegeln deutliche Unterschiede im Erleben des Mauerfalls durch Ost- und Westberliner wider. Sie belegen ganz unterschiedliche soziale und individuelle Wahrnehmungen und -bewertungen der Mauerfallereignisse in der Nacht des 9. November und in der (unmittelbaren) Zeit danach. Die Wahrnehmung der „Wendeereignisse" vollzog sich natürlich bei den Betroffenen auf der Folie eines über 40 Jahre sehr unterschiedlich konditionierten Gesellschaftsbewusstseins. Anders als zunächst angenommen sahen die Ost- bzw. Westsozialisierten die Geschehnisse im Laufe des Umbruchs meist durch völlig verschiedene soziale und individuelle „Brillen". Das erklärt, warum der langatmige und widersprüchliche Prozess des *Sichwiederfindens* als „Deutsche" jenseits von Ost und West immer noch andauert. Wie Ost- und Westberliner in den frühen 1990er Jahren über den Mauerfall und die gerade begonnene

Wiedervereinigung gedacht haben, spiegelt sich in ihren Erfahrungen wider, die sie uns in Gesprächen zu folgenden thematischen Bereichen vermittelt haben:

- die Pressekonferenz mit Schabowski in der Nacht des 9. November,
- der Grenzübertritt (vor allem) der Ostberliner nach Westberlin,
- Empfangsszenarien (erste Begegnungen zwischen Ost- und Westberlinern, die 100 DM Begrüßungsgeld),
- die soziale Wahrnehmung des „Anderen" und das Entstehen von Vorurteilen,
- identitätsspezifische Positionierungen, d. h. sich mit bestimmten Wert- und Normvorstellungen positionieren gegenüber den Angehörigen des jeweils „anderen" Teils *Deutschland*,
- Entfremdung zwischen Ost- und Westberlinern,
- Sprachliche Gestaltung und Varietätenwahl einschließlich politisch motiviertem Sprachgebrauch und emotionalem Sprechverhalten.

Männer und Frauen, Jüngere und Ältere erzählen, Wohngemeinschaftsangehörige, Singles und Ehepaare bringen ihre Rückblenden und Perspektiven in das Gespräch ein. Aus dem Mosaik dieser Erzählungen und der Bewertungen der in ihnen geschilderten Ereignisse kann man sich den zeitlichen, räumlichen und sozialen Verlauf des Ereignisses „Mauerfall" mental, kognitiv und sozial erschließen. Auffallend ist die Nutzung unterschiedlicher Varietäten: des Berlinischen (vorwiegend Ostberliner), des Hochdeutschen (überwiegend Westberliner) und der (städtischen) Umgangssprache (Einzelne aus beiden Teilen der Stadt). Was die Ostberliner angeht, so ist in vielen Fällen ein *DDR*-typisches Sprech- und Formulierungsverhalten auffallend. Im Übrigen sind besonders stark ausgeprägt die *Emotionen* in der spontanen Rede: *Freude*, *Angst* und *Scham*. In vielschichtiger Weise markieren die miteinander interagierenden Personen ihre Einstellungen und positionieren sich entsprechend in einem identitären (sozialen) Raum. Sehr deutlich wird, wie Stereotypen entstehen und schließlich auf den „anderen" – meist unterschiedslos – angewandt werden. Die Erlebnisphasen „Euphorie zu Beginn", „Reflexionen und kritische Prüfungen im Alltag" bis hin zu „Entfremdung/ Abbruch von Kontakten" nehmen in einer Reihe von Gesprächen bewegende diskursive Gestalt an.

Diese und weitere Eigenschaften charakterisieren exemplarisch den Diskurs im „Umbruch". Einerseits bilden wir mit der Auswahl schillernder unterschiedlicher Äußerungen die Lebenswelt des Mauerfalls und Umbruchs ab (gemäß der soziologischen Vorgaben von Schütz/Luckmann 1994), andererseits geben die oft sehr widersprüchlichen Bewertungen der ideologischen Bemühungen um die Plattform einer soliden Wiedervereinigung Anlass zu

kritischen Reflexionen. Was wäre geschehen, wenn die Kohl-Regierung das Geschenk der 100 DM nicht gemacht hätte – stattdessen z. B. positive Szenarien für umfassende gemeinsame politische Diskussionen der Zukunft zwischen Ost- und Westdeutschen „auf Augenhöhe" favorisiert hätte? Hätte eine langsamere, behutsamere, weniger materialistisch und hegemonial orientierte Annäherung zwischen Ost und West mehr Spielraum für ein ausgewogenes demokratisches Gleichgewicht geschaffen? Hätte man nicht voraussehen können, dass das weithin hegemoniale Verhalten der Westdeutschen, das die in ihrer beschädigten Identität zu Bürgern zweiter Klasse abgehängten Ostdeutschen zu blinder herdenmäßiger Anpassung trieb, später – in einem längerfristigen Prozess der Bewusstwerdung – zum fundamentalistischen Widerstand führte?

Politische Handlungsalternativen zur Zeit des Umbruchs in den frühen 1990er Jahren fanden – sicher aus guten ideologischen und materialistischen Gründen – keine Mehrheit unter den Bürgern der ehemaligen DDR (Deutsche Demokratische Republik). Unsere Materialsammlung soll natürlich keinen Anlass geben zu Spekulationen des Typs „was wäre gewesen, wenn X, Y, Z anders entschieden worden wären". Das dokumentarische Material, das wir im Rahmen des kollektiven Gedächtnisses „Mauerfall & Umbruch" bieten, soll über die Zurkenntnisnahme unterschiedlicher Handlungen und Meinungen die (philosophische und soziologische) Gelegenheit bieten, über die Verlaufspfade des Umbruchs nachzudenken und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass alternative Handlungswege zu anderen politischen und sozialen Folgen in der Gemengelage der Wiedervereinigung hätten führen können.

Die Originalbeiträge in diesem Band sind neuere empirische Studien. Drei Beiträge, die in völlig andere thematische Zusammenhänge eingebunden waren, wurden hier wieder abgedruckt, weil sie Untersuchungen zum *Wendekorpus* präsentieren und mit den anderen Beiträgen einen sinnvollen Schwerpunkt bilden. Die unterschiedlich formatierten Beiträge haben wir – dank der großen Hilfe durch das Publikationsteam des IDS – weitgehend vereinheitlichen können. Allerdings konnte nicht vermieden werden, dass die Sprecherbelege, transkribiert nach den Konventionen im Wendekorpus der DGD-Datgenbank des IDS, im Beitrag Schwitalla nach GAT 2 (siehe dazu weiter unten) präsentiert werden. Bei dem Beitrag Schwitalla handelt es sich um einen Wiederabdruck. Die in dem Beitrag angewandten Konventionen konnten nicht mehr geändert werden. Die Sprecherbelege werden mit den Sprechersiglen ausgewiesen, die für die *Sprecherdokumentation* (50 Sprecher insgesamt) im IDS formatierten Wendekorpus vorgesehen sind (siehe den Beitrag Thomas Schmidt in diesem Band). In einigen Fällen berufen sich die Autor/innen Bredel und Dittmar auf Belege von Sprechern, die wegen schlechter phonetischer Qualität nicht in das Korpus aufgenommen wurden, aber schon früher, z. B. in Dittmar/Bredel (1999), belegt waren (siehe Bibliografie am Ende des Ban-

des). Diese (wenigen) alternativen Sigle finden sich in Dittmar/Bredel (1999, S. 26 f.).[1]

Der erste Beitrag, „Umbruchstile", von Norbert Dittmar gibt eine Art breiteren Rahmen für das bessere Verständnis der weiteren Beiträge vor. In der Zeit des Umbruchs, in der sich die Wiedervereinigung zu realisieren begann und mit vielen gesetzlichen Neuerungen und strukturellen Veränderungen ein wiedervereintes Deutschland entstand, bildeten sich *west- und ostgeprägte Stile des Miteinander-Umgehens und -Kommunizierens* auf dem Hintergrund sozialer Ungleichheit heraus. *Umbruch* wird in dem Beitrag als ein Prozess gesehen, der über den Austausch von Erfahrungen zu gegenseitigen sozialen Kategorisierungen führt – meist über Alltagsgespräche, die Handlungsmodalitäten und -bewertungen über Erzählungen vermitteln. In diesem wie in den folgenden Beiträgen werden Interpretationen des Verhaltens und der jeweiligen Einstellungen auf originale Sprecherzitate gegründet. Die zitierten Passagen stammen aus dem am IDS gespeicherten Wendekorpus. Die korrekte Wiedergabe der mündlichen Äußerungen verlangte eine vom Standard abweichende Transkription, die die typischen Eigenschaften des Gesprochenen, z. B. des Berliner Stadtdialekts, authentisch wiedergibt. Die leicht lesbare literarische Umschrift wird im Beitrag von Thomas Schmidt (in diesem Band) erläutert.

Über narrative Kategorisierungen entstehen begriffliche *Etikette*, die markante Eigenschaften von Ost- und Westangehörigen festschreiben in Form von gruppenspezifischen *Stereotypen*. In der schematischen Darstellung am Ende des Aufsatzes unterscheidet Dittmar als „Output" der (gegenseitigen) sozialen Kategorisierungen eine „hegemoniale Identität" der Westberliner und Westdeutschen von einer „beschädigten Identität" der Ostberliner und Ostdeutschen. Soziolinguistische und teilweise tiefgreifende Unterschiede in der *Bewertung* der Umbruchereignisse trennen Ost- und Westberliner deutlich in ihren Redebeiträgen.

Eine direkte Konkretisierung dieser Rahmenbedingungen stellt der Beitrag *„Ossis" versus „Wessis", „wir" versus „die"* von Marita Roth dar (in diesem Band). Marita Roth erläutert, wie Stereotypen entstehen und welche Rolle sie in Gespräch(sverläuf)en spielen. Ostdeutschen („Ossis") und Westdeutschen („Wessis") werden aus der jeweiligen Perspektive eine Reihe typischer Eigenschaften zugeschrieben. Hetero- und Autostereotypen werden unterschieden (je nachdem ob die Stereotypen dem „Anderen" oder sich selbst zugeschrieben werden). Die Zuschreibungen werden nach dem „Gewicht" dieser Eigenschaften differenziert (Westdeutsche unterstellen Ostdeutschen vor allem „die können nicht arbeiten", Ostdeutsche halten Westdeutsche besonders häufig für „arrogant"). Die stereotypen Eigenschaften können so auch hierar-

[1] Sollte es Probleme geben, konsultieren Sie bitte die beiden Herausgeber (nordit@zedat.fu-berlin.de und christine.paul@fu-berlin.de).

chisch geordnet werden. Marita Roth adressiert ihre Differenzierungen an die Lehrer- und Schüler/innen von Schulen. Der didaktische Zuschnitt soll einerseits nachvollziehbar machen, welche Stereotypen zwischen Ost- und Westdeutschen im Prozess der Wiedervereinigung (frühe 1990er Jahre) entstanden sind, andererseits sollen die Beispiele grundsätzlich illustrieren, wie zwischenmenschliche Stereotypen auch in der Gegenwart unser soziales Zusammenleben bestimmen (Selbst- und Fremdwahrnehmung). Damit wird ein bedeutender Beitrag zum Verständnis der modernen multikulturellen Gesellschaft geleistet. Er macht den Schülern bewusst, welche Rolle Stereotypen spielen und wie man/frau damit im Alltag konfrontiert wird.

Wie unterschiedlich die Perspektiven auf das Megaereignis „Fall der Mauer" sein können, stellt der Beitrag von Ursula Bredel dar (in diesem Band). In der Regel vermittelt ein(e) auktoriale(r) Erzähler(in) das narrative Geschehen. Typisch für *Umbruch*erzählungen ist, dass verschiedene „Stimmen" an der narrativen Präsentation der Geschehnisse Anteil haben. Im *explorativen Erzählen* vollzieht sich die verbale Darstellung etappenweise in einer Art Verflechtung von Ereignispräsentation und aktueller Bewertung des/r Ereignisse(s). Das Erzählen wirkt somit „brüchig". *Exemplifizierendes Erzählen* dagegen erfolgt nach den rituellen und normativen Mustern des auktorialen Erzählens, wobei die narrativen Schritte die Ereignisfolgen exemplifizierend abbilden („störungsfreie chronologische Ereigniskonstruktion", siehe Bredel in diesem Band). Fragmentarisches Erzählen schließlich markiert eine willkürlich herausgegriffene (lückenhafte) Ereignispräsentation, der die subjektiv gestaltende *Ich*-Perspektive fehlt. Während die mediale Berichterstattung in der Regel die wunderlichsten, wunderbarsten, glücklichsten und erfolgreichsten Grenzübertritte fokussiert, vermitteln die Erzählungen des *Wendekorpus* einen anderen (realistischeren) Eindruck: Grenzübertritte scheiterten oder wurden abgebrochen, weil die betroffenen Ostberliner sich an die jahrzehntelang inhalierte negative Ideologie über den Westen erinnerten oder einfach Angst hatten, nicht wieder in den Osten zurückkommen zu können. *Exploratives Erzählen* ist somit nicht nur euphorisches Aufbrechen in den „goldenen" Westen, sondern auch Erzählen vom Scheitern, sich problemlos dorthin zu bewegen. Ursula Bredel zeigt, wie unglaublich unterschiedlich die Wege der Ostberliner in den Westen waren. *Umbruch* heißt daher, ganz verschiedene Antworten zu finden auf völlig unerwartet hereinbrechende Ereignisse.

Genau auf solche „unerwartet hereinbrechenden Ereignisse" bezieht sich der Beitrag von Johannes Schwitalla (schon früher in einem Sammelband veröffentlicht, Schwitalla 2013). Er beschäftigt sich mit der Verbalisierung der „Unfassbarkeit" des Ereignisses 'Mauerfall'. Jahrzehntelang vertretene politische Positionen, Alltagslogik, Erfahrungen mit den politischen Versprechen der kommunistischen Staatsmacht (u. a.) schlossen die Möglichkeit einer plötzlichen Öffnung der Mauer über Nacht eigentlich aus. Schwitalla zeigt, welches semantische Spektrum von Ausdrücken auf östlicher Seite benutzt

wurde, um die der Sensation eines Vulkanausbruchs nahekommende „Überraschung“ *die Grenze ist offen* sprachlich zur Wirkung zu bringen. Schwitalla erläutert:

> Interviewte Ostberliner reagierten stärker als Westberliner kognitiv mit Verwirrung, Unglauben und Unverständnis, emotional mit starker Überraschung. Die syntaktischen Strukturen der Mitteilungen von Unverständnis und Unglauben, die oft auch modalisiert sind (Modalverb, -wort, -partikel, Gradpartikel), unterscheiden sich von denen der Mitteilung von emotionaler Überraschung. Semantisch wird das Unfassbare mit Vergleichen und Metaphern versuchsweise wiedergegeben. Oft wurde die Nachricht als Scherz oder als ein mögliches Ereignis in der eigenen Lebenswelt verstanden (Gail Jefferson: ‘the commitment to the normal’). Die Interviewten geben Gründe für ihre damalige Verwirrung durch Rekonstruktionen eigener Gedanken und Explikationen ihres semantischen (selten: episodischen) Wissens bis zum Eintreffen der Nachricht. (Schwitalla in diesem Band)

Abweichend von den übrigen Beiträgen sind die Korpusbelege im Beitrag Schwitalla im Modus der gesprächsanalytischen Transkription (GAT 2) wiedergegeben. Die Präsentation ist leicht lesbar und unterscheidet sich nicht sehr von der Transkription der IDS-Fassung. Zudem sind die Konventionen von Schwitalla gut erläutert.

Wir danken den Herausgebern der *Studia Germanistica*, Frau Lenka Vankova und Herrn Norbert Richard Wolf, für die Möglichkeit, den Beitrag erneut zu veröffentlichen.

Der Frage, wie Ost- und Westdeutsche Bilder des Anderssein in ihren Umbrucherzählungen und Berichten konzipieren, geht Christine Paul in ihrer konversationsanalytischen Untersuchung nach (in diesem Band). Ost- und Westdeutsche stellen immer wieder fest, dass sie *anders* seien und setzen mit dieser wiederkehrenden Bemerkung Kontraste relevant, wobei sie sich sowohl auf schwer fassbare als auch auf klar definierbare Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen beziehen. Konzeptionen des Andersseins werden dabei als unüberbrückbare Kontraste entworfen, als gewinnbringende Erfahrung oder als Phänomene, die nur auf der Oberfläche bestehen. Die Gespräche zeigen, dass das Nachdenken über das Anderssein ein gewinnbringendes Reflexionsverfahren sein kann, da Aussagen über das Anderssein auch immer Aussagen über die eigene Identität darstellen.

Wie wird das zeitliche Nacheinander in Erzählungen organisiert? Norbert Dittmar untersucht den Gebrauch des *Präteritums* und des *Perfekts* in den Erzählungen von 16 Informanten des Wendekorpus. Hier eine Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse:

> Der in der ‘Rückblende’ beobachtete Verlauf der Ereignisse des 9. November (und des Tages darauf) wird tendenziell in der „Distanz“-Perspektive des Präteritums wiedergegeben. Mehrere Faktoren, formale und funktionale, tragen

> zu diesem dem Perfekt gegenüber prototypischen Bedeutungsunterschied bei: Szenarien, Szenen und Befindlichkeiten werden in ihren Zuständen und (gleichförmigen) Verläufen durch (oft semantisch ausgeblichene) Zustands-, Verhaltens-, kognitive und kommunikative Verben beschrieben, oft in der dritten Person (in Distanz von der deiktischen *Ich*-Origo) und in der nach Welke *sekundären Evaluationszeit*. Tendenziell stellt das Präteritum das Hintergrundgewebe des unspektakulären Vergangenheitsgeschehens dar, es stiftet die Kohärenz des kontinuierlich verlaufenden Vergangenheitsstromes, aus dem allerhand erstaunliche, ungewöhnliche, das Geschehen markierende Aktivitäten, Handlungen, Resultate von Veränderungen in Perfektform herausragen. Prototypisch ist das Verhältnis *Präteritum – Perfekt*, das vom ***Strom zu den Ereignissen***, die sich auf und um den Strom von dessen Gleichförmigkeit abheben. (Dittmar, „Da rannten ganz viele über den Platz, aber Lola ist am schnellsten gerannt. Präteritum und Perfekt im Narrathonlauf", in diesem Band)

Auf der Folie dieser Studie mögen Lehrer und Schüler sich fragen: *wie machen wir das eigentlich, wenn wir was erzählen und auf die Vergangenheit verweisen*? Die Schüler könnten sich gegenseitig Geschichten erzählen und anhand von Tonbandaufnahmen (z. B. per Handy) untersuchen, in welchem Maße und warum sie jeweils Perfekt oder Präteritum benutzen.

Wie, warum und in welchem Stil vom Umbruch und vom Mauerfall erzählt wird, ist ein thematischer Schwerpunkt dieses Bandes. Dazu passt, dass Dittmar/Russo (in diesem Band) das *Ende von Sätzen* in narrativen Diskursen untersuchen. Thematische Setzungen erfolgen projektiv nach Dittmar (2011, siehe Bibliographie dort) an der linken Peripherie der Äußerung. Satzanfänge sind in der Regel streng und stark strukturiert. Das Gegenteil trifft auf das Ende der Sätze (Äußerungen) zu. Häufig werden an ein vorläufiges Ende in unterschiedlicher Gestaltung Fragmente, Zugaben, Detaillierungen angehängt. *Nachfeldbesetzungen* können grammatisch integriert, aber auch – in weit häufigerem Masse – *Ausbaumuster* darstellen, die in assoziativer, loser thematischer Fortführung an die Satzaussage angehängt werden. Der Beitrag geht auf einen Workshop zur Grammatik vor einigen Jahren zurück. Von den Beiträgen in diesem Band ist er derjenige, der die *linguistische Methodik* am strengsten anwendet. Dennoch lässt sich anhand der vielen Beispiele leicht vermitteln, dass „erzählen" auf vielfältige Weise mit Mustern des verbalen Mäanderns am Ende von Sätzen verbunden ist.

Der Band schließt mit einem kurzen dokumentarisch-bibliographischen Beitrag. Die bis heute veröffentlichten Beiträge werden in einer Bibliographie zusammengefasst. Einige unveröffentlichte Magister- bzw. Staatsarbeiten zum Wendekorpus werden kurz vorgestellt.[2] Die kommentierten Beiträge widmen sich vier Problemen: 1. Emotionen, d. h. wie werden Gefühle (Freu-

[2] Sie können, wenn sich jemand für ihre Lektüre interessiert, unter *nordit@zedat.fu-berlin.de* in gescannter Form angefordert werden.

de, Angst, Scham) ausgedrückt? 2. Intensität des Berlinerns, d. h. der Umbruch geht mit völlig unerwarteten Überraschungen einher; welche Ausdrucksmöglichkeiten im Deutschen, insbesondere im Berliner Stadtdialekt, werden aktiviert? 3. Direkte und indirekte Rede in den Erzählungen, d. h. welche Formen der Redewiedergabe gibt es? 4. Die referenziellen Markierungen der Erzählperspektive, d. h. der Erlebnisträger einer Erzählung ist in der Regel eine Einzelperson, die sich in der *ich*-Form präsentiert. In den Erzählungen der Ostberliner ist jedoch häufig ein unpersönliches, anonymes *man* das erinnernd erzählende Agens. Hat der Sozialismus dazu geführt, dass die eigentlich je für sich erlebenden Individuen sich *im Kollektiv aufgehoben* fühlen und dies mit ihrer Sprachwahl markieren?

Die Hinweise auf diese Untersuchungen sollen Lehrer/innen, Schüler/innen und natürlich (Sozio-)Linguist/innen ermöglichen, sich mit einzelnen Struktureigenschaften des Sprachgebrauchs und der damit symbolisierten Formen sozialer Beziehungen und Bezüge auseinanderzusetzen.

Literatur

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1994): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1 und 2, 5. Aufl. Frankfurt a. M.

Schwitalla, Johannes (2013): „Wir ham dit ja kaum fassen können, wir ham dit eigentlich nich geglaubt". Wie Ost-und WestberlinerInnen ihren Unglauben, ihr Unverständnis und ihre Überraschung nach der Nachricht von der Öffnung-der Berliner Mauer am 9. November 1989 narrativ rekonstruieren. In: Studia Germanistica (Ostrava) 12, S. 53-71.

THOMAS SCHMIDT

DAS BERLINER WENDEKORPUS AM ARCHIV FÜR GESPROCHENES DEUTSCH

1. Hintergrund: Das Archiv für Gesprochenes Deutsch

Das Archiv für Gesprochenes Deutsch (AGD, Stift/Schmidt 2014) am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache ist ein Forschungsdatenzentrum für Korpora des gesprochenen Deutsch. Gegründet als Deutsches Spracharchiv (DSAv) im Jahre 1932 hat es über Eigenprojekte, Kooperationen und Übernahmen von Daten aus abgeschlossenen Forschungsprojekten einen Bestand von bald 100 Variations-, Interview- und Gesprächskorpora aufgebaut, die u. a. dialektalen Sprachgebrauch, mündliche Kommunikationsformen oder die Sprachverwendung bestimmter Sprechertypen oder zu bestimmten Themen dokumentieren. Heute ist dieser Bestand fast vollständig digitalisiert und wird zu einem großen Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft über die Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD) im Internet zur Nutzung in Forschung und Lehre angeboten.

2. Daten des Berliner Wendekorpus

Das Berliner Wendekorpus wurde in den 1990er Jahren von Norbert Dittmar ans AGD übergeben, um eine dauerhafte Archivierung sicherzustellen und die Daten über den ursprünglichen Projektzusammenhang hinaus nutzbar und für andere verfügbar zu machen. Zu diesem Zwecke wurden die Audio-Aufnahmen des Korpus digitalisiert, Metadaten zu Interviews und Sprecher/innen systematisch dokumentiert und Transkripte in maschinenlesbare Form überführt und mit den Audio-Dateien aligniert.

Die am AGD archivierte Fassung des Berliner Wendekorpus setzt sich aus 50 Interviews mit 56 Sprecher/innen zusammen. Die Gesamtdauer der Aufnahmen beläuft sich auf gut 28 Stunden. Zu allen Aufnahmen liegen vollständige Transkripte im Gesamtumfang von 256.748 Wort-Tokens vor.

Die Daten wurden ursprünglich in literarischer Umschrift transkribiert, d. h. dass umgangssprachliche oder dialektale Abweichungen von der Standardaussprache mit den Mitteln der Orthographie (und in genereller Kleinschreibung) als solche nachgebildet wurden – in Abbildung 1 etwa „donnerstach“ für *Donnerstag* oder „abmd“ für *Abend*. Für das Lesen der Transkripte bringt diese Form der Notation den Vorteil mit sich, dass ein realistischeres Bild von der Mündlichkeit der Sprachproduktion vermittelt wird. Für die computergestützte Verarbeitung – insbesondere das systematische Recherchieren in den Daten – ist die literarische Umschrift aufgrund der zusätzlichen Formenvielfalt jedoch nachteilig. Auf einer zusätzlichen Ebene wurden

die Daten daher wortweise orthographisch normalisiert, d. h. zu jeder abweichenden Form die entsprechende standardorthographische annotiert. Auf dieser Grundlage konnten dann automatische computerlinguistische Verfahren angewendet werden, um auf zwei weiteren Ebenen Lemmata (d. h. Grundformen) und Wortarten („Part-of-Speech", POS) zu annotieren. Insgesamt stehen also vier Annotationsebenen für das Berliner Wendekorpus zur Verfügung: die originale Transkription in literarischer Umschrift, deren orthographische Normalisierung sowie eine Lemmatisierung und ein POS-Tagging.

Transkription	das	was	das	war	jetzt	am	donnerstach	am	abmd
Normalisierung	das	was	das	war	jetzt	am	**Donnerstag**	am	**Abend**
Lemma	**d**	was	**d**	**sein**	jetzt	am	Donnerstag	am	Abend
POS	PDS	PRELS	PDS	VAFIN	ADV	APPRART	NN	APPRART	NN

Abb. 1 | Annotationsebenen im Berliner Wendekorpus

3. Das Berliner Wendekorpus in der DGD

Das Berliner Wendekorpus kann über die Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD) genutzt werden, die unter folgender URL im Internet erreichbar ist: https://dgd.ids-mannheim.de.

3.1 Registrierung

Für die Nutzung der DGD ist eine persönliche Registrierung notwendig. Hintergrund ist die datenschutzrechtlich sensible Natur vieler Daten in der DGD und die Tatsache, dass den jeweiligen Sprecher/innen zugesichert wurde, dass Daten nur zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung, Lehre und für das Studium an einer Universität bereitgestellt werden. Um das Berliner Wendekorpus nutzen zu können, sollte bei der Registrierung der Verwendungszweck entsprechend genau spezifiziert werden.

Zu beachten ist, dass eine DGD-Registrierung für Lehrende möglich ist, sofern der Verwendungszweck einen ausreichenden fachdidaktischen Bezug aufweist. Schüler/innen können sich nicht direkt für eine Nutzung der DGD registrieren, wohl aber natürlich die Materialien, die der oder die Lehrende aus der DGD entnommen und für den Unterricht aufbereitet hat, im Unterricht nutzen.

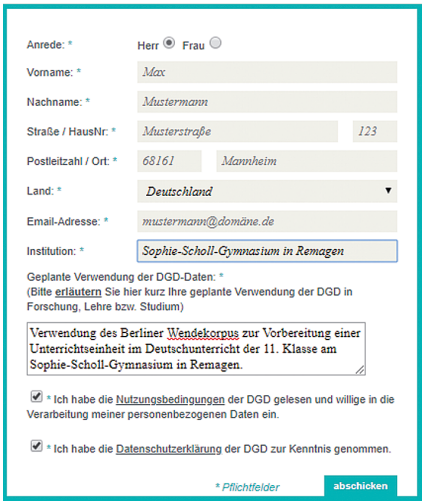


Abb. 2 | Registrierungs-Dialog der DGD

3.2 Arbeiten mit dem Korpus in der DGD

In den Ansichten der DGD erscheint das Berliner Wendekorpus unter dem Kürzel „BW“ in der Korpusübersicht am linken Bildschirmrand:

Abb. 3 | Das Berliner Wendekorpus in der Korpusliste der DGD

Der Punkt **Browsing** im Menü am oberen Bildschirmrand erlaubt ein „Durchblättern“ der Daten, also ein Ansehen bzw. Anhören von Informationen über

einzelne Aufnahmen oder Sprecher/innen und der Aufnahme und Transkripte selbst. Bei der Anzeige eines Transkripts wird bei einem Doppelklick auf eine beliebige Stelle der entsprechende Ausschnitt der Aufnahme abgespielt. Dies ist in Abbildung 4 illustriert.

Abb. 4 | Transkriptanzeige mit Audio-Playback in der Browsing-Ansicht

Über den Menüpunkt **„Recherche > Tokens“** können die Transkripte des Wendekorpus gezielt nach spezifischen Wortformen durchsucht werden. Dabei kann auf alle Annotationsebenen zugegriffen werden, also z. B. ein Verb in seiner Grundform (Lemma) oder in einer bestimmten flektierten Form (transkribierte oder normalisierte Form) gesucht werden. Die Ergebnisse werden zunächst in einer KWIC (Keyword-In-Context)-Konkordanz angezeigt. Dabei steht die gefundene Form in der Mitte und links und rechts davon wird der unmittelbar vorangehende bzw. folgende Kontext angezeigt. Durch Klick auf einzelne Elemente in dieser Konkordanz können zusätzliche Informationen abgerufen, das zugehörige Audio abgespielt und die Fundstelle in einem größeren Transkriptzusammenhang angezeigt werden. Abbildung 5 illustriert eine Suche nach dem Lemma „aufregen“, die insgesamt 17 Treffer ergibt – es werden verschiedene Formen des Verbs (Partizip Perfekt „aufgeregt“ und Infinitiv „aufregen“) sowie unterschiedliche literarisch transkribierte Formen (z. B. „uffjerecht“ vs. „aufjerecht“) gefunden. Die Werkzeugleiste rechts über der KWIC bietet verschiedene Funktionen an, um z. B. Suchergebnisse dauerhaft zu speichern, weiterführende Quantifizierungen durchzuführen oder die KWIC für eine Bearbeitung am eigenen Rechner herunterzuladen. Für den Treffer in Zeile 2 wurde zusätzlicher Transkriptkontext eingeblendet. Hier

führt ein Menü, das für jede Transkriptzeile aufgerufen werden kann, zu zusätzlichen Bearbeitungsmöglichkeiten. Besonders interessant für die qualitative Arbeit mit den Daten ist die Möglichkeit zum Bilden von Kollektionen, also Sammlungen von ausgewählten Transkriptausschnitten, die dauerhaft in der Datenbank gespeichert und mit anderen registrierten Nutzer/innen geteilt werden können.

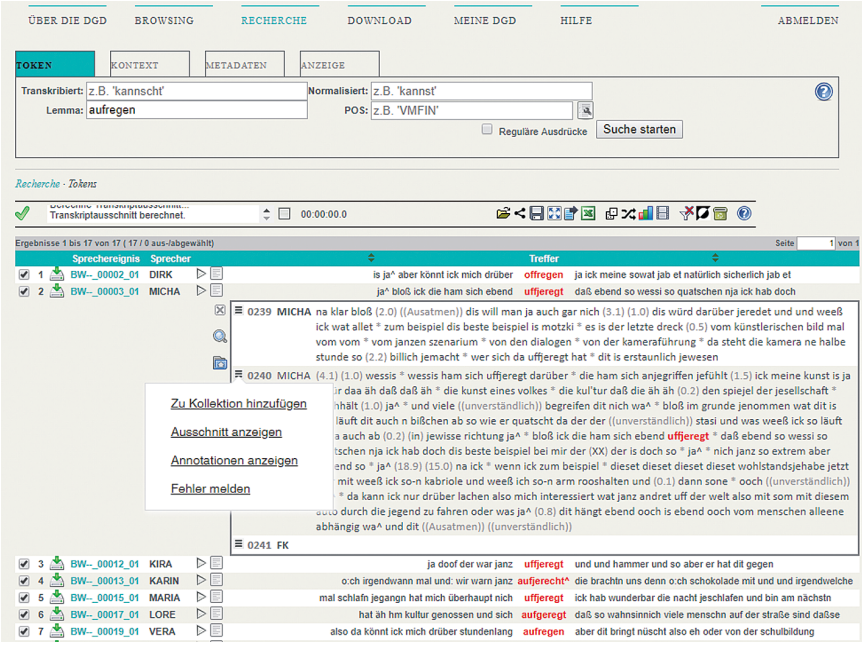


Abb. 5 | Suchergebnisse für das Lemma „aufregen“

Viele weitere Möglichkeiten zum Arbeiten mit dem Korpus in der DGD, die hier nicht umfassend diskutiert werden können, sind in verschiedenen Materialien dokumentiert, die unter dem Menüpunkt „Hilfe“ angeboten werden. Hier finden sich insbesondere Video-Tutorials zum Arbeiten mit der DGD sowie Handreichungen, die die Funktionalität der Datenbank anhand konkreter sprachwissenschaftlicher Fragestellungen exemplarisch erklären.

Literatur

Stift, Ulf-Michael/Schmidt, Thomas (2014): Mündliche Korpora am IDS: Vom Deutschen Spracharchiv zur Datenbank für Gesprochenes Deutsch. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim, S. 360-375.

UMBRUCHSTILE

NORBERT DITTMAR

ZUR 'UNGLEICHZEITIGKEIT DES GLEICHZEITIGEN'. 'UMBRUCHSTILE': TERRA INCOGNITA

Wir wüssten schon viel
gäbe es einen westdeutschen Stil
dann könnten wir die ostdeutsche Art zu reden
mustergeordnet – als Folie – darüber legen.
Und was ergäbe nun dieser Lackmustest?
Gewiss, Ost ist ein Differenzmodell zu West;
aber: im heiß gebrühten gesamtdeutschen Tee
erkalten langsam die Muster Ooh-Weeh.
Und selbst in interkulturellem Licht
haben die Unterschiede nur wenig Gewicht
weil – sie sind halt eh ganz schlicht.
Westwärts verlieren sich die alten Farben
es bleiben nur noch ostpolierte Jammernarben.
Und bleibt nun neben der Ostalgie noch viel?
'Sphärengeruch' von Ossis und jede Menge Umbruchstil

1.

Die konsequenteste mir bekannte systemlinguistische Untersuchung zu 'Stil' sind Raymond Queneaus 'Stilübungen'. Die stets gleiche banale Alltagssituation, nämlich in einen Bus einzusteigen, dabei bestimmte Leute anzustoßen, schließlich einen Platz zu finden und irgendwo wieder auszusteigen (angereichert durch weitere Details),[1] wird in dem gleichen Ablauf, für die gleiche Situation und die gleichen Ereignisse (die situativen Parameter werden sozusagen konstant gehalten) in einem recht unterschiedlichen *expressiven Stil* dargestellt, der unterschiedlichen sozialen Welten entspricht und in deren Perspektiven das jeweilige Individuum sich als Exemplar einer 'Gat-

Korrigierter Wiederabdruck des Beitrags aus Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.) (2002): Soziale Welten und kommunikative Stile. Tübingen, S. 281-314.

[1] Die den 'Stilvariationen' zugrunde liegenden „Angaben" lauten wörtlich so:

> Im Autobus der Linie S, zur Hauptverkehrszeit. Ein Kerl von etwa sechsundzwanzig Jahren, weicher Hut mit Kordel anstelle des Bandes, zu langer Hals, als hätte man daran gezogen. Leute steigen aus. Der in Frage stehende Kerl ist über seinen Nachbarn erbost. Er wirft ihm vor, ihn jedesmal, wenn jemand vorbeikommt, anzurempeln. Weinerlicher Ton, der bösartig klingen soll. Als er einen leeren Platz sieht, stürzt er sich drauf. Zwei Stunden später sehe ich ihn an der Cour de Rome, vor der Gare Saint-Lazare, wieder. Er ist mit einem Kameraden zusammen, der zu ihm sagt: „Du solltest dir noch einen Knopf an deinen Überzieher nähen lassen." Er zeigt ihm wo (am Ausschnitt) und warum.

tung soziale Welt X' präsentiert.[2] Bei Konstanthaltung der außersprachlichen Referenzmatrix PERSONEN, ZEIT, RAUM, BEWEGUNGSABLÄUFE, SITUATIVER KONTEXT werden mit Hilfe lexikalischer und morphosyntaktischer Mittel in *expressiver Funktion* individuelle und soziale Identität inszeniert; solche expressiven Mittel würde Goffmann als 'Stil' der „gesellschaftlichen Konstruktion des Selbst" (Auer 1999, S. 155) betrachten.

Unterschiedliche Wahlen aus einem einzelsprachlichen System würden sich dann in der aktuellen Rede in *Sprachgebrauchspräferenzen* manifestieren, die als individueller oder sozialer Identitätsabdruck (ich treibe X, also bin ich ein X-er) *Stil* ausmachen. Eine durchgängige Idee der sprachwissenschaftlichen Stilforschung ist die Überlegung, dass nicht der Bau des Körpers, sondern seine äußere Hülle, die (Ver-)Kleidung, nicht der Notenschlüssel und seine Vorgaben, sondern die Melodie den *Stil* ausmachen.

---

[2] Zwei Beispiele aus Queneaus 'Stilübungen' (Queneau 1961, S. 56, 134) mögen dies illustrieren (um den Bezug zum Deutschen lebendig zu halten, wähle ich zwei Beispiele aus der deutschen Übersetzung):

(i) Berlinisch: Icke, icke
Ick vasteh det schon, icke: een Kerl, der een uff de Latschen tritt, det kann een ja ooch in Raasche bringn. Aber sich wien Furzer hinsetzen, nachdem er losjemeutert hatte, det, nee, det vatsteh ick nich, icke. Ick, ick ha det vorn paar Tarn uff da hintern Plattform von eem Autobus S jesehn. Icke, ick fand den Hals von den jungen Knülch n bißken lang und det Dinge, det aussah wie ne Kordel un wo er um sein Hut rum hatte, nee, det fand ick ja ooch verdammt ulkig. Icke, ick würd mir doch nie son Ding uffn Dez setzen. Aber det is jenau, wie ick ihn jesacht ha: wie er die Fresse uffjerissen hatte, weil ihn een andrer Fahrjast uff de Fieße treten tät, knallt er sich hin uffn Sitzplatz, un keen Wort mehr. Ick, ick hä deen Schleimscheißer eens in de Schnauze jeschlarn, der mir immer uff de Fieße jetreten wäre. Jibt ja doch selsame Dinge im Leben, dahr ick ihn, nur de Berje bejegnen sich nie. Zwee Stunden später treff ick den Burschen doch von neuem. Ick, ja ick erblicke ihn vor der Gare Sängt Lazare. Ja, ick seh ihn mit nem Kumpel, eenem von seiner Sorte, der zu ihm sacht, un icke, ick ha's jehört: „Du solltest diesen Knopp hier wat höher setzen." Ick ha's jenau jesehn, icke, er zeigte uffn obersten Knopp.

Dies ist das Beispiel für den Stil der prestigebewussten Großstadtsprecher, die, wenn sie in den Spiegel der rhetorischen Fähigkeiten schauen, nur sich selbst als 'das schönste Mundwerk weit und breit' wahrnehmen können. Wie anders ist demgegenüber der fachsprachliche Stil der medizinischen Kommunikation:

(ii) Medizinisch
Nach einer kleinen heliotherapeutischen Sitzung fürchtete ich, in Quarantäne zu kommen, stieg jedoch schließlich in eine mit Bettlägerigen belegte Ambulanz. Hier diagnostizierte ich einen von hartnäckigem Riesenwuchs mit Luftröhrenverlängerung und Rheumatismus deformans des Bandes seines Hutes befallenen Magenkranken. Dieser Irre gerät plötzlich in eine hysterische Krise, denn ein Dahinsiechender stampft ihm auf seine knöchernen Schwielen. Nachdem er seine Galle entleert hat, sondert er sich ab, um seine Krämpfe zu verarzten.

Später sehe ich ihn verstört vor einem Lazarett wieder, im Begriff, einen Scharlatan wegen eines Furunkels, das seine Brust verunstaltete, zu konsultieren.

Im Folgenden versuche ich, einen auf Konnotationen mit 'sozialen Welten' und dem damit verbundenen Identitätsverständnis gegründeten 'Stil'-Begriff als 'Sphärengeruch' in Anlehnung an Bühler (1934, S. 171, 172, 220) und Pätzold/Pätzold (1998, S. 75 ff.) als Alternative zu einem *formalen* 'Stil'-Begriff fruchtbar zu machen, der nur die Varianten referenzidentischer Funktionen als Input stilistischer Beschreibungen zulässt. Dabei können dem Leser einige Beckmessereien um den 'Stil'-Begriff nicht erspart werden.

'Stil', so Kallmeyer (Hg.) (1994), ist die sprachliche Gestaltung einer „sozialen Welt" und Ausdruck „sozialer Identität" (S. 30 ff.). 1) Kann man in diesem Sinne von 'Ost-' und 'Weststilen' nach der Wende 1989 reden? Welche Ordnungsdimensionen können einen solchen Unterschied im sprachlichen Repertoire trennscharf machen? 2) Wie, wenn Stile nur im Status der Momentaufnahme erfasst werden und die Illusion der 'Stabilität' erwecken, in Längsschnittpersepktive aber Wandel unterworfen sind?

2.

Als Prototyp sozialer Stile im großstädtischen Berlin der Achtzigerjahre wertete ich die 'Berliner Schnauze', für die u. a. gilt (vgl. Dittmar 1989):

(i) Formuliere Sachverhalte und Sprechhandlungen nach der Maxime 'je kürzer und direkter, desto besser' (***Skript***: *vermeide* '*sprachliche Hecken*').[3]

(ii) Sei um keine Antwort verlegen; identifiziere dich mit einem erfolgreichen und kreativen Berliner „Wortschläger", der bei jedem 'BERLIN OPEN' ins Finale kommen will (***Skript***: *Zeige dich schlagfertig*).

(iii) Vermittle anderen unmissverständlich deine stadtsprachliche Identität als 'Sphärengeruch' des 'nimmerschläfrigen', 'distanziert witzigen', 'geistig-wachen' Sprachspielers mit dem Instinkt für den (überlegenen) Gewohnheitsgewinner.

Solche Aussagen über Ausdruckseigenschaften sind oft idealisierende Projektionen aus der Außenperspektive. Dass die 'Berliner Schnauze' ein distinktiver sozialer Stil ist, konnte ich nicht mit der strukturalistischen Methode der Queneauschen 'Stilübungen', sondern nur durch ethnografische Längsschnitterhebungen unter Berücksichtigung der folgenden Methode ermitteln:

> Als gemeinsamer Nenner [einer tatsächlich real existierenden stadtsprachlichen Variation – ND] kann angesehen werden, daß Stil am Zusammenhang einer Reihe von Merkmalen auf unterschiedlichen Ausdrucksebenen kenntlich wird, die ggf. über längere Äußerungen „gestreut" erscheinen – Stil ist kein

[3] Typisches Beispiel: Der Text des in Hochdeutsch (überregionale Umgangssprache) vorliegenden Asterixbandes „Die Trabantenstadt" ist in der Übersetzung ins Berlinische („Platte Jottwedee") nur etwa halb so lang wie seine Vorlage.

> punktuelles Phänomen, sondern wird durch leitende Prinzipien oder so etwas wie eine innere Logik bestimmt. (Kallmeyer (Hg.) 1994, S. 30)

Nach der Maueröffnung 1989 erwies sich der Ostberliner Kommunikationsstil bald als das 'unbekannte Wesen'. Hielt man zunächst die Ostregister lediglich für stärker dialektal ausgeprägt und die kurzweilige Schlagfertigkeit („Berliner Schnauze") hüben und drüben für gleich, wurden doch bald Zweifel an der Hypothese der qualitativen Gleichheit laut (Schönfeld 1993, 1997; Schmidt-Regener 1998; Dittmar/Bredel 1999). Viele Westberliner äußerten in Bezug auf 'Ost-Berlinisch': *iss-n andres berlinern als in westberlin* (MANUELA, B 56 W, 150-152); zu Beginn der Neunzigerjahre war häufig die Meinung zu hören, man erkenne die 'Ostberliner' am Dialekt (*wenn man jemanden in den medien berlinan hörte dann konnte man sicher sein das is-n ostberlina*, ANTON, BW 44). So bin ich seit den frühen Neunzigerjahren auf der Suche nach einem Lackmustest, der mir jene Wörter, Wendungen, urbane Formeln, den prosodischen Duktus … ausgibt, der – via soziale Identität – den Ostberliner Stil symbolisiert. Es bietet sich daher an, die Dimension 'Ostberliner' vs. 'Westberliner' Stil am 1993 bis 1995 erhobenen Korpus (31 Ostberliner und 25 Westberliner Sprecher/innen)[4] von Erzählungen zum Mauerfall am 9. November 1989 zu untersuchen, deren Erinnerungen an jene einzigartige historische Nacht einen bunten Flickenteppich sedimentierter sozialer Erfahrungen und Zeugnisse sozialer Identität bilden, die Bausteine eines gesamtdeutschen kollektiven Gedächtnisses sind. Dieses narrative und argumentative Korpus (vgl. Dittmar/Bredel 1999) gibt einerseits über metakommunikative Kommentare Einsichten in Unterschiede zwischen der Ost- und der Westgemeinschaft, andererseits zeigen sich die objektsprachlichen Unterschiede in den Diskursen und Formulierungen der Sprecher/innen.

Wie gestalten Ostberliner und Westberliner *sprachlich* ihre Erfahrungen dieser Nacht?

Wie formulieren sie diese in der Gestalt ihres in der Sozialisation erworbenen sprachlichen Habitus und auf der Folie eines Ausdrucksrepertoires, das ihre Identität mit der sozialen Welt, der sie sich zugehörig fühlen, wiedergibt? Stil manifestiert sich auf verschiedenen sprachlichen Ebenen; wie Eigenschaften dieser Ebenen untereinander kookkurierren oder synchronisiert sind, können wir nur von Fall zu Fall rekonstruieren.

Zunächst einige methodische Reflexionen. Die Produktion und Rezeption von 'Stil' ist an die *grundlegende Bedingung der sozialen Perzeption und Relevanz* gebunden:

Es gibt keine schlummernden Stile (außer in der Literatur). Ein gruppenspezifisches Ausdrucksrepertoire bezeichnen wir dann als 'Stil', wenn das

[4] Die Aufnahmen wurden dankenswerter Weise von Dr. Wilfried Schütte und Prof. Dr. Werner Kallmeyer (IDS, Mannheim) auf CD gebrannt und können als Datenmaterial für linguistische Untersuchungen vom IDS angefordert werden.

Ausdrucksrepertoire einer Gruppe A in der sozialen Perzeption einer Gruppe B als *identitätsstiftende Gestalt* wahrgenommen wird, wobei die bewusste Wahrnehmung in der Regel transitiv, aber im Einzelfall auch intransitiv sein kann. Die soziale Wahrnehmung des Stils kristallisiert sich an bestimmten sprachlichen Eigenschaften und Mustern und wird durch aktuelle Bedürfnisse sozialer Abgrenzung motiviert.

'Varietäten' existieren auch ohne die stilrelevante soziale Perzeption, sie sind in diesem Sinne 'unschuldiger'.

Die Perzeptionsbedingung sei beispielhaft illustriert:

- Der 'Stil' der 68er Studentenbewegung: Studenten grenzen sich mit ihm von der 'traditionellen' Gesellschaft ab – der 'Stil' symbolisiert den sozialen Konflikt.
- 'Feministischer Stil': Soziale Abgrenzung gegenüber traditionellen Frauenrollen.
- 'Ost-' vs. 'Weststil': Soziale Abgrenzung aufgrund 40-jähriger unterschiedlicher kollektiver Sozialisation nach der Wiedervereinigung (1990).

Für diese Fälle gilt: Der 'Sphärengeruch' des Stils haftet der gesamten Rede an[5] und wirkt illokutiv als 'holistische Gestalt'. Die mit ihm verbundenen sozialen Abgrenzungen entstehen im Rahmen notwendiger Koexistenz, Kooperation, häufigen Kontakten, Konflikten und ihren sozialen Aushandlungen zwischen den Betroffenen. Solche Stile unterliegen salienter sozialer Perzeption; sie sind 'markiert', da die mit ihnen einhergehenden Abgrenzungen mit gesellschaftlichen Veränderungen – meist Innovationen – zusammenhängen. Das soll natürlich nicht heißen, dass der Münchener oder Rostocker Stil, der Stil der Landsmannschaft Hintertupfingen oder der deutschen Fußballfans weniger gewichtig wäre. Es soll aber deutlich werden:

- 'Stil' ist keine *latente* Eigenschaft, sondern Output sozialer Orientierungen und gebunden an soziale Praktiken, die als *diskursive Gestalt* – wahrnehmbar an Kernmerkmalen und einer 'Aura', die diese mit einer gestaltbildenden Hülle umgibt – in Erscheinung treten.

---

[5] Pätzold/Pätzold (1995, S. 76) schreiben: „Das Sprachzeichen engt den Spielraum des Meinens und Verstehens in einer aktuellen Situation dadurch ein, daß es die 'Sphäre' aufruft, in der das Sprachzeichen gewöhnlich verwendet wird – in diese Richtung deutet die Metapher vom 'Sphärengeruch'". Wenn 'Ossis' oder 'Wessis' miteinander reden, umgibt den Sprecher eine 'Aura' oder eine 'Duftnote', die 'Ossihaftes' oder 'Wessihaftes' ausströmt.

> Es ist in den methodisch einwandfreisten und zuverlässigsten Versuchssituationen geschulten Beobachtern immer wieder aufgefallen, daß häufig überhaupt keine angebbaren (anschaulichen) Sachvorstellungen da sind; wohl aber ein Bezug (eine Intention) des Denkenden auf ein Stück oder Moment der in seinem latenten Wissen vertretenen Welt […] worauf der denkende Sprecher im Einzelfall erlebnismäßig abzielt, [ist] sphärenartig von anderem abgegrenzt. (Bühler 1934, S. 220)

– ‘Stil’ will gesehen, gehört, geschmeckt … sein. Er gehört zur ‘sinnlich-sozialen Außenwelt der Innenwelt’ und wirkt in seinem Freisetzungspotenzial von Solidarität oder Distinktivität ‘illokutiv’.

Solange die Ostberliner Kommunikationsgemeinschaft unter Bedingungen der Mauer im öffentlichen Berliner Alltag nicht in Erscheinung trat, konnte das breite konsistente Berlinern in den Westberliner Einkaufszentren nicht in Form kollektiver Erfahrung auffallen. Bald waren sich Ost- und Westberliner nur in einem Punkte gegenseitig vollkommen einig: Dass die Ostberliner mehr und die Westberliner weniger berlinern. Stellvertretend für viele ähnlich bewertende Stimmen seien vier typische Stellungnahmen angeführt:[6]

(1) ANTON (BW 44)[7]

A: ja das mit berlinan dis is mir in der tat aufgefalln dass wenn man jemanden in in den medien berlinan hörte dann konnte man sicha sein das is-n ostberlina

Freund: is das immanoch so?

A: +1+ ich denke schon +1+ also stärka zumindestens als in im westen berlins weil da die durchmischung mit mit anderen + ja ja gruppen weiß ich mit unsan wessis um das jetz mal so auf-n punkt zu bringen doch stärka war

(2) MANUELA (B 56 W)

UM: […] hm^ (h) und ehm so mit der ,sprache + ?iss dir da + irgendwie was aufgefalln &wie& wie

---

[6] Für die folgenden Beispiele und Korpusbelege gelten die folgenden, in Dittmar/Bredel (1999, S. 35-39) ausführlich dargestellten Tranksriptionskonventionen für das Berliner ‘Wendekorpus’:

%string%	kurze Pause; längere Pause mit Sekundenangabe
!string!	Dehnung
+; +Zahl+	steigende Intonation
oo, ee	fallende Intonation
string^	auffällige, d. h. beabsichtigte Betonung der dem Symbol
string_	folgenden Silbe
‘silbe	kurzes (Auf)lachen; längeres Lachen mit Sekunden-angabe; lachend gesprochen
@@; @Zahl@; @string@	Wortgrenzen bei zusammengezogenen Ausdrücken
string=string	Selbstunterbrechung, Korrektur
/	Unterbrechung durch einen anderen Sprecher
\	Markierung gleichzeitig gesprochener Passagen,
&string&	
&string&	kommentierende, bewertende Hörersignale
hm, mh	hörbares Ein- und Ausatmen
(h)	Verzögerungssignale
eh, eh:, eh::	Markierung von Fragen
?string?	Kommentar
(STRING)leise	
laut	

[7] ‘W’ steht für ‘West-’, ‘O’ für ‘Ostberliner’.

MANUELA: &@1@&

UM: hast du das emp@funden@ &@&?

MANUELA: &@& na @nervich@ &@1@&

UM: &@1@&

[…]

MANUELA: schon so-n weiß ich nich abaa eh geht vielleicht mir persönlich och nur so ich denke also %ich kann dis einfach nich ab%

UM: ja

MANUELA: hmm + kann sagen wat se will noch so freundlich aba es geht eim irgendwiee gegen den hutstrich

UM: und die ehm sprecher aus ostberlin sagen wa mal die aus dem charitee ?wie war das da^?

MANUELA: wess auch nich iss-n andres berlinern als &in& westberlin

(3) PAULA (BW 14)
eh + ja also n !ganz! gravierender unterschied war + eh wenn wir + für uns n broiler jeholt ham + war dit ein !hähnchen! ja^ ein brathähnchen bei uns war=s halt der broiler + und der heißt bei/ bei uns in der familie heute noch broiler und !nich! hähnchen eh auf jeden fall + klang=n + vielleicht is da och nur persönlicher eindruck die die westberliner alle + sehr jebildet weil sie halt hochdeutsch sprachen ick dachte im ersten moment o gott jetzt musste dich aber anstrengen hier darfste nich ürgendwie so + hm na sagen wir ma bauernmäßig klingst ne^ + aber eh wir ham auch ganz schnell gemerkt dass: hinter dem sprachstil + oft + na ja mehr schein als sein war + und ja die leute konnten sich alle sehr gut ausdrücken + das fehlte uns eigentlich so=n bisschen + dieses dieses selbstbewusstsein dieses ja + ich bin wer und ich zeige das auch jedem wir war=n doch immer mehr zurückhaltender + möchte uns nich loben bescheidener^ und wenn halt der andere was zu sagen hatte bitteschön dann konnte er es sagen^ und ja er konnte ein=n och überzeugen aber bei den westberlinern klang es oftmals sehr überheblich und von sich von sich eingenommen ja^ und dis war eigentlich das was mich eh so=n bisschen störte …

(4) LENA (BW 16)
wenn die den mund aufmachen und die sprechen !hochdeutsch! n perfektet hochdeutsch + und vornehm denn noch dabei + dann sag ick die kommt aus=m westen oder der kommt aus=m westen mit schlips das is=n bankanjestellter ja @@ oder aber n vertreter der von tür zu tür jeht um seine ware anzubieten + und vielleicht dann noch so=n kleen diplomatenkoffer wo wir immer sagten dit sind unsre stasianjehörigen die imma mit so=m koffer spazierengehn ne^ ham ja die meisten außenvertreter ja och alle +3+ ja und im jespräch +2+ ja würd ick sagen an=ner sprache aber in=ner unterhaltung am am/ vom: intellekt her würd ick sagen nehm wir uns nüscht ick würde sagen da sind unsere noch + klüger + wenn man sich intensiv mit denen unterhält + viele + bin ick der meinung +

Der Westkommentar stellt das Faktum 'mehr Dialekt' relativ wertneutral heraus (ANTON, <1>); manche Westberliner sind von der 'Frische' und der 'Na-

türlichkeit' des Berlinerns angetan. Hält man diesen Westberliner Stimmen den soziolinguistischen Spiegel vor, sieht das Ostberliner Schneewittchen so aus: *Die Oststimmen bringen was Neues, Frisches in die Berliner Sprachgemeinschaft, aber deswegen müssen wir Westberliner unser Sprachverhalten nicht ändern, die 'Neuen' sind das, ist doch o. k.* Nicht zu übersehen ist aber auch eine moralisch-bewertende Kommentierung: Ostberliner sprechen eine einfache, undifferenzierte und ordinäre Variante des Berlinischen (MANUELA, <2>) und das Ergebnis ist aus Westberliner Perspektive tadelnswert: *da hat keine Anpassung stattgefunden* (manuela). Auch die Ostberliner/innen (<3> und <4>) setzen sich mit der soziolinguistischen Differenz auseinander. Typisch für die Ostkommentare zum Westverhalten ist die *Doppelbödigkeit* der Bewertungen: Das Westverhalten wird als 'sozialer Mehrwert' charakterisiert: Es klingt gebildet, dem Hochdeutschen näher, gesellger, akzeptabler, einem höheren sozialen Status angemessen; gleichzeitig wird selbstkritisch dem eigenen Verhalten ein gewisser 'Minderwert' unterstellt: Zurückhaltend, weniger selbstbewusst, „bauernmäßig". Der typische feine Unterschied zwischen den Ost- und den Westbewertungen liegt darin, dass erste oft mit Reflexionen über eigene Identifizierungen enden. Manche bekennen sich zum Wunsch nach Anpassung ('komplementärer' subjektiver Verhaltenswunsch zur kritischen Anmerkung von MANUELA). Sie wollen das Berlinische aufgeben.[8] Häufig enden die Ostberliner Bewertungen ***defensiv***: Der *gehobene*, *hochsprachliche* Sprechstil der Westberliner wird mit *Schein* und *Hochglanz* in Verbindung gebracht, dem gegenüber der Redestil der Ostberliner *natürlicher*, *authentischer* und *bescheidener* sei. Die Selbstrechtfertigungen legen den Schluss nahe, dass der Dialektgebrauch als 'negative Identitätszuschreibung' fungiert – 'beschädigte Identität' klingt an.

Vergleichen wir große Mengen gesprochener Ost- und Westberliner Sprache in Bezug auf die Häufigkeit relevanter stadtdialektaler Merkmale, so ist die soziolinguistische Diagnose in Schönfeld (1997), Pszolla (1998) und Dittmar/Bredel (1999) einhellig: Die den Berliner Stadtdialekt sozial markierenden Varianten werden von den Ostberliner Sprechern signifikant mehr benutzt. Heißt das, dass tieferer 'Dialektstil' den Ostberliner zu erkennen gibt? Der Tendenz nach schon: Annahmen über den sozialen Hintergrund, die ja bekanntlich unsere kognitive Unsicherheit über die unberechenbare Fremdhaftigkeit des 'Anderen' reduzieren, verlaufen in dieser Richtung, wobei sicher weitere Indikatoren zur Sicherung solcher Annahmen hinzugezogen werden müssen.

[8] Im Kindergarten von Neuenhagen, einem östlichen Vorort von Berlin, wurde der Verfasser eines Tages von der Mutter zweier Kinder durch das Bekenntnis in Erstaunen gesetzt, dass die Familie sich „seit gestern" entschlossen habe, keinen Berliner Dialekt mehr zu sprechen, denn der würde doch „schäbich" klingen.

Schon diese wenigen Kommentare zu dem sprachlichen Habitusverhalten zeigen, dass Fremdzuschreibungen durch andere – seien es auch nur antizipierte oder vermutete – mit Inszenierungen der eigenen sozialen Gruppenzugehörigkeit einhergehen. Anhand von sprachlichen Habitus- und Stilmerkmalen wird die Statusbedeutung 'hoch' (West) vs. 'niedrig' (Ost) unterlegt, wobei die *Legitimität* einer solchen Unterscheidung gleichzeitig auf Ostberliner Seite hinterfragt wird.

Bleiben wir auf der sprachlichen Ebene, so fallen auch Unterschiede im Gesprächsstil ins Gewicht. Betrachten wir Ost- und Westsprecher jeweils unter sich: Freunde fragen Freunde, wie sie den 9. November 1989 erlebt haben. Die Ostberliner Freundin von LORE hat unsere in einem Seminar der FU Berlin gefasste Entscheidung, Bekannte, Freunde oder Verwandte zum 9. November 1989 rückblickend zu interviewen, so aufgefasst:

(5) LORE (BW 17)
Freundin: also ich möchte dir erst mal dankn dass du dich bereit erklärt hast + ina
Lore : bitte bitte bitte
Freundin: der + neunte november neunzehnhundertneununachzich + is ja nun schon wieder vier jahre her + und unsre studiengruppe + hat sich die aufgabe gestellt + erlebnisse + erinnerungn: an diesn tag zu sammln + äh dieses matrejal wolln wir dann + für den einsatz im unterricht zusammstelln + wir möchtn den schülern möglichst hautnah zeign + welche erinnerung=n + welche gefühle die befragtn unterschiedlichn alters mit diesm tag + verbindn + da du ja viel mehr lebenserfahrung hast als ich + den bau + der mauer selbst miterlebt hast + denk ich dass !deine! erinnerung an den neuntn november neunzehnhundertneununachzich für die schüler intressant sind +2+ wie hast du diesn neuntn november + erlebt
Lore: (h) ph: der neunte november + das war=n tach an dem wa in der schule n + ne sitzung hattn (h) ähm: aber alle wusstn dass + irgend so eine pressekonferenz übertragn würde im fernsehn und jeder wollte die eigenlich sehn und die ging bis siebn + und (h) also ham wa in der schule wie auf kohln gesessn + also jednfalls ich +2+ wie auf kohln gesessn^ +2+ bin flugs nach hause + wenn ich mich nich alles täuscht sogar mip=m taxi und kurz vor siebn erschien ich dann saß auf meiner couch + hatte die hosn schon in den kniekehln saß dort + äh den fernseher an^ +2+ ostn jestellt +1+ jeguckt^ +2+ und kam grade zu recht +3+ wie dieser schabowski^ da so +1+ äh: angeblich so nembei so [AHMT GETUSCHEL VON SCHABOWSKI NACH] äh erzählte^ +2+ dass man nunmehr also ohne irgendein: scheinchen oder so + äh die grenze passiern könnte + so danach war erstmal stille und ick saß mit offnem mund + habe dit !überhaupt! nich interpretiern könn gar nich + saß also mit runterjelassn hosn da wie jesacht + ähm: obwohl noch paar presseleute hinterher ge!fragt! haben und er sachte ja ja ja wenn ick dit + den zettel entnehme + denn is dit so + kann man so ohne und so + ich saß immer noch so da + ähm: dann stand ich auf^ + äh: m stellte den: + westn^ weil da + die die + abendschau kommt + zwanzich nach siebn^ + a-er-de +2+ und da hat der moderator das dann äh: +2+ also noch mal gesacht + in/ und

> er hat=s also auch interpre!tiert! + und !da^! hab ich s erst gecheckt + wenn man sich überlegt dis verging !mindestens! zwanzich + oder dreißich minutn bis das + äh: f/ richtich vordrang +2+ daraufhin sprang ich auf + äh: zog die hosn wieder in richtung taille^ !schmiss! die haustür hinter mir zu +2+ und !wetzte! wie verrückt + zu meiner tochter + ähm: + hab ihr das erzählt +2+ %das hatte se nich gehört + weil sie hatte nischt an% (h) +2+ hab ihr das erzählt + war im prinzip aber wieder n bisschn im zweifel weil + die strassn warn so leer ick hatte mir jedacht da müsse jetz jeder müsste jetzt da unten rumrennen ja^

Die Freundin trägt ihre Interviewfragen im Lesestil vor; der Rhythmus des Sprechens, die gesetzten Pausen, die gleichmäßige Betonung und Aneinanderreihung der Silben und Wörter lässt auf Lesestil schließen.[9]

Welche Funktion hat die mediale Form (*oral* vs. *literal*) der Äußerungen? Zunächst einmal scheint die Sprecherin mit den schriftlich vorformulierten Fragen mitzuteilen, dass sie nicht aus freien Stücken handelt, sondern einen Auftrag „unserer Studiengruppe" hat. Sie möchte, dass dieser Auftrag authentisch übermittelt, korrekt vorgetragen und nicht dem Zufall spontan formulierter Äußerungen unterliegt. Die Interviewfragen sind recht komplex formuliert: Die Sätze sind lang und enthalten manche Einbettungen. Die Fragen selber umfassen viele Gesichtspunkte. Erinnerungen und Gefühle sollen elizitiert werden; es wird unterstellt, dass die Befragte den Schülern etwas Wichtiges mitteilen kann und letztere sollen dieses „hautnah" erleben. Schließlich formuliert die Interviewerin der Freundin gegenüber eine *captatio benevolentiae*, indem sie ihr mehr Lebenserfahrung unterstellt (einschließlich des Miterlebens des Mauerbaus Anfang der 60er-Jahre). Der kompakte literale Stil drückt implizit eine Erwartung an die Interviewte aus: Sie möge all das umfassend beantworten und damit einen *authentischen Bericht* geben. Die Erwartung der Gattung *Bericht* wird nicht *per se explizit* formuliert; sie ist aber sicher u. a. motiviert durch die Formel *ich möchte dir erst mal dankn*, *dass du dich bereit erklärt hast*.

Der lange sprecherwechsellose Diskurs von LORE entspricht dieser Erwartung. LORE erwartet keine Rückmeldemanifestationen von der Fragestellerin außer redebegleitenden *Feedback*-Signalen. Die Berichterstatterin (oder Erzählerin?) erwartet offenbar nicht, dass die Fragestellerin im Sinne eines 'Gesprächs' (interaktiver Austausch) in Teile ihres Berichtes eingreift. Offenbar haben die beiden Gesprächspartner/innen aneinander gemeinsam geteilte Erwartungen.

Wenn man die Dimension 'Oststil' in LORES Diskurs wahrnehmen will, muss man sich den gesprochenen Text anhören. Die Prosodie fällt ohne große

[9] Die Leser dieses Beitrags sollten sich unbedingt die originalen Diskurspassagen anhören, um selber einen Eindruck von dem Stil in diesem Interview zu bekommen und den Unterschied zwischen gedruckten Wörtern (Transkription) und der mit einer bestimmten Intonation/einem bestimmten Sprechrhythmus gesprochenen Sprache wahrnehmen zu können. Das Gleiche trifft für den Beginn des weiter unten zitierten Westinterviews zu.

Schwankungen aus („Treppe rauf" fehlt, nach Selting und anderen eine typische Eigenschaft des Berlinischen), Fokussierungen und emotionale Unterstreichungen bleiben weit gehend aus. Obwohl es sich um eine *Erzählung* handeln sollte (ganz persönliche Ereignisse an einem doch für die damaligen DDR-Bürger höchst bedeutungsvollen Tag werden wiedergegeben), fällt die Verbalisierung wie eine lange formale Aufgabe aus, die alle sprachlichen Bedingungen eines 'Berichtes' erfüllt. Teilweise kommt Berlinisch durch, teilweise fällt es dem Filter des formalen Registers zum Opfer.

Auffällig ist die gewählte und unter Kontrolle vorsichtig gestaltete Sprechweise. Streckenweise hört sich für das Westohr, das bei Erzählungen eher lockeren Stil gewohnt ist, die Erzählung so an, wie wenn jemand vor einem Ausschuss eine Zeugenaussage macht. Dabei wird die Fernsehdurchsage von Schabowski am Abend des 9. November als theatralische Inszenierung behandelt, Schabowski selber wird durch Stilwechsel in den Berliner Dialekt karikiert (mit dieser Kontextualisierung im Dialekt distanziert sich LORE von ihm); sie ist zwar selber Sprecherin des Berlinischen, wählt aber hier eine halbformale Sprechweise. Es entsteht ein seltsamer Kontrast zwischen den umgangssprachlichen, berlinischen Wortwahlen und dem planend, kontrollierend, gesetzt formulierenden Stil:

(6) LORE (BW 17)
kurz vor siebn erschien ich dann saß auf meiner couch + hatte die hosn schon in den kniekehln saß dort + äh den fernseher an^ +2+ ostn jestellt +1+ jeguckt^ +2+ und kam grade zu recht +3+ wie dieser schabowski^ da so +1+ äh: angeblich so nembei so [AHMT GETUSCHEL VON SCHABOWSKI NACH] äh erzählte^ +2+ dass man nunmehr also ohne irgendein: scheinchen oder so + äh die grenze passiern könnte + so danach war erstmal stille und ick saß mit offnem mund + habe dit !überhaupt! nich interpretiern könn gar nich + saß also mit runterjelassn hosn da wie jesacht + ähm: obwohl noch paar presseleute hinterher ge!fragt! haben und er sachte ja ja ja wenn ick dit + den zettel entnehme + denn is dit so

Dem inszenierenden Bericht entspricht der Rhythmus: kleine Einheiten mit Pausen dazwischen. Eine leichte Steigerung zeigt, dass Spannung inszeniert werden soll. Die Ereignisse werden jedoch nach wie vor nach Prinzipien der Gattung *Bericht* angeordnet (indirekte Rede und Konjunktiv I sind Indikatoren eines formalen, Eigenschaften des Berlinischen Indikatoren eines informellen Registers). Die Kontamination des formellen und des informellen Registers ist für die Schilderung ihrer 'Aufregung' typisch: Sie springt auf, zieht die Hosen wieder in Richtung Taille, schmeißt die Haustür hinter sich zu und *wetzte wie verrückt zu ihrere tochter* etc. Sie erzählt dies jedoch so, als habe SIE dies nicht selbst erlebt, sondern eine andere Person. Sie formuliert ihre persönlichen Erlebnisse in einem berichtenden Stil. Anders ausgedrückt: Sie formuliert alles mit Distanz zu ihrer eigenen Person.

Das Interview scheint hier im Sinne eines formalen, öffentlichen Registers realisiert zu sein und dementsprechend wird das Emotionale, Informelle unter die Anforderungen des formalen Stils untergeordnet.

Nehmen wir im Kontrast dazu die Erzählungen von LEA (B 57 W). Die Eingangsfrage ist ganz locker: „Wie hast du den 9. November 1989 erlebt?" Dann zeigt sich, was für Westberliner typisch ist, dass sie sich gar nicht so genau an die Details erinnern können (manifeste „Minderbetroffenheit" durch die Ereignisse). Es findet sich wenig Inszeniertes, wenig Gewolltes; es kommen für die informelle gesprochene Sprache typische Selbstkorrekturen, Wiederholungen, Ellipsen vor; die stilkonsistente sprachliche Form gleicht der berlinischen Umgangssprache. Wir haben es hier mit dem authentischen Register 'Erzählen' zu tun und die Art der Ausgestaltung ist unmarkiert, unprätentiös und locker.

(7) LEA (B 57 W)

Freundin: ?wie hast du den neunten elften neunzehnhundertneununachtzich erlebt?

Lea: (h) ehmm +1+ ja ich/ ich hab mich ehm sehr drüba gefreut dass die/ dass die maua auf war (h) und dass viele leute aus ostberlin dann/ dann jetz hier rübakomm konnten und dass wir uns mit den treffen konnten (h) und + ja dis/ dis hat eingtlich ziemlich lange angehalten diese/ diese freude ich hab se eingtlich heute noch ich freu mich also heute noch dassß &se&/

Freundin: &hm&

Lea: dass sie aufgegangen iss die maua (h) und ehmm ja ich bin dann auch rüba also erst am/ am eh am neunten am achten war-s ne also dann erst ein tach &späta&

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal einige der Bestimmungskriterien von *Stil* durch Kallmeyer (Hg.) (1994, S. 30):

> Stile sprachlichen Verhaltens sind ein wesentliches soziales Unterscheidungsmerkmal, und ihre Ausprägung ist mit der Ausbildung von sozialen Welten und der sozialen Identität von Gruppen und größeren Gemeinschaften verbunden. Ihre Analyse gestattet die Aufdeckung der sprachlichen Mechanismen von sozialer Trennung und Integration.

Zu der „sprachlichen Ausprägung" rechnet Kallmeyer „Handlungsformeln für die Herstellung von sozialem Zusammenhalt" (bestimmte Normen), „Symbolisierungsformen" als „stabile Orientierungen der Sprecher" und nichtsprachliche Verhaltensweisen. In der folgenden kleinen Tabelle habe ich unter den Stichwörtern 'Westberliner' und 'Ostberliner' Leiturteile zusammengetragen, mit denen sich die Gruppen im Bezug auf ihre Sprache kategorisieren.

WESTBERLINER ÜBER OSTBERLINER	OSSIS ÜBER WESSIS
Unsicher, autoritätshörig, würdelos und unselbstständig, unfreundlich, ausländerfeindlich, hart und unpersönlich, einfache, umgangssprachliche, oft dialektale Varietät; unqualifizierter Redestil, „Zerstörer ihrer selbst", JAMMERLAPPEN/JAMMEROSSI	kaltschnäuzig, arrogant und besserwissend, selbstbewusst, autoriär, überlegt, „neigen dazu sich besser darzustellen", „mir is aufgefallen, dass um alles geredet wird und letztlich ganz wenig rauskommt", redegewandt, aber nur „Fassade", herzlich, aber trocken und „businesslike", BESSERWESSI

Die im Korpus verstreuten Stereotypen betreffen das gesamte kommunikative Verhalten. Bei einigen Attributen ergeben sich paarweise Wertekomplimente: AUTORITÄTSHÖRIG – ARROGANT; UNPERSÖNLICH/AM 'ALTER' ORIENTIERT – EGO-ZENTRIERT; UNSELBSTSTÄNDIG – BESSERWISSEND, die in den Hyperstereotypen 'Jammerossi' und 'Besserwessi' ihre Klammer haben. Die Wertegegensätze vermitteln den Eindruck einer Statusasymmetrie: OST niedriger Status ('Dominierte'?), WEST hoher Status ('Dominierende'?).

Gibt es eine expressiv-sprachliche Analogie im Stil?

3.

Zweifellos ist der Ausdruck sozialer Identität mit einem 'Oststil' und einem 'Weststil' verbunden und in den sozialen und sprachbezogenen Kategorisierungen auch nachvollziehbar: Der 'Oststil' wäre dann grob mit folgenden Eigenschaften verbunden:

- Umgangssprachliche bis dialektale Stilebenen, die in formellen Kontexten von einer schriftsprachlich-steifen Registerebene überlagert werden; eher kategorische Unterschiede zwischen informellen Registern (Familie, Freunde) und formellen (öffentlichen) Registern (kein Registerkontinuum).
- Direktheit, Authentizität, Natürlichkeit und Bescheidenheit im Bezug auf die verbale Darstellung der eigenen Person in Gesprächen.
- Betonung eines Ich-entlasteten eher kollektiven Standorts in den kommunikativen Ereignissen, individuelle Zurückgenommenheit (weniger „ich", mehr „man"), im Vordergrund der meisten Formulierungen bleiben kollektive und gruppenspezifische Themen, das Ego bleibt im Hintergrund.

Auf der Wittenberger Tagung „Deutsch-deutsche Sprach- und Kommunikationserfahrungen nach der Wende" wurde immer wieder der Versuch unternommen, durchgängige sprachliche und kommunikative Merkmale eines 'Oststils' zu isolieren (z. B. der Händedruck bei der Begrüßung). Auf der Ebe-

ne schriftlicher Texte, vor allem solcher, die vor 1995 geschrieben wurden, lassen sich stilistische Elemente klar isolieren (vgl. hierzu Auer 2000). Auch die Untersuchungen von Hellmann (1997) haben hier durchgängige Merkmale festgestellt. Sei es aber nun, weil wir nicht viele authentische Aufnahmen nach dem Mauerfall haben, sei es, weil die Situation und die Rollen der Teilnehmenden an einer Konversation unberechenbare sprachliche und kommunikative Verschiebungen in die eine oder andere Richtung bewirken: für nahezu alle 'regulativen' Merkmale bzw. konstitutiven Regeln lassen sich Gegenbeispiele anführen; wir kommen daher zu dem Schluss: A gilt in Kontext X, aber nicht in Kontext Y oder tritt in Redekonstellation B auffällig in Erscheinung, bleibt jedoch relevanzlos in Redekonstellation C.

Als Ausweg aus dieser Sackgasse forderten manche Linguisten, man möge doch bitte erst einmal den 'Weststil' definieren, denn dieser sei ja der Stil der 'Zielgesellschaft' nach der Wiedervereinigung; der 'Oststil' ergäbe sich daraus als Abweichung. Diesem soziolinguistischen Lackmustest gehe ich im Folgenden nach, da die Diskussion der Ost-West-Unterschiede das Hinterfragen einer Dimension in sich birgt, die bisher keinen deutschen Sprachwissenschaftler zu untersuchen motiviert hat: die unhinterfragt geltenden naturwüchsigen westlichen Normen und kulturellen Werte kritisch auf ein Ausdrucksrepertoire 'Weststil' zu prüfen. Die interkulturelle Auseinandersetzung um sprachliche Verhaltensmodelle in Ost und West (*Wer spricht das wahre Deutsch?*, Reiher/Läzer 1993) eröffnet geradezu suggestiv die Möglichkeit, aus der eigenen befangenen Perspektive herauszutreten und sich, in einem Perspektivenwechsel, mit Determinanten westlichen Stils auseinander zu setzen.[10] Kallmeyer (Hg.) (1994, S. 22) weist zu Recht darauf hin, dass ein Stil an einer „Leitfunktion" erkannt werden muss, die „modellhafte, erfolgreiche und als authentisch empfundene Verhaltensweisen" einbindet.[11] Die westdeutsche Gesellschaft kann unter sprachlichen und kommunikativen Gesichtspunkten auch als eine „kommerz- und konsumorientierte Kommunikationsgemeinschaft" betrachtet werden. Zum Zusammenhang von Markt,

[10] 'Weststil' mit Hilfe expliziter Kriterien und als Regularitäten soziolinguistisch zu rekonstruieren, ist ein Problem der Quadratur des Kreises. Es bietet sich an, kontrastiv zu arbeiten. Dann müsste man jedoch regional- und lokal bedingt Dialektunterschiede draußen lassen, sowie situations- und interaktionsrollenbedingte Unterschiede neutralisieren. Kurzum: Die Dimension 'Ost-West' könnte nur aufgabenbezogen unter Konstanthaltung situativer, interaktiver und kontextueller Bedingungen ermittelt werden. Prototypisch würde sich hierfür die kommunikative Gattung 'Bewerbungsgespräch' eignen (vgl. Birkner 1999 und Kern 2000).

[11] Moderne Theaterstücke, wie sie derzeit an der Schaubühne aufgeführt werden (*Shoppen und Ficken* von Sarah Cane), haben eine solche *Leitfunktion* westlichen Stils klar erfasst und tun sich weniger schwer, einen solchen Stil darzustellen und kritisch zu bewerten; Wissenschaftler können solche Risiken eben nicht eingehen.

Kultur und Kommunikation hat Marcuse (1969, S. 26 ff.) grundlegende und m. E. tiefere Einsichten geliefert als die heutzutage populären Schriften von Bourdieu (1982). Nach Marcuse ist der kreative Umgang mit und das Freisetzungspotenzial von Sprache durch Konsumzwang und „Konsumentenökonomie" eingeengt und durch „repressive Toleranz" 'fehlgeleitet'.[12]

Zur Bestimmung des westdeutschen Stils können wir weder eine Merkmalliste vorlegen noch die Gründzüge eines Ausdrucksrepertoires präzisieren. Die folgenden Überlegungen sollen Denkanstöße für linguistische Präzisierungen liefern.

AUSGEWÄHLTE EIGENSCHAFTEN WESTDEUTSCHEN STILS

- Thematische Wendungen, die sich aus Arbeits-, Wirtschafts- und Konsumbedingungen ableiten (Gewerkschafts-, Wettbewerbs-, Arbeits- vs. Freizeitvokabular, Antagonismen aus dem „existentiellen Lebenskampf").
- Präferenzhierarchien im Alltag in Bewertungen wie 'jung und schön' als Leitprinzip im Bereich individuelle Geltung und Erfolg, die Verachtung dieses Prinzips in der realexistierenden Wirtschaft (die Jugend hat wenig Chancen; 'Schönheit' bietet keine Garantie).

---

[12] Eine Konstruktion und Rekonstruktion des 'westdeutschen Stils' auf der Folie der Marcuseschen „Konsumzwangtheorie" muss einem anderen, ausschließlich dieser Fragestellung gewidmeten Beitrag vorbehalten bleiben. Anhaltspunkte liefert die folgende Passage aus Marcuses „Versuch über die Befreiung":

> Ist einmal eine besondere Moral als Norm sozialen Verhaltens etabliert, so ist sie nicht bloß verinnerlicht – sie arbeitet ebenso als Norm des 'organischen' Verhaltens: der Organismus empfängt und reagiert auf gewisse Stimuli, 'ignoriert' andere und weist sie im Einklang mit der introjizierten Moral ab, die derart die Funktion des Organismus als lebender Zelle in der jeweiligen Gesellschaft behindert oder begünstigt. Auf diesem Wege re-kreiert eine Gesellschaft, diesseits von Bewußtsein und Ideologie, Verhaltensmuster und Wünsche als Teil der 'Natur' ihrer Mitglieder.
>
> Diese Natur nennt Marcuse „zweite Natur".
>
> Die sogenannte Konsumentenökonomie und die Politik des korporativen Kapitalismus haben eine zweite Natur des Menschen erzeugt, die sie libidinös und aggressiv an die Warenform bindet. Das Bedürfnis, technische Gebrauchsartikel, Apparate, Instrumente und Maschinen zu besitzen, zu konsumieren, zu bedienen und dauernd zu erneuern, Waren, die den Leuten angeboten und aufgedrängt werden, damit sie diese selbst bei Gefahr ihrer eigenen Zerstörung gebrauchen, ist zu einem 'biologischen' Bedürfnis im soeben definierten Sinn geworden. Die zweite Natur widersetzt sich jeder Veränderung, welche diese Abhängigkeit der Menschen von einem immer dichter mit Handelsartikeln gefüllten Markt sprengte oder vielleicht abschaffte […]. (Marcuse 1969, S. 26 f.)

- Geschlechterstereotype: Verbindung des Geschlechts mit bestimmten Verwertungszusammenhängen, ihre Ableitung aus wirtschaftlichen Grundlagen.
- Übernahmen aus dem amerikanischen Englisch; Gebrauch des Englischen als Prestigevarietät.
- Die dialektische Wirkung der Werbesprache: die Werbesprache wird in der Spannung zur Alltagssprache formuliert („damit sie ankommt, muss sie an das Alltagsbewusstsein anknüpfen"), gleichzeitig gehen die von der Werbung geprägten Sprüche wieder in die Alltagssprache ein; ironische Verwertung und Umwertung von Werbesprüchen bei gleichzeitiger materieller Grundlegung kommunikativer Intentionen mittels bekannter, werbewirksamer Sprüche; Nutzung von Werbesprüchen zur äußeren Darstellung/Identifikationen im sozialen Kontext.
- Euphemismen, sprachoptisch aufhellende (überfreundliche) Bezeichnungen, sozial legitimierte Lügen (Arbeitszeugnisse, Gutachterstile, Persönlichkeitsbewertungen etc.).
- Vertrautheit mit Interviewstilen, verbraucherbezogenen öffentlichen Anfragen, spaß- und werbebezogenen Kommunikationsanlässen: praktisches, thema- und bedürfnisbezogenes Einsteigen in solche Kommunikationsanlässe, Bewältigung der dabei auftretenden Aufgaben, Vertrautheit mit dem Zeitbudget im Rahmen solcher Aufgaben, Zurückstellen von Moral in geschäfts- und konsumbezogenen Kommunikationskontexten.
- Kommunikative Praktiken: oberflächliche, auf Witz, Spaß und Gefallen hinausgehende Kommunikationsakte (im Unterschied zu tief schürfenden, moralisierenden, nicht verwertbaren und nicht unmittelbar materiellen Nutzen bringenden Kommunikationsakten).

Was 'westdeutscher Stil' genannt werden kann und welche Orientierungen er für ethische, moralische und zukunftsbezogene Bewertungen von Oralität und Literalität gibt, hat die Sprachwissenschaftler bisher wenig beschäftigt.[13] Im makrostrukturellen Rahmen soziolinguistischer Untersuchungen müssten institutionelle Gattungen (vgl. Luckmann 1986) und private Gesprächsstrukturen auf Eigenschaften eines westlichen Stils untersucht werden. Dazu würde sich die Untersuchung von Werbe- und Anzeigensprache, Metaphern im Alltag und im wirtschaftlichen Leben (vgl. Lakoff/Johnson 1980) eignen. In der Perspektive des Sprachphilosophen, der die Hülle des neutralen Linguis-

[13] Sprachkritik und Sprachreflexion gibt es nach Antos (1996) im Rahmen der sog. 'Laienlinguistik'. Auch Habermas, und andere Philosophen haben sich mit Normen, ethischen und moralischen Aspekten des Sprachgebrauchs auseinander gesetzt.

ten einmal kurz verlässt, stellt sich dann der westdeutsche Stil als eine Fortsetzung von lexikalischen Wahlen unter deutschen Ausdrucksmitteln mit kommerziellem Fokus dar. Eine explizite reißbrettartige großflächige Beschreibung des westdeutschen Stils kann schon deswegen nicht gelingen, weil wir diesen als eine Koine von Varietäten und gruppengebundenen Ausdrucksrepertoiren herausfiltern müssten. Was die Stildefinition und die Isolierung von Stilen anbetrifft, ergeben sich aus dem Problem, Oststil gegen Weststil abzugrenzen, aber konstruktive kritische Fragen, die für Stilbestimmungen allgemein von Bedeutung sind:

- Kann man Stil 'an sich' oder nur im Unterschied zu/im Vergleich mit einem anderen Stil erfassen? Besteht ein bestimmter Stil für sich oder ist er nur aus Kontrast zu einem anderen Stil zu verstehen? Wir wissen ja, dass Dialekte und andere Varietäten nur im Bezug auf das Deutsche als Hoch- oder Standardsprache beschrieben werden können; verhält es sich mit Stil ähnlich?
- Gehen *soziale Bewertung* in Stildefinitionen und Stilbeschreibungen ein? Der Linguist würde ja den Standpunkt vertreten, zwei Stile als für in sich selbst stimmig zu betrachten; nun sind ja im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung immer wieder Fragen aufgetaucht wie: Wer spricht das wahre/bessere/kompetentere/richtigere Deutsch? Um diese Fragen geht es im Unterschied von Ost- und Westsprache, d. h. die soziale Welt, die dahinter steht, erfährt soziale Polarisierungen. Im Verhältnis vom Ost- zum Weststil spielt der soziale Status der Ausdrucksrepertoire eine wesentliche Rolle. Wird ein Stil als besser und dominanter und der andere als weniger geeignet angesehen?

Zu den „Konstituenten sozialer Stile" gehören nach Kallmeyer (Hg.) (1994, S. 31) „längerfristig stabile Orientierungen der Sprecher". Liegen diese in unserem Falle vor?

Aufgrund der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 ist die ehemalige DDR mit allen rechtlichen, soziokulturellen und juristischen Bedingungen in die Verfassung und die Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik übernommen worden. Das bedeutet, dass eine Gesellschaft mit völlig anderen sozialen Organisationsformen, Orientierungen, rechtlichen und soziokulturellen Bedingungen aufgelöst wurde und in ein anderes Modell überging. Die sprachrelevanten Sachverhalte habe ich in der folgenden Übersicht zusammengestellt.

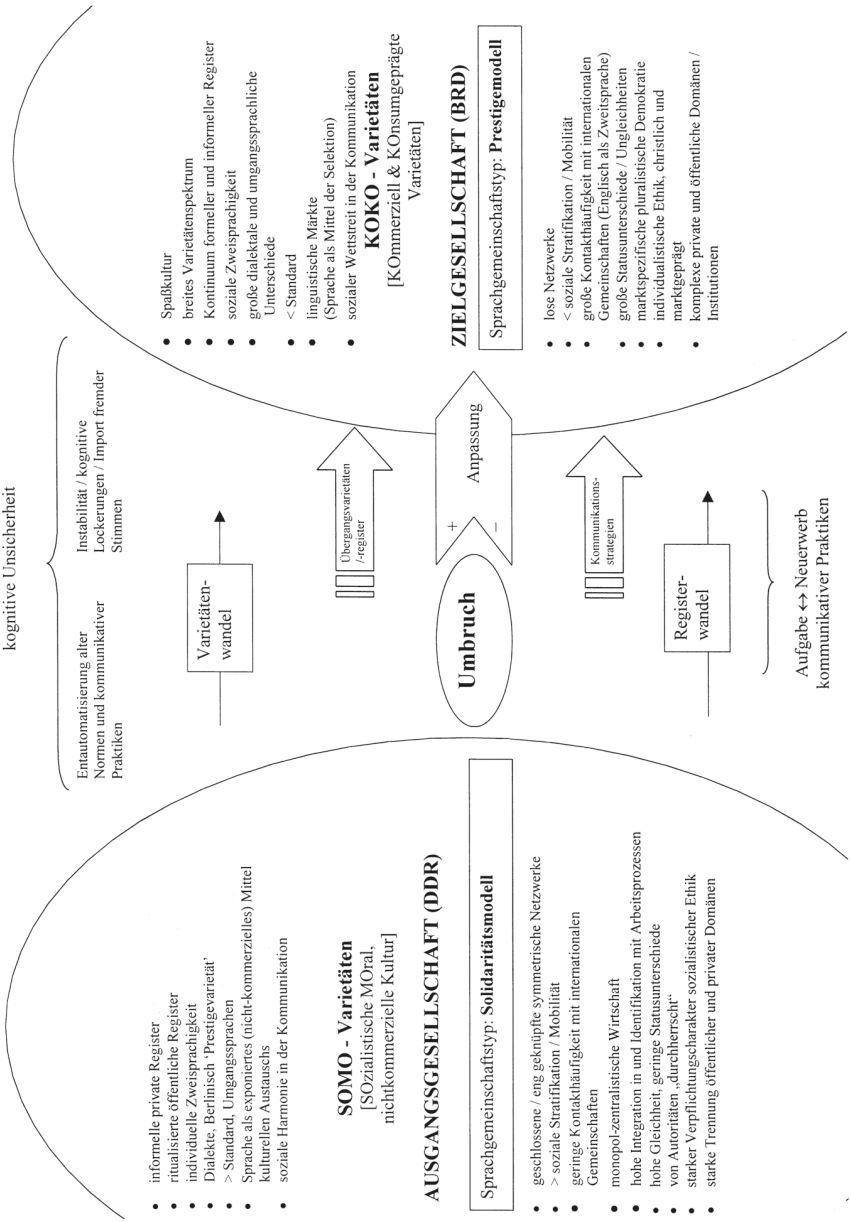


Abb. 1 | Umbruch und Transfer

Aus diesem sprachsoziologischen Systemvergleich ergibt sich als zentrale Differenz der Unterschied zwischen den SOMO-Varietäten (**So**zialistische **Mo**ral, nicht kommerzielle Varietäten) und den KOKO-Varietäten (**Ko**mmerziell- und **Ko**nsumoriente Varietäten). Da es sich um eine nicht hintergehbare, endgültig vollzogene, abrupte und endgültige Annullierung eines einmal existierenden Staates und der Übernahme der zu diesem Staate gehörenden Volksgruppen in eine andere Gesellschaft handelt, wird in Anlehung an die migrationslinguistische Sprachsoziologie von *Ausgangsgesellschaft* und *Zielgesellschaft* geredet. Mit dem Sprachgemeinschaftstyp 'Solidaritätsmodell' sind eine Menge von makro-soziolinguistischen Parametern definiert, die auch letztlich den Stil des Einzelnen in dieser Gesellschaft in starkem Maße bedingen. Es besteht also kein Zweifel daran, dass die Orientierungen der gesamten kollektiven Sprachgemeinschaft einen bestimmten Stil über 40 Jahre hervorgebracht haben und dass wir diesen Stil, wenn auch nicht in geschlossener Form, so doch als holistische *Gestalt* idealtypisch wiederfinden. Genauso wenig kann Zweifel daran bestehen, dass, in der Perspektive der Angehörigen der ehemaligen DDR, ein 'Weststil' existiert, der durch großflächig organisierten *Spaß*, Konsumzwang (im Sinne Marcuses) und Wettbewerb auf den verschiedenen Kapitalmärkten operationalisiert ist. Zweifellos trifft auch zu, dass die westdeutsche Gesellschaft von konsumorientierten, amerikanischen Normen und Moralvorstellungen „durchherrscht" und letztlich auch eine fassettenreiche Kopie dieses westlichen Prestigemodells ist. *Prestigemodell* bedeutet ja: Sprache kovariiert mit Status- und Marktstrukturen, die Belastung des Individuums im sozialen Geschehen ist – wie das Private gegenüber dem Öffentlichen – markiert.

Betrachten wir zunächst das Definitionskriterium „längerfristige stabile Orientierung". Anders als im Falle der Konstitution von Vereinen, Institutionen, Organisationen … im Rahmen einer stabilen Gesellschaftsform (z. B. BRD seit 1950), in der sich Gruppen mit entsprechendem sozialsymbolischem Ausdrucksrepertoire bilden, verhält es sich im vorliegenden Fall umgekehrt: Alle stützenden Pfeiler einer „stabilen Orientierung" entfallen mit dem Verlust aller ehemals existierenden Institutionen in der DDR. Da durch den Vereinigungsvertrag die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Verhaltens vorgegeben sind, gibt es keinen anderen Zugang zu der 'neuen Gesellschaft' als den durch kurzfristige bzw. langfristige Anpassung mit der Perspektive der Einflussnahme auf Veränderungen. In dem explizierten Sinne bleiben die Richtungsnormen und Orientierungen der BRD-Westgesellschaft bestehen, ja sie müssen sogar als die Ziel- und Leitnormen der neuen Mitbürger betrachtet werden, wiewohl in ihrer Legitimität legitimerweise durch die neuen Mitbürger zumindest teilweise in Frage gestellt.

Zwischenbilanz: Aus der Perspektive der neuen Ostmitbürger gibt es den 'Weststil' als Leitnorm und als stabile Orientierungsgröße, wiewohl sehr heterogen und sozial differenziert nach Domänen und Märkten, und trotz der

Tatsache, dass die Kontakte zwischen Ost- und Westbürgern lokal zu Veränderungen führen, vor allem dort, wo Westbürger als Minderheiten in den neuen Ostländern arbeiten. Wenn es nun eine Tatsache ist, wie Erhebungen zu verschiedenen Zeitintervallen im Laufe der letzten 10 Jahre deutlich belegen, dass 'Oststile' sich im 'Umbruch' befinden (vgl. Dittmar/Bredel 1999) und das „Ungleichzeitige des Gleichzeitigen" ständig zu sprachlichen Umorientierungen führt, so stellt sich fast paradoxerweise heraus: **Anstatt von 'Oststil' sollten wir lieber im Plural von 'Umbruchstilen' reden** (und diese genauer beschreiben); damit ist aber die soziolinguistische Aufgabe, die Kommunikationsformen der Westgesellschaft als 'Weststil' zu beschreiben, nicht gegenstandslos: dieses soziolinguistische Desiderat bleibt aufgrund des besonderen gesamtdeutschen sprachsoziologischen Hintergrunds bestehen; vielleicht würde niemand auf die Idee kommen, so etwas wie 'Weststile' zu beschreiben, da diese mehr oder weniger konkurrenzlos etabliert sind und überall alltäglich und fraglos praktiziert, von keinem bedrohlichen 'Gegenstaat' angefochten und somit auch nicht daraufhin befragt werden können, ob sie genügend kommunikative Ressourcen für unsere Kinder bereit stellen und genügend Flexibilität für unangepasste Rollen, Alternativen für (nicht am Kosum und am Kommerz orientierte) 'Marktaußenseiter' lassen. Paradoxerweise könnte uns das Fortbestehen 'ostspezifischer Umbruchstile' weiter ein Anlass dafür sein, die eigenen Normen kritisch zu hinterfragen …

4.

Resümee der bisherigen Überlegungen: 'Ost-' und 'Weststil' sind jeweils Ausprägungen zweier sozialer Kategorien, mit denen nach Hausendorf (2000) Prozesse der sozialen Kategorisierung einhergehen und entsprechend „soziale Stile". Wir haben gezeigt (Dittmar/Bredel 1999, S. 115-134), dass es in der Anfangsphase der Wiedervereinigung, vor allem in den ersten 5 Jahren, lebhafte Kategorisierungen verschiedener Art zu dem Verhalten von Ost- und Westdeutschen gegeben hat, einschließlich der Sprache. Im Großen und Ganzen beziehen sich die sozialen Kategorisierungen von Ostberlinern durch Westberliner auf Kompetenzbewertungen in den Bereichen Arbeit und Bildung, aber auch in Bezug auf Sprache, Freizeitverhalten und Umgang mit der neuen Freiheit. Wir haben diesbezüglich festgestellt (Dittmar/Bredel ebd.), dass die Westdeutschen den Ostdeutschen vor allem in den Bereichen *Arbeit* und *Bildung* eine geringere Kompetenz zuweisen und dies aus der Position der überlegenen, dominanten Gruppe formulieren. Zwar wurden einzelne Eigenschaften der Ostberliner auch immer wieder positiv bewertet, insgesamt aber eher die negativen hervorgehoben. Dabei wurde die Dynamik des Umbruchs deutlich: Solche Kategorisierungen entstanden zunächst einmal über den jeweils Anderen im narrativen Diskurs anhand von Ereignissen und Handlungen, die in Erzählungen formuliert werden. Der nächste Schritt be-

stand darin, dass bestimmte Eigenschaften kurzen überschaubaren Äußerungen zugeschrieben wurden (deskriptive Kategorisierung); den abschließenden Schritt in diesem Prozess stellten die *Stereotypen* dar. (Eine Übersicht über die Stereotypen im Einzelnen findet sich in Dittmar/Bredel 1999, S. 120 ff.). Westberliner wenden mehr und differenziertere Stereotypen auf Ostberliner an, ihre Kategorisierungen sind direkter und vielleicht auch mit mehr Distanz formuliert. Die Stereotypisierungen der Westberliner durch die Ostberliner weisen in der Regel Sprechakte des Vorwurfs auf (meist vermittelt durch „andere Stimmen", Polyphonie), diese werden jedoch dann kommentiert und häufig korrigiert bzw. zurückgewiesen (verbunden mit Erläuterungen und Hintergrundinformationen für die Westberliner). Die Oststereotypisierungen der 'Wessis' fallen defensiver aus.

Stereotypen und soziale Kategorisierungen verändern sich also, es vollziehen sich für die Einzelnen und für Gruppen Konvergenzen und Divergenzen; dieser Prozess manifestiert sich in 'Umbruchstilen':

Dass Zustände, die auf der Oberfläche gleich oder ähnlich sein mögen, recht verschieden sein können, darauf hat Bloch in seinem Beitrag „Ungleichzeitigkeit und Pflicht zu ihrer Dialektik" (1973, S. 104) hingewiesen. Bloch schreibt:

> Nicht Alle sind im selben Jetzt da. Sie sind es nur äußerlich, dadurch, daß sie heute zu sehen sind. Damit aber leben sie noch nicht mit den Anderen zugleich. Sie tragen vielmehr Früheres mit, das mischt sich ein. Je nachdem, wo einer leiblich, vor allem klassenhaft steht, hat er seine Zeiten. Ältere Zeiten als die heutigen wirken in älteren Schichten nach; leicht geht oder träumt es sich hier in ältere zurück … Doch wie, wenn es außerdem, durch nachwirkende altbäuerliche Herkunft etwa, als Typ von früher, in einen sehr modernen Betrieb nicht paßt? Verschiedene Jahre überhaupt schlagen in dem Einem, das soeben gezählt wird und herrscht. Sie blühen auch nicht im Verborgenen wie bisher, sondern widersprechen dem Jetzt; sehr merkwürdig, schief, von rückwärts her. (ebd.)

Was hat die 'Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen' mit *Umbruch* und *Stil* zu tun?

Stil bezieht sich nach Ansicht des Projektes 'Kommunikation in der Stadt' (Kallmeyer (Hg.) 1994, S. 22 f.) in Anlehnung an die Chicagoer Schule auf „Verhaltensstile" einer spezifischen „sozialen Welt" unter Bezugnahme auf die „soziale Identität der Beteiligten und ihrer sozialen Beziehungen".

Wie behandeln wir nun das Problem, das Bloch in dem zitierten Sinne offenlegt: Dass Individuen oder Gruppen in einer Umgebung aktueller Modernität leben, während ihr soziales und individuelles Selbstverständnis prämodernen Formen verhaftet bleibt, d. h., sie bewegen sich zwar physisch in dem modernen Sozialraum, befinden sich jedoch mit ihrem Bewusstsein, ihrer individuellen und sozialen Identität, im „Gestern", in einem früheren kul-

turellen Zustand.[14] In der Abbildung 1 hatten wir bereits auf makrostrukturelle Ebene die Parameter spezifiziert, die im soziokulturellen Umfeld der ehemaligen Ostgemeinschaft und in dem aktuellen soziokulturellen Umfeld der westlichen Zielgemeinschaft stark divergieren. Während nun Bloch sich auf den Tatbestand bezieht, dass aufgrund von Industrialisierung handwerkliche oder agrarische Erwerbszweige einfach fortfallen und die in diesen Bereichen tätigen Menschen sich an andere Strukturen anpassen müssen, ist die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen" im Falle der Integration der ehemaligen DDR-Angehörigen in die 5 neuen Bundesländer (BRD) weniger naturwüchsig, sondern Ergebnis eines Staatsvertrages, mit dem die alten Prinzipen soziokultureller Zugehörigkeit annulliert und neue Bezugssysteme als verbindlich und legitim etabliert werden. Hat es vorher eine gewisse Stabilität in der sozialen Identität gegeben, verflüssigt sich letztere in kognitive Unsicherheit und in notwendige Anpassungstrategien an die neuen soziokulturellen Bedingungen. In diesem Prozess des Umbruchs wirken die Habituskräfte der vergangenen Sozialisation weiter fort, werden aber durch neu zu erwerbende Verhaltensstile gebrochen; die Mischung aus Anwendung automatisierter Verhaltensweisen, kognitiver Unsicherheit und Strategien im Umgang mit den neuen kommunikativen Anforderungen manifestieren sich in '*Übergangsstilen*'. Solche Übergangs- oder Umbruchstile haben u. a. folgende Merkmale:[15]

- Ein erhöhtes Aufkommen von Selbstkorrekturen (z. B. „Team" statt „Kollektiv");
- erhöhtes Aufkommen von gleitendem Personalpronominagebrauch: z. B. 'Hin- und Herpendeln' zwischen *ich*, *du* und *man*;
- auffälliger Gebrauch von Vagheitsausdrücken, z. B. Indefinitpronomina wie *irgend-* (wer, wo, wie etc.), *so* (in Kombinationen mit anderen Morphemen);
- auffälliger Rückgriff auf Be- und Verarbeitungsformeln wie *weß ick*, *weß ick nich*, *muss ich ehrlich sagen* etc.;
- erhöhter und expansiver Erläuterungsbedarf bei Bewertungen von Handlungsergebnissen bzw. Ereignissen;

[14] Z. B. würde dies Personen charakterisieren, die im Kaiserreich gelebt haben und nach dem 1. Weltkrieg ab 1919 in einer Demokratie leben; die modernen Lebensformen ändern sich mit der politischen Repräsentation des Staates, die inneren Bewusstseinszustände und die soziale Identität bleiben jedoch den kaiserlichen Sozial- und Kulturformen verhaftet. Die Widersprüchlichkeit zwischen aktueller Modernität und inkorporiertem traditionellem Habitus wollte Bloch thematisieren.

[15] „Stil [wird] am Zusammenhang einer Reihe von Merkmalen auf unterschiedlichen Ausdrucksebenen kenntlich, die ggf. über längere Äußerungen 'gestreut' erscheinen – Stil ist kein punktuelles Phänomen, sondern wird durch leitende Prinzipien oder so etwas wie eine innere Logik bestimmt." (Kallmeyer (Hg.) 1994, S. 30)

– auffällige und an Tonhöhenverläufen nachweisbare emotionale Bearbeitung bestimmter Argumente, thematischer Fokussierungen, aktueller Stereotypen etc.

Die folgenden drei Beispiele mögen das Umbruchregister bzw. den Übergangsstil im Bezug auf die genannten Punkte illustrieren:

1) DOLLY benutzt in der folgenden Passage den Ausdruck *so*, den wir in Dittmar/Bredel (1999) auch „Gestik ins Leere" genannt haben:

(8) DOLLY (BW 11)
D: *+3+ hm_ +2+ ich glob man würde jenauso reagiern wie damals^+ %oh schön und oh gott + in einem^% +3+ aba + ja is schlecht zu ‚sagn^ +2+ man denkt ja imma een zweetet mal %oder naja is ja och quatsch% beim zweitn mal wird=s bessa aba +2+ man hat eben ‚viel illusion jehabt un träume + dass es halt so werdn kann aba +3+ det is halt nich so jewordn + un ick globe ein zweites mal würde det o nich sein weil + det is halt der kapitalismus un det is hart und und kalt und +2+ unsereins man is / +2+ man is zu ehrlich un zu + un zu zu zu +3+*
I: *zu wenig ellbogen*
D: *zu wenich ellbogn ja un och man man is och so !ehr!geizich un det is aba / + im westn müsste man zwar och ehrgeizich sein aba det is n andrer ehrgeiz oder ick weeß nich +2+ man is halt jar nich so +2+ so so so groß so so so er'zogn^ wordn_ %ja^% man is + als ossi + weeß och nich + wenn man + in + ‚irgendwo in ladn ringeht oder in restorang ob man studien betreibt + man kann imma rauspicken wer is der ossi wer is der wessi ja^*

Mangels perspektivischer Klarsichtigkeit und deutlicher Konturen in der Orientierung vermitteln die Äußerungen von DOLLY einen Eindruck von erheblicher kognitiver Unsicherheit und Vagheit in der Bedeutungskonstitution; die Äußerungen vermitteln in dieser Form auch einen Schuss Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation und mit dem individuellen und sozialen Identitätsverständnis.

2) Die folgenden Äußerungen sind von STEFAN B 101 ON und dokumentieren den Gebrauch von *und sowat – oder sowat*.

(9) STEFAN (BW 26)
wir sagen das is een berlin das is ein deutschland und da gibs keene + also keene diskrepanzen mehr oder sowat dat hat sich erledigt relativ schnell och bei/ durch meine tätig/tätigkeit oder sowas dadurch das ich mein praktikum drüben im westteil eigentlich auch gemacht habe + is es für mich + eh + wedding reinickendorf und wedding oder sowas und jetzt neukölln da unten treptow oder sowat dat sind im prinzip das gehört so dazu wie prenzlauer berg oder (pankow) oder so

Ist es jetzt *ein* Berlin oder ist es *nicht ein* Berlin? Gibt es nun Diskrepanzen oder gibt es sie nicht? Ist Wedding *Reinickendorf* oder Pankow *Treptow* oder so? Oder was? Durch die formelhafte Hinzufügung von *und/oder so* werden dem Hörer Assoziationsräume offeriert, die – weil referenzlos – unab-

lässig darauf orientieren, dass es so wie dargestellt sein könnte, dass aber auch alles anders sein könnte. Diese zweite Lesart von *und sowat* ist die der Bedeutungs- und Referenzverflüssigung; sie kann, wie das folgende Beispiel belegen soll, zur völligen Auflösung sinnhafter Bezüge führen:

(10) STEFAN (BW 26)
meine kinder haben nun englisch und sowat für die ist das eigentlich ne ganz normalität oder sowas; und sie bringen dem papa dann die entsprechenden sachen mit bei und durch beatgruppen oder sowat da die janze musikszene oder sowat is man sowieso mitdrin oder sowat da muss man sich ja + fithalten und + fällt das eigentlich gar nich auf ich akzeptiere das und is okay sicher für die deutsche sprache nich das optimále oder sowas aber wie gesagt das is nu mal der trend da sollte man sich nicht/ dágegen sollte man nicht schwimmen.

Durch die formelhafte Hinzufügung von *und sowat* entstehen hier erhebliche Widersprüche: Entweder handelt es sich um Englisch und dann ist die Aussage präzise, oder es ist eine Fremdsprache (z. B. wie Englisch), welche genau kann aber der Sprecher nicht sagen. Fremdsprachen lernen ist offenbar für den Sprecher eine Normalität, jedenfalls sollte sich der Hörer sich das so vorstellen. Aber: es könnte auch etwas anderes sein, *oder so*. Hier sind die Begrifflichkeiten, Prädikationen, ganze Sinnfelder erheblich kognitiv gelockert – man ist versucht, diesen Sprecher für umbruchgeschädigt zu halten.

Nimmt man die gesamten 98 Vorkommen im Korpus von STEFAN in den Blick, so können die folgenden nicht weiter spezifizierten Exemplare semantischer Konzepte/Funktionen durch *sowat* als holistischer Platzhalter ersetzt werden.

1) Ursachen: *aufgrund der ganzen politik oder sowat*
2) Konditionalität: *wenn die sachsen komm' oder sowat, wenn ich jetzt nach westberlin komme oder so*
3) Ort: *hier in berlin oder sowat, ost oder westen oder sowat*
4) Eigenschaften: *aufgeschlossen oder sowat*
5) Personen, Dinge oder Sachen: *beatgruppen oder sowat, staatssicherheit und sowat, rentnerfeiern oder sowat*
6) Abstrakta: *gleichberechtigung der partner oder sowat, und unser sprachgebrauch und sowat, bedeutung des menschen oder sowat*
7) Handlungen: *reinfahren oder sowas, lerne tschechisch und sowat, bring dich um oder sowat, möchte ein goldbroiler ham oder sowat, haben bestimmte leute schon abgebaut und sowat, kann man nichts tun und sowa, ham erstmal gesehn wie ich arbeite und sowas, was mich immer bewegt hat oder sowat, ich bin ja och mit älteren leuten zusammen oder sowas*

3) In dem kurz nach der Wende durchgeführten Gespräch mit GINA (BW 01) kommt Orientierungslosigkeit (und eine gewisse Frustration) in Bezug auf ihre eigene individuelle und soziale Identität als auch die Fremdidentität der Westdeutschen zum Ausdruck.

(11) GINA (BW 01)
*nja **ürgendwiee** versucht [man] den andern zu verstehen so + von de ansichten her von-ner + vielleicht von-ner erziehung her **oder ürgendwat** +1+ dass se sagen ja ok ihr wurdet so erzogen und + %und denn is jut% aber nich denn über den andern **ürgendwie** ,lästern da wat + %vor allem im moment dit sind ja + weeß ick osten (dis sind wir nun) + dass man **ürgendwie** so abjestempelt wird denn halt ne^ + oder **ürgendwat**% +*

[……]

*hm +2+ ja ooch +1,5+ tja wat kann man da noch zu sagen^ +6+ ja früher hamse ooch diee %naja **ebend halt** sozusagen zusammenjehalten oder **ürgendwat** aber + **ürgendwie**% + war dit ebend doch allet eens weil weil ,jeder ebend jelitten hat unter heinz mielke und allet ne^ + und jetzt isset doch **ürgendwie** jeder auf sich + ,selber ,hinjestellt +4+ tja und wenn de (pech) hast kriechste nüscht mehr + war damals schon so und is jetzt imma noch so*

Neben ***so*** sind auch die Kombinationen mit ***irgend-*** leere Referenzen; auffällig ist auch die Kumulation von Modalpartikeln, die die Unschärfe potenzieren. Sacks (1992), der heimliche Genius der modernen Konversationsanalyse, hat Überlegungen zum sprachlichen Ausdruck kommunikativer Funktionen durch „so-und-so-viele-Worte" je nach beteiligten Interaktanten und Situation angestellt. GINA formuliert mit vielen vage bleibenden Worten (auch Wortblasen in der materiellen Form von indefiniten Proformen) ein Unbehagen an und um Sachverhalte, deren Hintergründe sie zur Zeit noch nicht recht in ihr Weltbild einordnen kann. Hier verweisen die Vagheitsausdrücke auf kognitive Unsicherheit und eine defensive soziale Identität.

Im Folgenden behaupte ich, dass es sich bei dem sozialen Selbstverständnis der ostdeutschen Angehörigen der 5 neuen Bundesländer (im Unterschied zur weiterhin stabilen sozialen Identität der Westdeutschen) um eine aus dem Umbruch und der Wende resultierende *'beschädigte' Identität* handelt. Vor 1989 gab es je eine durchschnittliche Ost- und Westidentität auf der Folie der jeweiligen Staaten. Die Trennung über 40 Jahre hat über die wirksame Kontaktbarriere eine Entfremdung und kognitive Unsicherheit gegenüber dem jeweils Anderen ausgebildet. Wenn man nun die nur geringen Kenntnisse über den Anderen, die kognitive Unsicherheit und die sehr verschiedenen soziokulturellen Hintergründe für den Ausgang von Begegnungen zwischen Ost- und Westdeutschen nach der Wende zugrunde legt, gelangt man zu dem Schluss, dass zunächst einmal von beiden Seiten in vielen Einzeltreffen kon-

kret herausgefunden werden müsste und muss, was „typisch Ossi“ oder „typisch Wessi“ ist. Wenn wir so weit gehen, die Wende und die unmittelbare Zeit danach sowohl für Ost- als auch für Westdeutsche als „Umbruchphase“ aufzufassen (die Ostberliner stürmen die Supermarktketten wie ALDI etc., die Westberliner flüchten sich in die weiten brandenburgischen Landschaften), dann entstehen in dieser Umbruchphase multiple neue Netzwerke, Kontaktcluster, Begegnungen unvorhergesehener Art, Berührungen ohne Planung, aber in ihrer spontanen Form auch unmittelbar einschlägig für neue soziale Erfahrungen. Diese Kontakte und ihre Spontaneität bringen in das soziale Leben, vor allem in den westlichen Gebieten, in denen sich die Einkaufs-

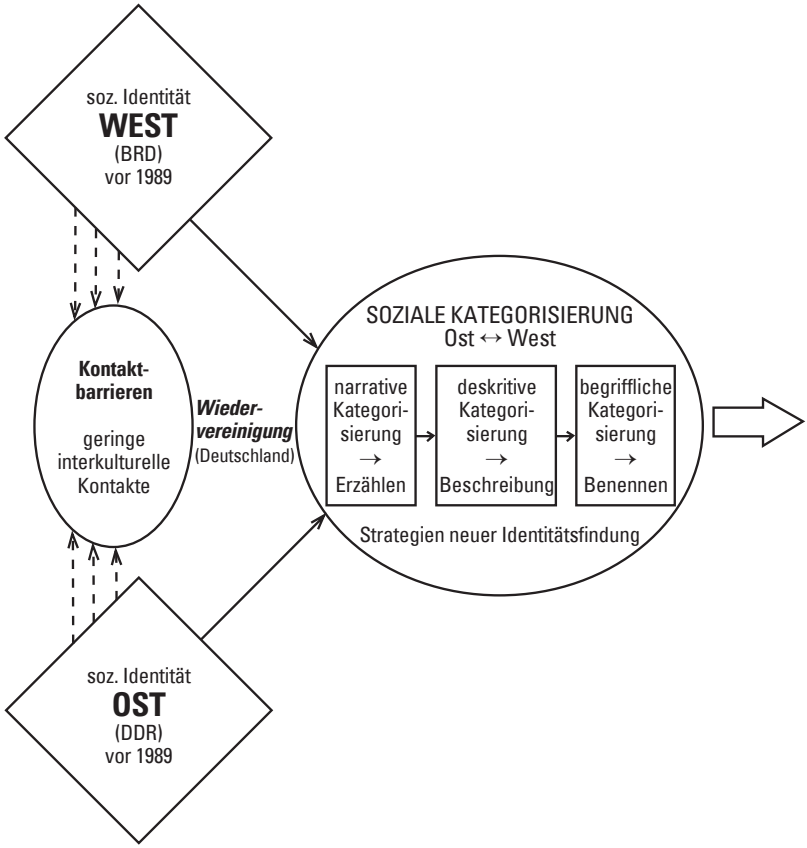
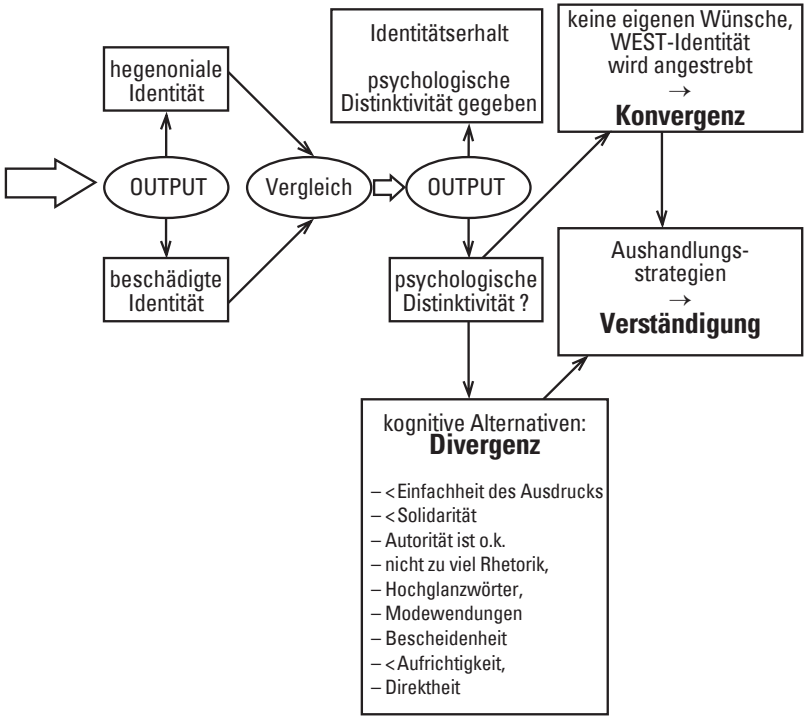


Abb. 2 | Dynamisches sozialpsychologisches Modell deutsch-deutscher Anpassungsverhältnisse nach Tajfel/Giles (Giles 1977)

zentren befinden, für die Beziehungsgeflechte im Einzelnen unvorhersehbare und unberechenbare Effekte mit sich. Sacks (1992) hat in unnachahmlicher Weise ausgeführt, in welcher Form viele Fragen der Beteiligten in Erstbegegnungen auf Präzisierungen zu den „which-type-sets" abzielen. Äußerlichkeiten (z.B. ethnischer Hintergrund, Geschlecht, Alter etc.) sind bei Erstbegegnungen schnell herausgefunden, aber andere Kategorien-Sets (Zugehörigkeiten zu sozialen Netzwerken, moralische Vorstellungen, gesellschaftliche Vorlieben etc.) müssen erst erkundet werden, um über die für die angemessene Gestaltung verbaler Interaktion notwendigen Hintergrundkenntnisse zu verfügen. Vor allem am Gesprächsanfang, so Sacks in



den *Lectures* (1992), finden sich häufig Hinweise der wechselseitigen Interpretation und Zuordnung. So gab es nach Paul (2000, S. 187) „zum Zeitpunkt des sprunghaften Anstiegs der interkulturellen Kommunikation einen immensen praktischen (Zugehörigkeiten zu sozialen Netzwerken, moralische Vorstellungen, gesellschaftliche Vorlieben etc.) müssen erst erkundet werden, um über die für die angemessene Gestaltung verbaler Interaktion notwendigen Hintergrundkenntnisse zu verfügen. Vor allem am Gesprächsanfang, so Sacks in den *Lectures* (1992), finden sich häufig Hinweise der wechselseitigen Interpretation und Zuordnung. So gab es nach Paul (2000, S. 187) „zum Zeitpunkt des sprunghaften Anstiegs der interkulturellen Kommunikation einen immensen praktischen Kategorisierungsbedarf" – die erste Phase, die man auch als Wieder- und Neubelebung von Kontakten auffassen kann, bedurfte solcher Kategorisierung, um für die Zukunft über soziale Hintergrundinformationen zu verfügen, die die Interaktionen berechenbar machen und gegenseitiges Verstehen erleichtern. So wird von Dittmar/Bredel (1999) die Umbruchphase I als Phase der Intensivierung von Kontakten und der sozialen Kategorisierung, kurz: *Prozess der kollektiven Stereotypenbildung*, aufgefasst. In der Tat können wir den Prozess der sozialen Kategorisierung und der Stereotypenbildung anhand der Erzählungen unserer Ost- und Westberliner Informanten zum *Mauerfall am 9. November 1989* rekonstruieren: Zunächst wird der jeweils „Andere" (Ost- vs. Westberliner) in Erzählungen *narrativ-diskursiv* kategorisiert, im nächsten Stadium finden wir satz- bzw. äußerungsäquivalente *deskriptive* Kategorisierungen: Schließlich werden am Ende begriffliche Kategorisierungen losgelöst von jeder konkreten Erfahrung vorgenommen, die dem jeweils Anderen *a priori* und stereotypenhaft einen sozialen Status zuschreiben. Viele Einzelstereotype oxidieren zum Stereotyp des *Jammerossi* für Ost-, des *Besserwessi* für Westberliner (die stereotypen Hyponyme nähren die stereotypen Hyperonyme wie Nebenflüsse große Flüsse anreichern). Es ist erstaunlich, dass der sog. 'Ossi' durch solche Stereotype (wie Pinocchio) eigentlich erst erschaffen wird (vgl. hierzu im Detail Dittmar/Bredel 1999, S. 120 ff.).

Auf der Folie der negativen bzw. positiven stereotypen Bewertungsraster können wir den Ostberlinern schließlich eine 'beschädigte Identität' und den Westberlinern eine 'hegemoniale Identität' zuschreiben (vgl. Dittmar 2000). Der Sozialpsychologe Tajfel (zit. nach Giles 1977) geht davon aus, dass Gruppen, vor allem, wenn sie in zwei große gesellschaftliche Blöcke zerfallen, sich in und mit ihrer sozialen Identität vergleichen. Aus einem solchen Vergleich gehe dann *konvergentes* oder *divergentes* Verhalten hervor.

In Abbildung 2 (siehe oben) haben wir festgehalten, dass die westdeutsche Identität im Konflikt mit der ostdeutschen nicht unter den Druck von Veränderungen gerät. Die bisherige Identität wird beibehalten, die psychologische Distinktivität als gegeben betrachtet; im Verhältnis zu den Ostdeutschen wird identitätsbezogen mehr oder weniger explizit/implizit ein Hegemonie-

anspruch ausgelebt. Da die ostdeutsche Identität in der Regel beschädigt ist, stellt sich die Frage nach der psychologischen Distinktivität. Radikale und vollständige Anpassung an die Westidentität ist die Folge der Aufgabe psychologischer Distinktivität und das Ergebnis von Konvergenz. Die kognitive Alternative ist die Divergenz: Teile eigener sozialer Identität werden umgekehrt, neue Identitätssegmente werden kreativ ausgebildet und führen bei divergentem Verhalten zu einem neuen Bild sozialer Identität.

5.

Ausblick: Im Unterschied zu meiner früheren Definition von Stil (vgl. Dittmar 1989), der als *Habitussystem von Sprachgebrauchspräferenzen* verstanden wurde, habe ich in diesem Beitrag das Konzept 'Stil' für eine Reihe von Phänomenen offengehalten, die nach Bühler als mit dem „Sphärengeruch" von Sprache behaftet gelten oder in Anlehnung an Gumperz (1992) und die Chicagoer Schule als 'Stile in Kongruenz mit sozialen Kontexten' bezeichnet werden können. Die Aufgeschlossenheit gegenüber der Polyphonizität und der Polyfunktionalität von Stilen erkaufe ich mir angesichts des gegenwärtigen methodischen *status quo* und fehlender konzeptueller Theoretisierungen des Gegenstandes mit der Lust des Sprachbotanikers an der Sammlung prachtvoller, auffälliger Stilmuster. In diesem Beitrag wurden insbesondere empirische Belege für die Untersuchung von 'Umbruchstilen' zusammengetragen. Der methodische und theoretische Status dieser Kollektion trägt zu einer 'Proto-Stilistik' bei, die zunächst nicht mehr als eine Ordnung der stilistischen Phänomene nach relevanten Kategorien anstrebt. Eine 'Stiltypologie' hingegen muss zweifellos auf der Folie eines operationalisierbaren Stilbegriffs 'Stile' systemisch differenzieren.

Mit der Metapher „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen" hatte ich angedeutet, dass Stil auch aus einer Mischung früherer mit aktuellen expressiven Mitteln bestehen kann; auf der zeitlichen Achse ist Stil in diesem Sinne, wie schon Sandig (1986) einmal formuliert hat, ein „Chamäleon". Am Beispiel des Versuches, einen ostdeutschen von einem westdeutschen Stil zu unterscheiden, hat sich deutlich abgezeichnet, dass die polyphonen Stile ostdeutscher Sprecher – *divergent* zu den Normen der Sprachgemeinschaft der ehmaligen DDR und zunehmend *konvergent* mit den Normen der BRD-Zielgesellschaft – Übergangsstile darstellen, deren Sprachgebrauchspräferenzen nur durch Längsschnittstudien erfasst werden können. Dabei müsste empirisch dokumentiert werden können, dass der Stil der Ausgangsgesellschaft sich im Sprachgebrauchssystem seiner Sprecher langsam ausdünnt, während die Übernahmen aus dem Repertoire des westdeutschen Stils zunehmen. Wenn Kallmeyer eine „längerfristige stabile Orientierung der Sprecher" ((Hg.) 1994, S. 31) für eine Stilbestimmung fordert, so heißt dies m. E. nicht,

dass Umbruchstile damit ausgeschlossen sind. Denn Orientierungen der Sprecher sind nach wie vor vorhanden: Solche, die der Ausgangsgesellschaft entstammen, und solche, die sich mit Hilfe sozial-kognitiver Strategien auf die Zielgesellschaft richten. 'Umbruchstile' lassen sich jedoch über das sprachliche Ausdrucksrepertoire der Vagheit und der kognitiven Unsicherheit ebenso mit Hilfe von Indikatoren erfassen wie andere Stile unter Rückgriff auf immer wiederkehrende Wendungen, Formulierungen und Formeln. Wenn wir Umbruchstile im Sinne der obigen Liste von Indikatoren untersuchen, kommen Umbruchstile von sozialen Verbänden (z. B. ganzen Staaten oder Volksgruppen), sozialen Gruppen und Individuen ins Blickfeld. Die von den Schlüsselwörtern „Flexibilität", „Mobilität", „Umlernen" etc. betroffene Gesellschaft wird mehr und mehr durch soziale Bruchstellen und Einbrüche und den damit verbundenen Orientierungen von Individuen und Gruppen betroffen sein. In diesem Sinne wird Stil nicht mehr ein langlebiges Phänomen sein: Stile wechseln mit technischen und sozialen Innovationen (vgl. hierzu aber die kritischen Anmerkungen von Marcuse). Es dürfte daher immer wichtiger werden, 'Umbruchstile' zu beschreiben und zu erklären. Wenn ich nun die obigen Merkmale für Umbruchstile angeführt habe, so bedeutet dies auch, dass bestimmte Wahlen in der Bedeutungs- und Diskursorganisation mit Vorrang systematisch untersucht werden müssen. Es würde reichen, Umbruchstile zunächst mit Hilfe eines Repertoires an Vagheitsausdrücken genauer zu erfassen, z. B. *so* + Kombinationen und *irgend-* + Kombinationen. Wenn man Umbruchstile genauer erfassen will, muss man bei kleinen Einheiten beginnen und dann zur Erfassung größerer, diskursiver Einheiten übergehen.

Das zunächst formulierte Anliegen, ost- und westdeutsche Stile zu unterscheiden, führte mich unter Einfluss soziolinguistischer Logik zu dem Schluss, die Problemstellung als Aufgabe der Beschreibung von *Umbruchstilen* (der Fall ostdeutscher Sprecher) und *Dominanzstile*n (westdeutsche Sprecher) zu reformulieren. Diese beiden Stile sind komplementär zueinander, sie sind Konversen voneinander. Bei *Dominanzstil* vermissen wir genau das an Wörtern, Ausdrucksrepertoiren und Indikatoren, was bei *Umbruchstilen* in vermehrter Form (größere Häufigkeit) als Vagheit und kognitive Unsicherheit auftaucht. Dominanzregister lassen unmarkierten Sprechfluss, unauffällige Bewertungen, unmarkierte Wendungen und unmarkierte Kommentare in der Argumentation erwarten. Das Umgekehrte gilt für Umbruchstile.

Literatur

Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. (= Germanistische Linguistik 146). Tübingen.

Auer, Peter (2000): Was sich ändert und was bleibt: Vorläufiges zu stilistischen Konvergenzen Ost → West am Beispiel von Interviews. In: Auer/Hausendorf (Hg.), S. 151-176.

Auer, Peter (Hg.) (1999): Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 60). Tübingen.

Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (Hg.) (2000): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. (= Germanistische Linguistik 219). Tübingen.

Birkner, Karin (1999): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen. Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Diss. Hamburg.

Bloch, Ernst (1973): Erbschaft dieser Zeit. Tübingen.

Bourdieu, Pierre (1982): Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques. Paris.

Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.

Dittmar, Norbert (1989): Soziolinguistischer Stilbegriff am Beispiel der Ethnographie einer Fußballmannschaft. In: Zeitschrift für Germanistik 10, 4, S. 423-444.

Dittmar, Norbert (2000): Sozialer Umbruch und Sprachwandel am Beispiel der Modalpartikeln *halt* und *eben* in der Berliner Kommunikationsgemeinschaft nach der 'Wende'. In: Peter/Hausendorf (Hg.), S. 199-234.

Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin.

Giles, Howard (Hg.) (1977): Language, ethnicity and intergroup relations. London.

Gumperz, John (1992): Contextualization revisited. In: Auer, Peter/Luzio, Aldo di (Hg.): The contextualization of language. (= Pragmatics & Beyond 22). Amsterdam, S. 39-54.

Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the food of faith" – Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, 4, S. 693-723.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a. M.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. (= Germanistische Linguistik 215). Berlin/New York.

Hellmann, Manfred W. (1997): Sprach- und Kommunikationsprobleme in Deutschland Ost und West. In: Schmirber, Gisela (Hg.): Sprache im Gespräch. Zu Normen, Gebrauch und Wandel der deutschen Sprache. (= Berichte und Studien der Hanns-Seidel-Stiftung 72). München, S. 53-87.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994): Kommunikation in der Stadt. Bd. 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin/New York.

Kern, Friederike (2000): Kulturen der Selbstdarstellung: Ost- und Westdeutsche in Bewerbungsgesprächen. Mit einem Geleitwort von Peter Auer. Wiesbaden.

Lakoff, Georg/Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago/London.

Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialwissenschaften 38, S. 191-211.

Marcuse, Herbert (1969): Versuch über die Befreiung. 2. Aufl. Frankfurt a. M.

Paul, Ingwer (2000): Verständigung ohne Verstehen. In: Reiher/Baumann (Hg.), S. 182-193.

Pätzold, Jörg/Pätzold, Margita (1995): Gemeinsame Sprache, geteiltes Verstehen. Zur Systematik von Verständigungsschwierigkeiten zwischen Deutschen Ost und Deutschen West. In: Reiher (Hg.), S. 244-262.

Pätzold, Jörg/Pätzold, Margita (1998): „Sphärengeruch" der Sprache – eigener und fremder. In: Reiher/Kramer (Hg.), S. 67-128.

Pszolla, Gudula (1998): Dialektalitätsgrade im Berlinischen. Empirische Untersuchungen zu phonetischen Ausprägungen. Wissenschaftliche Hausarbeit, FU Berlin. [Unveröffentlichtes Manuskript].

Queneau, Raymond (1961): Stilübungen Autobus S. Exercices de style. Frankfurt a. M.

Reiher, Ruth (Hg.) (1995): Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. (= Sprache, Politik, Öffentlichkeit 5). Berlin.

Reiher, Ruth/Kramer, Undine (Hg.) (1998): Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung. (= Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 5). Frankfurt a. M. u. a.

Reiher, Ruth/Baumann, Antje (Hg.) (2000): Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer. Berlin.

Reiher, Ruth/Läzer, Rüdiger (Hg.) (1993): Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinten Deutschland. Berlin.

Sacks, Harvey (1992): Lectures on conversation. Oxford u. a.

Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin.

Schmidt-Regener, Irena (1998): „Von der Akzeptanz des Berlinischen, von Liberalisierungstendenzen und Berührungsängsten". Spracheinstellungen in der Berliner Sprachgemeinschaft nach 1989. In: Reiher/Kramer (Hg.), S. 153-185.

Schönfeld, Helmut (1993): Auch sprachlich beigetreten? Sprachliche Entwicklungen im zusammenwachsenden Berlin. In: Reiher/Läzer (Hg.), S. 187-209.

Schönfeld, Helmut (1997): Berliner Stadtsprache. Tradition und Umbruch. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1996). Berlin, S. 308-331.

Weiterführende Literatur

Dieses Verzeichnis enthält weiterführende Literatur zum Thema, welche nicht im Text zitiert wird.

Auer, Peter (1995): „Hegemonialer" Geltungsanspruch und konversationelle Realität: Anmerkungen zu einer vernachlässigten Perspektive auf die Ost/West-Daten der Forschungsgruppe *Nationale Selbst- und Fremdbilder*. In: Czyżewski, Marek/Gülich, Elisabeth/Hausendorf, Heiko/Kastner, Maria (Hg.) (1995): Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa. Opladen. S. 379-383.

Barz, Irmhild/Fix, Ulla (Hg.) (1997): Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. (= Sprache, Literatur und Geschichte 16). Heidelberg.

Birkner, Karin/Kern, Friederike (1996): Deutsch-deutsche Reparaturversuche. Alltagsrhetorische Gestaltungsverfahren ostdeutscher Sprecherinnen und Sprecher im westdeutschen Aktivitätstyp 'Bewerbungsgespräch'. In: GaL-Bulletin 25, S. 53-76.

Blei, Dagmar (1994): „Altbundesdeutscher" Spracherwerb in Ostdeutschland? Gemischtes und Vermischtes im Wortschatz der Ostdeutschen. In: Bungarten, Theo (1994) (Hg.): Deutsch-deutsche Kommunikation in der Wirtschaftskooperation. (= Beiträge zur Wirtschaftskommunikation 6). Tostedt, S. 38-60.

Bohnsack, Ralf (1999): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. 3., überarb. u. erw. Aufl. Opladen.

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der „Wende" 1989. Tübingen.

Bredel, Ursula/Dittmar, Jürgen (1997): Strukturelle Planbrüche als Hinweise auf Registerkonflikte im Sprachgebrauch von Ostberlinern nach der Wende. In: Deutsche Sprache 25, S. 39-53.

Dittmar, Norbert (1997a): Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57). Tübingen.

Dittmar, Norbert (1997b): Sprachliche und kommunikative Perspektiven auf ein gesamtdeutsches Ereignis in Erzählungen von Ost- und Westberlinern. In: Barz/Fix (Hg.), S. 1-32.

Dittmar, Norbert/Glier, Melanie (2000): Abbruch, Aufbruch, Umbruch!? Im Schatten der alten und im Flutlicht der neuen Sprache. In: Reiher/Baumann (Hg.), S. 241-272.

Dittmar, Norbert/Hädrich, Doris (1988): Gibt es die „Berliner Schnauze"? – Der „Berliner Stil" in einer Neuköllner Fußballmannschaft aus ethnografischer Kleingruppenperspektive. In: Dittmar/Schlobinski (Hg.), S. 103-144.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hg.) (1988): Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart. (= Wissenschaft und Stadt 5). Berlin.

Endlich, Luise (1999): NeuLand. Ganz einfache Geschichten. 4. Aufl. Berlin.

Fix, Ulla/Barth, Dagmar (2000): Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews. (= Leipziger Areiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 7). Frankfurt a. M.

Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte Identität und Deutsche im Diskurs zur deutschen Einheit. (= Studien zur deutschen Sprache 3). Tübingen.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1995): Kommunikation in der Stadt. Bd. 2: Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin/New York.

Kokemohr, Rainer (1989): Textuelle Unbestimmtheit als Modalisierungsferment von Deutungsschemata. In: Kokemohr, Rainer/Marotzki, Winfried (Hg.): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien I. (= Interaktion und Lebenslauf 4). Weinheim, S. 281-323.

Mattheier, Klaus J. (1998): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 2). Berlin/New York, S. 824-836.

Runge, Erika (1971): Reise nach Rostock, DDR. Frankfurt a. M.

Shethar, Alissa/Hartung, Wolfdietrich (1998): Was ist „Ostjammer“ wirklich? Diskurs-Ideologie und die Konstruktion deutsch-deutscher Interkulturalität. In: Reiher/Kramer (Hg.), S. 39-66.

Simon, Annette (1996): Versuch, mir und anderen die ehemalige DDR zu erklären. Berlin.

Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süsskind, Wilhelm E. (1986): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. Ungekürzte Ausg. nach d. erw. Ausg. 1967. 3. Aufl. Frankfurt a. M. u. a.

Weinreich, Uriel/Labov, William/Herzog, Marvin J. (1968): Empirical foundations for a theory of language change. In: Lehmann, Winfried P./Malkiel, Yakov (Hg.): Directions for historical linguistics. A symposium. Austin, TX u. a., S. 95-195.

Wolf, Ricarda (1993): Beobachtungen zur Selbstdarstellung und Bearbeitung von Stereotypen in einem Gespräch zwischen ost- und westdeutschen Frauen. (= Report der Forschungsgruppe Nationale Selbst- und Fremdbilder in Osteuropäischen Staaten – Manifestation im Diskurs (ZiF) 7). Bielefeld.

ERZÄHLEN VOM UMBRUCH

URSULA BREDEL

MAUERERZÄHLUNGEN

1. Kollektives und individuelles Erinnern

Versteht man unter dem kollektiven Gedächtnis diejenigen überindividuellen Wissensbestände, die die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Gruppen mitbestimmen, stellen der Mauerfall und die Wiedervereinigung eine äußerst wirkmächtige Quelle dar: Auch 30 Jahre später bilden die Ereignisse rund um den 9. November ein zentrales Dispositiv für das gesellschaftliche und politische Selbstverständnis im vereinigten Deutschland. Die Wissensbestände, die dabei aktiviert werden, entstammen weniger den individuellen Erfahrungen als vielmehr medial erzeugten und reproduzierten Bildern sowie zu Schlagworten geronnenen Deutungen wie etwa das der „friedlichen Revolution", das des „Zusammenwachsens, was zusammengehört", das der „blühenden Landschaften" etc.; auch Bilder von Ossis und Wessis als Unter- und Überlegene im Vereinigungsprozess gehören dazu.

Zunächst aber erfährt jedes Gesellschaftsmitglied die historischen Passagen, in denen epochemachende Ereignisse geschehen, die später in das kollektive Gedächtnis eingehen, individuell. Erst mit der Herausbildung kollektiver Deutungsmuster verändern sich über die Zeit auch die individuellen Erfahrungen. Um etwas darüber zu erfahren, wie Ost- und Westdeutsche den Mauerfall 1989 erlebt haben, sind deshalb solche Erzählungen, die zeitlich dicht an den Ereignissen liegen, ergiebiger als Erinnerungen, die 30 Jahre später aktiviert werden.

Mit dem Wendekorpus liegt eine Sammlung von Gesprächen vor, die zwischen 1991 und 1993 mit Ost- und Westberliner/innen über ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Mauerfall und seinen Folgen geführt wurden. Darin erzählen die Gesprächsteilnehmer/innen, wie sie von der Öffnung der Mauer erfahren haben, und von ihren Erlebnissen bei den ersten Grenzübertritten.

Bereits ein flüchtiger Blick auf die Daten zeigt, dass die individuellen Erfahrungen noch keineswegs einer kollektiven Deutung unterliegen. Vor allem bei den Ostberliner/innen zeigen sich individuelle Suchbewegungen, die sich auch sprachlich durch Umorientierungen, Wiederholungen, Abbrüche etc. bemerkbar machen.

Der folgende Beitrag nimmt Erzählungen von Ostberliner/innen auf und rekonstruiert die sprachlichen Verfahren, mit denen sich die Erzähler/innen den Mauerfall während des Erzählens noch einmal erschließen.

2. Erzählen im Alltag – Erzählen im Umbruch

Das Erzählen ist eines der wichtigsten sprachlichen Handlungsmuster, mit dem Sprecher/innen ungewöhnliche, vom Alltag abweichende Erlebnisse bearbeiten. Umso mehr ist das Erzählen gefragt, wenn es um Umbruchserlebnisse geht. Im Gegensatz zu kleineren Lebenskrisen aber gibt es in Umbrüchen keine verlässliche Rückkehr zum Alltag bzw. zu alltäglichen Deutungen: Umbrüche sind irreversibel und stellen die Betroffenen vor die Aufgabe, ihr Leben in der Rückschau, in Bezug auf das Umbrucherleben selbst und in der Vorschau neu zu justieren. Eben diese Umorientierungen zeigen sich in den Erzählungen von Ostberlinern und -berlinerinnen zum Mauerfall: Die Erzähler/innen verlassen zusammen mit ihrer alltäglichen Welt ihre alltäglichen Versprachlichungsroutinen und nutzen das narrative Muster dafür, das Umbrucherleben durchzuarbeiten. Deshalb finden wir bei den meisten der Erzählungen keine glatten Abläufe und schon gar kein *happy end*. Die Spuren, die der Umbruch in den Erzählungen hinterlässt, sollen im folgenden Beitrag am Beispiel von zwei Dimensionen beleuchtet werden.

Die erste Dimension betrifft die **Erzählstruktur**: Die Ostberliner Erzähler/innen orientieren sich nicht oder nur bedingt an der Chronologie der Ereignisse, sondern lagern häufig Passagen mit einer Rückschau oder einer Vorausschau ein – bisweilen gehen diese Strukturbrüche so weit, dass nur der kundige Hörer rekonstruieren kann, was genau geschehen ist.

Die zweite Dimension betrifft die **Erzählperspektive**: In Alltagserzählungen sind wir es gewohnt, einen auktorialen Erzähler vorzufinden, der Figuren auftreten lässt, denen er ihre Stimme leiht, um sie oder ihre Eigenheiten dem Hörer wirksam vor Augen zu führen. In Umbrucherzählungen aber mischen sich die aufgerufenen Stimmen bis hin zu Verfahren, bei denen es für den Hörer schwierig ist zu ermitteln, wer hier eigentlich spricht.

Das Aufbrechen der Erzählstruktur und die Auflösung klarer Erzählperspektiven sind untrügliche Zeichen dafür, dass das Umbrucherleben noch nicht als Resultat einer bereits bearbeiteten biographischen Passage verfügbar ist: Weder die Ereignisse noch die Rolle, die die Erzähler/innen selbst in diesen Ereignissen spielen, sind hinreichend gesichert.

Im Wendekorpus haben wir aber auch Erzählungen gefunden, bei denen weder Brüche der Erzählstruktur noch Brüche in der Erzählperspektive erkennbar sind, und außerdem solche, bei denen sich die Erzähler bzw. Erzählerinnen einer Rekonstruktion der Ereignisse fast vollständig verweigern.

In Bredel (1999) habe ich aus diesen Beobachtungen einer Typologie des Erzählens im Umbruch abgeleitet: Wir finden *explorative Erzählungen*, also solche, bei denen das Erleben und mithin das Erzählen auf die oben beschriebene Art brüchig geworden ist (Beispiel 1), *exemplifizierende Erzählungen*, Erzählungen, bei denen die Erzähler und Erzählerinnen den Umbruch mit vertrauten Handlungsmustern und Routinen bewältigen (Beispiel 2), und

fragmentierte Erzählungen, also solche, bei denen die Ereignisse tendenziell verleugnet werden (Beispiel 3).

(1) (BW 11): *Explorierendes Erzählen*
Dolly
+1+ naja nu hat man da vor-m ,fernseha jesessn +2+ und des/ +1+ die pressekonferenz da verfolgt wo günter schabowski da + an seiner großen tafel jesessn hat +1+ und dann kam diesa ausspruch + den-a selba nich verkraftn konnte und nochma wiedaholt und nochma wiedaholt und +1+ konnte gar nich sein +1+ die mauern die warn offn und +2+ wie so-n +2+ wie so-n ,alptraum + man kam sich vor wie + off-n !'mond^! + man/ man wußte übahaupt nich wo man war und +2+ _det konnte ja nich sein_ + + dadurch daß ich nu-n kleines kind habe +1+ konnt-ick nich raus wie die meisten + uff de straße un selbst sehn un f:/ ,anfühln und man konnte durch die mauer in-n westteil +2+ ick selba +1+ kannte det ja nur aus-m ,fernsehn und von spaziergängn wenn man denn irgendwelchen besuch hatte man is da zum brandenburger ,tor jegangn und + man hat da nach hintn jeguckt und da janz weit woandas da wa die siegessäule und +1+ mann da kamst du ,niemals ,hin +1+ det wa::r unvorstellbar + und auf ,einmal sollte det möglich sein und man konnte da +1+ spaziern jehn und allet einkaufn und +2+ ja der erste moment (h)

(2) (BW 12): *Exemplifizierendes Erzählen*
Kira
un-dann hab-ick mein: kindan aklert + wir fahrn jetz tante traudel besuchn_na die sind umjefalln^ wa +2+ weil **name** sachte (dit)/ hat ja schon ,ümma jefracht + warum wir nich ,hinfahrn dürfn + wenn sie uns besuchn kann_ + ne + ja + %naja^ + und denn sind-wa losjefahrn% +3+ %hm% obabaumbrücke also dit-dit war-n schon alebnis deshalb vajeß-ick-s nich_ (h) parkplatz jesucht + also warschaua straße^ bahnhof^ + weil war äh:: schwarz vor menschn_ ne^ + die straße war-ja blockiert_ +2+ und den / da standn-se nun an^ und wolltn durch dieset schmale tor da durch_ +3+ ha-ick een kind links^ + een kind rechts^ (h) %mensch ?wie alt war-n der **name** damals? + der war ja noch ,kleen der war der war fünwe &wa& %?viernachzjer baujahr?% + also und denn ham-wa uns so pchpchpch [NACHAHMENDES GERÄUSCH] da: durchjeschummelt^ +3+ hundertdreiunneunzich patienten + die alle wissen wolltn + ob ick o:ch wieda ,zurückkomme ick sa ja logisch^ + so_ + und denn ham-wa uns da ,rinjedrängelt^ un ham-uns o:ch relativ jut + (h) vorjeschobn_ + […]

(3) (BW 09): *Fragmentiertes Erzählen*
J: was ham sie am neunten abends noch gemacht + sie ham das erfáhrn
I: hm
J: und sind eh/=
I: =erfáhrn dann schláfen gegangen und hab mir gesagt morgen früh gehste wieder arbeiten und damit war die sache erledigt
J: also nicht &da irgendwelche aktionen&
I: &nich jetzt + ráus & ráus oder rüber jetzt reinfahrn oder sowas

J: nee + &nich&
I: &das &is aufgrund meiner stellung oder (beruflichen sachen)
J: (das geht ja auch xxx)
I: es ging auch ohne. ich war zufríeden gewesen aber daß ich nun euphorisch da wurde + wie gesagt schlafen gegangen das: wahrgenommen und anschließend + ins bett gegangen schlafen.

Schaut man sich die Beispiele (1) bis (3) in Bezug auf die genannten Kriterien Erzählstruktur und Erzählperspektive an, können in einer ersten Annäherung folgende Zuordnungen getroffen werden:

	explorierend	**exemplifizierend**	**fragmentiert**
Erzählstruktur	schwache Chronologie Einbettung von Rückblenden und Vorschauen intensive Bewertungen	störungsfreie chronologische Ereignisrekonstruktion	telegrammartige Rekonstruktion des Ereignisgerüsts
Erzählperspektive	verschiedene Ich-Perspektiven, Fremdperspektiven	stabile Ich-Perspektive	fehlende Ich-Perspektive (Infinitiv)

Tab. 1 | Erzählen im Umbruch – Typologie

Die überwiegende Zahl der Erzählungen im Wendekorpus sind explorierende Erzählungen, die hier noch einmal genauer in den Blick genommen werden, um der Frage nachzugehen, welche Erzählstrukturen wir genau vorfinden und welche Formen von Erzählperspektiven genau zu beobachten sind.

3. Explorierende Erzählungen

Aus der großen Zahl von explorierenden Erzählungen aus dem Wendekorpus werden für die folgende Analyse zwei herausgegriffen. Neben der Erzählung von Doris (Beispiel 1) geht die Erzählung von Ruth (Beispiel 4) in die Untersuchung ein. Die ausgewählten Erzählungen können als einigermaßen typisch für das explorierende Erzählverfahren gelten – sie sind deshalb besonders geeignet, weil sich in ihnen viele Versprachlichungsverfahren verdichten, die ansonsten auch verstreut auftreten.

(1') (BW 11, erweitert)
Dolly
+1+ naja nu hat man da vor-m ‚fernseha jesessn +2+ und des/ +1+ die pressekonferenz da verfolgt wo günter schabowski da + an seiner großen tafel jesessn hat +1+ und dann kam diesa ausspruch + den-a selba nich verkraftn konnte und nochma wiedaholt und nochma wiedaholt und +1+ konnte gar nich sein +1+ die mauern die warn offn und +2+ wie so-n +2+ wie so-n ‚alptraum + man kam sich vor wie + off-n !'mond^! + man/ man wußte übahaupt nich wo man war und +2+ _det konnte ja nich sein_ + dadurch daß ich nu-n kleines kind habe +1+

konnt-ick nich raus wie die meisten + uff de straße un selbst sehn un f:/ ,anfühln und man konnte durch die mauer in-n westteil +2+ ick selba +1+ kannte det ja nur aus-m ,fernsehn und von spaziergängn wenn man denn irgendwelchen besuch hatte man is da zum brandenburger ,tor jegangn und + man hat da nach hintn jeguckt und da janz weit woandas da wa die siegessäule und +1+ mann da kamst du ,niemals ,hin +1+ det wa::r unvorstellbar + und auf ,einmal sollte det möglich sein und man konnte da +1+ spaziern jehn und allet einkaufn und +2+ ja der erste moment (h) + einerseits ,hach ,schö:n das westgeld war da und man hätte ,reisen könn oda man würd reisn könn und man konnte allet ,sehn und/ +1+ aba man hat natürlich o:ch seine bedenkn jehabt_ +1+ bei uns war-t gut [RÄUSPERT SICH] + die soziale struktur und + als alleinstehende mutta mit-m kind + man hatte sich da keine sorgen machn brauchn und irgendwie man hat imma + n ,weg findn könn_ +1+ und denn fing aba det grübeln halt an + ?war det nun nur das westgeld wat ein so glücklich machn + sollte + und alle wünsche erfülln? +2+ ich hatte da o:ch meine swei/ + meine zweifel an der janzen sache + wei:l +1+ man hat schon o:ch jenuch vom kapitalismus jehört un wat man jetz so allet sieht + es war doch ,vieles: + ,wahr was man in-a schule jelernt hat und det war allit nich nur n dogma + der westen der is:/ +2+ %we:ß nich_% +2+ und +2+ naja +2+ man is erst ma aufjeregt ins bett jegang un konnte ja nich schlafn +2+

(4) (B25 O)
Ruth
… und kaum zu hause + war der fernseher an + weil auch nachrichten warn und am neunten november abends um sieben + wenn ich mich richtig erinnere + 19 uhr ne so-ne pressekonferenz + ja und plötzlich kam dieses so pf wurde gefragt + einer fragte + ein journalist fragte + ?wann wird-n nu endlich die mauer auf+gemacht? ?wann könn denn die leute nu endlich rüberfahren_? %und da sagte doch dieser mensch + ja wieso + die könn doch rüber% und hatte dann so was + so-n zettel da + wurde rumgereicht und las dann vor + daß ab jetzt die grenzen geöffnet sind aber das war so ulkig + so komisch und gleich danach + keiner wußte so richtig + ob er-s verstanden hat + aber dann gleich danach + ging-s ja dann los + westsender angemacht und gekuckt + und jeder hat das so verstanden + daß die grenze auf is und ich bin eigentlich n zurückhaltender mensch diesbezüglich und mein mann auch + wir gucken uns das lieber von weitem an %was da los ist% und da saßen wir die ganze nacht mit-n kindern vor-m_ fernseher ich hatte n bissel angst^ zu der zeit + weil vorher^ + war ja immer schon mein schwager + fragte mich + aus leipzig + ?was meinste-n + wird die mauer nun endlich aufgemacht? ich hatte angst davor ich dachte ,oh + nee das glaub ich nicht weil^ + ich hatte keine^ verwandtschaft da drüben im westen + in westberlin überhaupt nirgendswo und echt + auch das geglaubt habe + was man uns erzählt hat rauschgift^ %kinderporno% bahnhof zoo hat ich vorher den film gelesen + ich denk bahnhof zoo ist nicht so weit weg und wenn die mauer auf ist + dann sitzen die alle hier und denk ach nee + lieber mauer zu und äh äh bessre reisemöglichkeiten für uns hier + bloß nich^ weg bloß nich zu uns rüberschwappen oder so ich hatte angst + aber es war schon ganz interessant zuzugucken + wie die leute danach zur grenze rannten +

Erzählstrukturen

Bereits in den 1960er Jahren haben Labov/Waletzky (1973 [1967]) ermittelt, dass mündliche Erzählungen nicht regellos sind, sondern eine bestimmte Ablaufstruktur zeigen. Die Autoren bezeichnen die von ihnen gefundene Struktur als „Normalform" des Erzählens und unterscheiden drei Äußerungstypen: 1) Äußerungen, die sich auf die Einbettung der Erzählung in ein Gespräch beziehen (Abstract, Coda); 2) Äußerungen, die sich auf die Rekonstruktion des Ereignisses beziehen und die hier narrative Äußerungen genannt werden sollen (Orientierung, Handlungskomplikation, Resultat), und 3) Äußerungen, mit denen das Ereignis einer Bewertung unterzogen wird, von Labov/Waletzky (ebd.) Evaluation genannt. Die Normalform weist folgende Struktur auf:

Abstract	Erzählankündigung
Orientierung	Darstellung der Ausgangssituation
Handlungskomplikation	Rekonstruktion des ungewöhnlichen Ereignisses
Resultat	Darstellung des Ausgangs
Evaluation	Bewertung
Coda	Ausleitung aus der Erzählung

Tab. 2 | Die Normalform des Erzählens nach Labov/Waletzky (ebd.)

Auch wenn die Analyse von Labov/Waletzky (ebd.) nicht unwidersprochen geblieben ist (siehe etwa Quasthoff 1980; Ehlich 1983), eignet sich das Konzept der Normalform für die vorliegende Arbeit in besonderer Weise: Mit dem grundlegenden Unterschied zwischen narrativen und evaluativen Passagen verweisen Labov/Waletzky (1973 [1967]) auf die Kernfunktionen des Erzählens: Das erzählte Ereignis wird nicht einfach dargestellt, sondern in Bezug auf die Bedeutung, die es für den Erzähler hat, bewertet. In vielen Alltagserzählungen fallen die evaluativen Passagen kurz aus – es ist für den Sprecher und für den Hörer klar, wie das Ereignis (z. B. ein Sturz, ein Unfall, eine glückliche Fügung) einzuschätzen ist. Das ist in Umbrucherzählungen anders; hier kann sich das Verhältnis zwischen narrativen und evaluativen Passagen sogar umkehren, wie die Erzählung von Ruth dokumentiert:

Ruth

narrative Passagen	evaluative Passagen
… und kaum zu hause + war der fernseher an + weil auch nachrichten warn und am neunten november abends um sieben + wenn ich mich richtig erinnere + 19 uhr ne so-ne pressekonferenz + ja und plötzlich kam dieses so pf wurde gefragt + einer fragte + ein journalist fragte + ?wann wird-n nu endlich die mauer auf+gemacht? ?wann könn denn die leute nu endlich rüberfahren_? %und da sagte doch dieser mensch + ja wieso + die könn doch rüber% und hatte dann so was + so-n zettel da + wurde rumgereicht und las dann vor + daß ab jetzt die grenzen geöffnet sind	
	aber das war so ulkig + so komisch und gleich danach + keiner wußte so richtig + ob er-s verstanden hat +
aber dann gleich danach + ging-s ja dann los + westsender angemacht und gekuckt + und jeder hat das so verstanden + daß die grenze auf is	
	und ich bin eigentlich n zurückhaltender mensch diesbezüglich und mein mann auch + wir gucken uns das lieber von weitem an %was da los ist%
und da saßen wir die ganze nacht mit-n kindern vorm_ fernseher	
	ich hatte n bissel angst^ zu der zeit + weil vorher^ + war ja immer schon mein schwager + fragte mich + aus leipzig + ?was meinste-n + wird die mauer nun endlich aufgemacht? ich hatte angst davor ich dachte ,oh + nee das glaub ich nicht weil^ + ich hatte keine^ verwandtschaft da drüben im westen + in westberlin überhaupt nirgendswo und echt + auch das geglaubt habe + was man uns erzählt hat rauschgift^ %kinderporno% bahnhof zoo hat ich vorher den film gelesen + ich denk bahnhof zoo ist nicht so weit weg und wenn die mauer auf ist + dann sitzen die alle hier und denk ach nee + lieber mauer zu und äh äh bessre reisemöglichkeiten für uns hier + bloß nich^ weg bloß nich zu uns rüberschwappen oder so ich hatte angst + aber es war schon ganz interessant zuzugucken + wie die leute danach zur grenze rannten +

Nachdem die Kernerzählung mit „dass ab jetzt die Grenzen geöffnet sind“ abgeschlossen ist, beginnt die Geschichte für Ruth eigentlich erst richtig: Wie in vielen Erzählungen der Ostberliner/innen ist ihre erste Reaktion Ungläubigkeit; im vorliegenden Fall erbringt der Westsender Sicherheit.

Von da ab geht es nicht mehr um die Darstellung von Ereignissen, sondern um deren Durcharbeitung. Die evaluativen Passagen nehmen deshalb über die Hälfte der Erzählung ein. Dabei werden in die Evaluation auch Koerzählungen eingelagert (hier der Dialog mit dem Schwager), mit denen Ruth versucht zu verstehen, was im Moment des Erlebens noch nicht verstehbar ist. Wie intensiv sich Ruth in die damalige Situation versetzt, zeigt auch der Tempusgebrauch: Dort, wo sie zu ihrer zentralen Bewertung kommt, wechselt sie ins Präsens: *ich denk bahnhof zoo ist nicht weit weg … ich denk ach nee, lieber mauer zu und bessre reisemöglichkeiten für uns hier*. Diese Form des Tempuswechsels beobachten wir in Alltagserzählungen normalerweise am Beginn der Handlungskomplikation; der Sprecher versetzt so den Hörer in das Geschehen. Das eigentliche Geschehen ist für Ruth offenbar ihr Innenleben, das sie sich und der Hörerin mit dem Präsens vergegenwärtigt.

Die Umkehrung von Narration und Evaluation sowohl quantitativ (Umfang der narrativen und evaluativen Passagen) als auch qualitativ (Einlagerungen von Koerzählungen in der Evaluation; Vergegenwärtigung nicht in der narrativen, sondern in der evaluativen Passage) ist eines der zentralen Merkmale von explorativen Umbrucherzählungen. Und noch etwas ist typisch: Die Erzählung endet mit einer ambivalent bleibenden Abschlussevaluation; es mischen sich Angst und Interesse.

In der Erzählung von Dolly ist eine ähnliche Struktur erkennbar:

Dolly

narrative Passagen	evaluative Passagen
+1+ naja nu hat man da vor-m ,fernseha jesessn +2+ und des/ +1+ die pressekonferenz da verfolgt wo günter schabowski da + an seiner großen tafel jesessn hat +1+ und dann kam diesa ausspruch + den-a selba nich verkraftn konnte und nochma wiedaholt und nochma wiedaholt und +1+ konnte gar nich sein +1+ die mauern die warn offn und	
	und +2+ wie so-n +2+ wie so-n ,alptraum + man kam sich vor wie + off-n !'mond^! + man/ man wußte übahaupt nich wo man war und +2+ _det konnte ja nich sein_ + dadurch daß ich nu-n kleines kind habe +1+ konnt-ick nich raus wie die meisten + uff de straße un selbst sehn un f:/ ,anfühln und man konnte durch

narrative Passagen	evaluative Passagen
naja +2+ man is erst ma aufjeregt ins bett jegang un konnte ja nich schlafn +2+	die mauer in-n westteil +2+ ick selba +1+ kannte det ja nur aus-m ,fernsehn und von spaziergängn wenn man denn irgendwelchen besuch hatte man is da zum brandenburger ,tor jegangn und + man hat da nach hintn jeguckt und da janz weit woandas da wa die siegessäule und +1+ mann da kamst du ,niemals ,hin +1+ det wa::r unvorstellbar + und auf ,einmal sollte det möglich sein und man konnte da +1+ spaziern jehn und allet einkaufn und +2+ ja der erste moment (h) + einerseits ,hach ,schö:n das westgeld war da und man hätte ,reisen könn oda man würd reisn könn und man konnte allet ,sehn und/ +1+ aba man hat natürlich o:ch seine bedenkn jehabt_ +1+ bei uns war-t gut [RÄUSPERT SICH] + die soziale struktur und + als alleinstehende mutta mit-m kind + man hatte sich da keine sorgen machn brauchn und irgendwie man hat imma + n ,weg findn könn_ +1+ und denn fing aba det grübeln halt an + ?war det nun nur das westgeld wat ein so glücklich machn + sollte + und alle wünsche erfülln? +2+ ich hatte da o:ch meine swei/ + meine zweifel an der janzen sache + wei:l +1+ man hat schon o:ch jenuch vom kapitalismus jehört un wat man jetz so allet sieht + es war doch ,vieles: + ,wahr was man in-a schule jelernt hat und det war allit nich nur n dogma + der westen der is:/ +2+ %we:ß nich_% +2+ und +2+

Die evaluative Passage ist hier erheblich umfangreicher als die narrative. Und auch hier sind Koerzählungen bzw. Szenen eingelagert, die die Erzählerin aufruft, um eine Position zu den Ereignissen zu finden. In intensiven Rückblenden werden die Chancen und Risiken des Ereignisses ins Verhältnis gesetzt. Und auch Doris wechselt an einer – entscheidenden – Stelle ins Präsens: *der westen is:/* +2+ *%weeß nich%* +2+ *und* +2+. Ihre Ratlosigkeit hält offenbar bis in die Erzählgegenwart des Interviews hinein an. Auch an den Pausen und Abbrüchen in dieser Passage ist erkennbar, dass für Dolly noch vieles offen ist. Sie verlässt jedoch an dieser Stelle eine evaluative Weiterbearbeitung und wechselt zurück in die Narration und dort an die Position des Resultats (s. o.)

(*man ist erst ma aufjeregt ins bett jegang*). Dieser narrative Abschluss erlaubt es ihr, das Feld der offen gebliebenen Fragen fürs Erste zu verlassen.

An den Erzählungen von Dolly und Ruth haben wir gezeigt, dass sich die Ereignisse vom Mauerfall nicht umstandslos in eine normalförmige Erzählung transformieren lassen. Vor allem die offen gebliebenen Bewertungen (Ambivalenz, Unabgeschlossenheit) erlauben den Erzählerinnen keine glatte Abarbeitung des Musters. Die höchst aufwendige evaluative Arbeit und die demgegenüber verkürzte Ereignisdarstellung ist kennzeichnend für die explorativen Erzählungen im Wendekorpus.

Demgegenüber weisen die exemplifizierenden Erzählungen (siehe Kira, Beispiel 2) und die fragmentierten Erzählungen (siehe Stefan, Beispiel 3) kaum oder keine evaluativen Passagen auf. Für die exemplifizierenden Erzählungen ist eine expansive Inszenierung der narrativen Passagen kennzeichnend, für die fragmentierten eine äußerste Zurückhaltung sowohl bei den narrativen als auch bei den evaluativen Passagen.

	explorierend	**exemplifizierend**	**fragmentiert**
Narrative Passagen	–	+	–
Evaluative Passagen	+	–	–

Tab. 3 | Narrative und evaluative Passagen in Umbrucherzählungen

Erzählungen, in denen narrative und evaluative Passagen ausgeglichen auftreten und die somit der Normalform entsprechen, haben wir bei den Ostberliner/innen nicht gefunden.

Erzählperspektiven

Eine der wichtigsten Aufgaben des Erzählens ist es, das erzählte Ereignis für einen Hörer zu vergegenwärtigen. Das Ereignis spielt sich quasi noch einmal ab; es wird reinszeniert. Bereits oben wurde ein wichtiges sprachliches Mittel, mit dem diese Form der Reinszenierung vollzogen wird, genannt: Der Wechsel ins Präsens, der in Alltagserzählungen dort auftritt, wo die Handlungskomplikation beginnt. Andere für die Reinszenierung charakteristische sprachliche Mittel sind telegrammstilartige Äußerungen (Beispiel 2, Kira: ***parkplatz jesucht***; ***viernachzjer baujahr***), Nachahmungen (mit mimischen, gestischen oder bestimmten sprachlichen Mitteln – vgl. Kira *also und denn ham-wa uns so* ***pchpchpch*** [NACHAHMENDES GERÄUSCH] *da: durchjeschummelt*), direkte Rede, häufig mit verkürzter Inquitformel (Kira: ***ick sa: „ja logisch“***).

In explorierenden Erzählungen finden wir diese Form der Reinszenierung nicht. Allerdings werden auch dort unterschiedliche Stimmen (direkte Rede, direktes Denken) aufgerufen. Sie dienen jedoch nicht der Vergegenwärtigung

des Ereignisses, sondern werden in den Dienst der Durcharbeitung verschiedener Perspektiven auf das noch unverstandene Ereignis genutzt. Auch für diese Versprachlichungsverfahren sind die Erzählungen von Ruth und Doris gute Beispiele.

Die folgenden Ausschnitte zeigen die direkten Rede- bzw. Denkzüge aus den Beispielen (1′) und (4):

Rede- und Denkzüge aus Beispiel (1′), Dolly (erweitert)

1) *und dann kam diesa ausspruch + den-a selba nich verkraftn konnte und nochma wiedaholt und nochma wiedaholt und +1+* ***konnte gar nich sein*** *+1+*

2) *man hat da nach hintn jeguckt und da janz weit woandas da wa die siegessäule und +1+* ***mann da kamst du ,niemals ,hin*** *+1+*

3) *und denn fing aba det grübeln halt an +* ***?war det nun nur das westgeld wat ein so glücklich machn + sollte + und alle wünsche erfülln?*** *+2+*

Rede- und Denkzüge aus Beispiel (4), Ruth

4) *einer fragte + ein journalist fragte +* ***?wann wird-n nu endlich die mauer auf+gemacht? ?wann könn denn die leute nu endlich rüberfahren_?***

5) *und da sagte doch dieser mensch +* ***ja wieso + die könn doch rüber***

6) *ich hatte n bissel angst^ zu der zeit + weil vorher^ + war ja immer schon* ***mein schwager + fragte mich + aus leipzig + ?was meinste-n + wird die mauer nun endlich aufgemacht?***

7) *ich hatte angst davor ich dachte* ***,oh + nee das glaub ich nicht***

8) *auch das geglaubt habe + was man uns erzählt hat* ***rauschgift^ %kinderporno% bahnhof zoo***

9) *ich denk* ***bahnhof zoo ist nicht so weit weg***

10) *und denk* ***ach nee + lieber mauer zu und äh äh bessre reisemöglichkeiten für uns hier + bloß nich^ weg bloß nich zu uns rüberschwappen oder so***

Ruth und Dolly rufen verschiedene Sprecher auf: Beim Import von Eigenzitaten (*ich denk* …) handelt es sich um ein *intrapolyphones Verfahren* (der Sprecher dupliziert seine eigene Perspektive und spricht mit bzw. zu sich selbst); die Passagen 2, 3, 7, 9 und 10 sind Beispiele für Intrapolyphonie. Der Import von Fremdzitaten (*mein schwager fragte* …) ist ein *interpolyphones Verfahren* (der Sprecher lässt fremde Figuren auftreten); Beispiele für Interpolyphonie sind 4, 5, 6, 8.

In Alltagserzählungen, in denen direkte Redezüge zur Vergegenwärtigung des Ereignisses dienen, sind Redezüge (Eigen- und Fremdstimmen) situativ eingebettet: Man erfährt, wer in welcher Situation wie spricht. Die Beispiele (4) und (5) gehören hierher. In allen anderen Beispielen (sowohl inter- als auch intrapolyphon) finden wir diese situative Einbettung nicht oder nur fragmentiert. Die direkte Rede wird nicht gebraucht, um eine Situation zu vergegenwärtigen, sondern um ambivalente, unabgeschlossene Posi-

tionen auf verschiedene Stimmen zu verteilen. Teilweise vermischen sich auch Fremd- und Eigenimporte bzw. es ist nicht klar zu entscheiden, worum es sich handelt. 1) ist ein Beispiel dafür: *konnte gar nich sein* könnte ein Kommentar aus Erzählerperspektive oder aber auch ein Fremdredeimport sein. Es handelt sich um ein *fusionierendes Verfahren*.

Die Durcharbeitung noch unabgeschlossener Deutungen mit dem Mittel der Stimmenimporte (intrapolyphon, interpolyphon und fusionierend) ist für explorative Umbrucherzählungen ebenso charakteristisch wie ein weiteres Verfahren, mit dem die Erzähler ihre Perspektiven (intrapolyphon) vervielfältigen: Sie referieren auf sich selbst wechselweise mit *ich*, *du*, *wir* oder *man* und positionieren sich so als individuell oder kollektiv Erlebende (*ich*, *wir*), als Adressierte (*du*), oder als verallgemeinertes Ich (*man*). Dieser Wechsel kann sich in explorativen Umbruchsituationen auch innerhalb einer Äußerung mehrfach vollziehen, wie die Erzählung von Dolly zeigt:

(1') (BW 11)
Dolly
dadurch daß **ich** nu-n kleines kind habe +1+ konnt-**ick** nich raus wie die meisten + uff de straße un selbst sehn un f:/ ,anfühln und **man** konnte durch die mauer in-n westteil +2+ **ick selba** +1+ kannte det ja nur aus-m ,fernsehn und von spaziergängn wenn **man** denn irgendwelchen besuch hatte **man** is da zum brandenburger ,tor jegangn und + **man** hat da nach hintn jeguckt und da janz weit woandas da wa die siegessäule und +1+ mann da kamst **du** ,niemals ,hin +1+

Ein Blick in die expemplifizierende Erzählung von Kira (Beispiel 2) und in die fragmentierte Erzählung von Stefan (Beispiel 3) zeigt, dass hier keine ambivalenzanzeigenden Perspektivvervielfältigungen vorkommen: In der Erzählung von Kira beobachten wir zwar ebenfalls einen Eigenstimmenimport (*?wie alt war-n der **name** damals? + der war ja noch ,kleen der war der war fünwe &wa& %?viernachzjer baujahr?*), er dient aber nicht dazu, ambivalente oder unabgeschlossene Deutungen nach außen zu setzen, sondern ist dafür da, die Erzählung voranzutreiben. Auch referiert Kira auf sich durchgängig mit *ich*.

Das ist bei Stefan anders: Mit der Verwendung des Infinitivs (*erfahrn*, *dann schlafen gegangen*) vermeidet er den Ich-Gebrauch ganz. Ebenso fehlen in dieser Erzählung inter- oder intrapolyphone Verfahren. Die Erzählperspektive bleibt insgesamt unterbestimmt.

	explorierend	**exemplifizierend**	**fragmentiert**
intra-/interpolyphone Verfahren	+ (ambivalenz-anzeigend)	+ (reinszenierend)	–
variable Selbstreferenz	+	–	–

Tab. 4 | Selbstpositionierungen in Umbruchserzählungen

4. Erkaltete Erinnerung

Sollten die vorangegangenen Ausführungen plausibel sein, würden wir heute, 30 Jahre nach dem Mauerfall, wahrscheinlich von Ruth, Doris und Stefan und vielleicht auch von Kira andere Erzählungen hören. Es ist zu vermuten, dass die auf den Umbruch verweisenden sprachlichen Merkmale so nicht mehr vorfindlich sind, sich die explorierenden Erzählungen also der Normalform annähern und die polyphonen Verfahren gegenüber einer stabileren Ich-Perspektive zurückgegangen sind. Auch die kollektiven Deutungsmuster des Mauerfalls (vgl. Kapitel 1) werden einen Einfluss auf die Erzählungen haben; dabei könnte es durchaus sein, dass sich die Neuerzählungen danach unterscheiden, in welche Richtung sich die weiteren Biographien jeweils entwickelt haben.

Wir übersetzen Ruths Erzählung 30 Jahre nach dem Mauerfall probehalber zweifach: Einmal so, dass wir annehmen, dass Ruth nach dem Mauerfall erfolgreich war (Version A), und einmal so, dass wir annehmen, dass sie keinen Erfolg gehabt hat (Version B):

> Version A: Die erfolgreiche Ruth
> „Wir haben das im Fernseher gesehen, die Pressekonferenz, auf der gesagt wurde, dass die Mauer auf ist. Irgendwie weiß ich noch, dass alle unsicher waren, ab wann das gilt. Aber es schien tatsächlich wahr zu sein. Wir haben noch den Westsender angemacht – oje Westsender, ja, so haben wir früher gesagt – also den Westsender, um sicherzugehen, dass wir das richtig verstanden haben. Die ganze Nacht haben wir mit den Kindern vorm Fernseher gesessen und die Ereignisse verfolgt.
> Ich weiß noch, dass ich damals Angst hatte. Wir wussten ja nicht, was auf uns zukommt. Und aus dem Westen hatte man solche Horrorgeschichten im Kopf – die Kinder vom Bahnhof Zoo und so ein Zeug. Ich hatte ja keinen Kontakt in den Westen, keine Verwandten und so und wusste deshalb praktisch nichts. Das hat mir natürlich zusätzlich Angst gemacht. Herrje, wenn ich mit das heute so vorstelle; die vielen Möglichkeiten habe ich in diesem Moment gar nicht sehen können.“

> Version B: Die erfolglose Ruth
> „Wir haben das im Fernseher gesehen, die Pressekonferenz, auf der gesagt wurde, dass die Mauer auf ist. Irgendwie weiß ich noch, dass alle unsicher waren, ab wann das gilt. Aber die Uhr ließ sich ja nicht zurückdrehen. Wir selbst hatten noch den Westsender angemacht – ja, Westsender, so hieß das damals bei uns – wir konnten das ja gar nicht glauben. Und dann haben wir die ganze Nacht mit den Kindern vorm Fernseher gesessen und die Ereignisse verfolgt.
> Ich weiß noch, dass ich schon damals Angst hatte. Wir wussten ja überhaupt nicht, was auf uns zukommt. Und aus dem Westen hatten wir nur Schlechtes gehört: Die Kinder vom Bahnhof Zoo und so. Ich hatte ja auch gar keinen Kontakt in den Westen, keine Verwandten und so. Das hat mir natürlich zusätzlich

> Angst gemacht. War ja auch alles nicht unberechtigt, wenn man sich das heute ansieht: Von wegen blühende Landschaften."

Die jeweiligen Deutungen, die kurz nach dem Mauerfall noch nicht erreicht waren, legen sich über das tatsächliche Erleben und strukturieren das Erzählen: Die Erzählstruktur ist geordneter, die Perspektivenvielfalt zugunsten einer stabilen, auktorialen Erzählperspektive nivelliert.

Ob Ruth 30 Jahre nach dem Mauerfall tatsächlich so wie in Version A oder B erzählen würde, ist selbstverständlich offen. Dass sie so erzählt wie zwei Jahre nach dem Mauerfall, ist allerdings äußerst unwahrscheinlich.

Für die *oral history*, eine geschichtswissenschaftliche Methode, die an Geschichten von Zeitzeugen ansetzt, scheint mir dieser Zusammenhang bedeutsam zu sein: Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die zeitliche Nähe zu bzw. die Ferne von den historischen Ereignissen bei den Zeitzeugen eine Rolle spielen. Insbesondere bei gesellschaftlich so signifikanten Ereignissen wie dem Mauerfall ist erwartbar, dass die späte Erinnerung durch retrospektive Umdeutungen geglättet wird. Stempel (1980) geht in seiner theoretischen Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen Erleben und Erinnern sogar so weit, dass er von „Geschichtsfälschung" spricht: (Nachträgliche) Deutungen könnten dazu führen, dass die Fakten den Intentionen des Sprechers angepasst werden, bis hin zur „Erfindung von Tatsachen" (ebd., S. 390).

Literatur

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der „Wende" 1989. Tübingen.

Ehlich, Konrad (1983): Alltägliches Erzählen. In: Sanders, Willy/Wegenast, Klaus (Hg.): Erzählen für Kinder – Erzählen von Gott. Begegnung zwischen Sprachwissenschaft und Theologie. Stuttgart u. a., S. 128-150.

Labov, William/Waletzky, Joshua (1973 [1967]): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, Jens (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl. Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft, Bd. 2. Frankfurt a. M., S. 78-126.

Quasthoff, Uta (1980): Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen.

Stempel, Wolf-Dieter (1980): Alltagsfiktion. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Erzählen im Alltag. Frankfurt a. M., S. 385-402.

JOHANNES SCHWITALLA

„WIR HAM DIT JA KAUM FASSEN KÖNNEN, WIR HAM DIT EIGENTLICH NICH GEGLAUBT“

Wie Ost- und Westberliner/innen ihren Unglauben, ihr Unverständnis und ihre Überraschung nach der Nachricht von der Öffnung der Berliner Mauer am 9. November 1989 narrativ rekonstruieren

Abstract

“We could hardly grasp it, we didn't believe it actually”. How East- and West-Berliners reconstruct in narratives their unbelief, their lack of understanding and their surprise when they got the message of the fall of the Berlin Wall.

The research focuses on the narrative verbalization of mental reactions to the official announcement of 9 November 1989 stating that citizens of the GDR were henceforth permitted to travel to the West. This announcement differs from the type of unexpected information which is readily believable and comprehensible, to which we respond with interjections (change-of-state tokens: *oh*, *ach*, *ach so*) and certain formulations (*das glaub ich*, *ich verstehe*). Respondents from both East and West Berlin represented in the ‘Wende-Korpus’.

1. Einleitung: Fragestellung, Korpus

Am Abend des 9. November 1989, kurz vor 19 Uhr, verkündete der neue „Regierungssprecher“ der DDR, Günter Schabowski, in einer Pressekonferenz einen Beschluss des Politbüros und des Zentralkomitees der SED vom selben Tage: „Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen (Reiseanlässe und Verwandtschaftsverhältnisse) beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt.“ Ein Bild-Reporter fragte nach: „Wann tritt das in Kraft?“, und Schabowski antwortete mit dem schönen Apokoinu-Satz: „Das tritt nach meiner Kenntnis … ist das sofort, unverzüglich“ (wikipedia. Günter Schabowski. Beitrag zum Fall der Mauer, letzter Zugriff 17.9.2019). Noch am selben Abend und in der Nacht machten sich Tausende von Ostberlinern auf, um diese völlig unerwartete Öffnung der Grenzen auszutesten. Ab 23.30 Uhr ließen die Grenzbeamten an der Bornholmer Straße die Ostberliner die Grenze ohne weitere Kontrollen passieren, danach alle anderen Grenzübergangsstellen.

Korrigierter Wiederabdruck des Beitrags Schwitalla, Johannes (2013): In: Studia Germanistica 12, S. 53-71.

Die Nacht vom 9. zum 10. November 1989 ist in das kollektive Gedächtnis der Deutschen eingegangen. Norbert Dittmar hat seine Studierenden in den Jahren 1992-96 mit West- und Ostberliner/innen Interviews machen lassen, in denen nach ihren Erinnerungen an die Wendezeit und nach Erfahrungen mit Bewohnern aus dem jeweiligen anderen Teil der Stadt gefragt wurde. Westberliner sollten Westberliner, Ostberliner Ostberliner interviewen. Diese Interviews sind zum großen Teil unter der Bezeichnung „Berliner Wendekorpus" im Archiv für gesprochenes Deutsch des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim zugänglich und wurden schon unter mehreren linguistischen Gesichtspunkten untersucht.[1]

Beim Durchlesen der Transkripte und beim Anhören der Tonaufnahmen fällt nun auf, dass die Ostberliner sehr viel häufiger als die Westberliner von ihrer Fassungslosigkeit berichteten, als sie von der staatlich erlaubten Öffnung der Grenzen erfuhren. Von den insgesamt 29 Interviews mit Ostberlinern wurden 26 zu ihrem Erleben des 9. Novembers befragt. Von diesen 26 thematisierten 20 ihre Verwirrung und Ungläubigkeit bei der Nachricht (also 77 %), und von diesen wieder sprachen 15 ausführlich (nicht nur in ein oder zwei Sätzen) von ihrem Nicht-Verstehen. Dagegen thematisierten von den 22 zum 9. November befragten Westberlinern nur acht Interviewte ihre Ungläubigkeit und ihr Nicht-Verstehen (= 36 %); davon ist aber einer ein ehemaliger DDR-Bürger, der 1985 nach Westberlin ausreiste („Egon" BWW21 = Berliner Wendekorpus West, Nr. 21); zwei konstatieren die Fassungslosigkeit mehr von den Ostberlinern als von sich selbst („Speedy" BWW21 und „Chris" BWW23); eine Studentin (BWW18) sagt es von ihren Eltern; zwei Interviewte und „Christine" (BWW12) erwähnen Gefühle der Verwirrung nur ganz kurz (*man sagte kann eigentlich gar nicht sein*, „Manfred" BWW03; *da ham wir dit kaum fassen können, wir ham dit eigentlich nich geglaubt*, „Christine" BWW12), und nur zwei weitere („Ernst" BWW07 und „Pia" BWW10) gehen ausführlich auf ihre Reaktion des Unglaubens und des Nicht-für-möglich-Haltens ein. Man kann also sagen, dass die Mitteilung und Schilderung der kognitiven Unsicherheit in viel größerem Maße für die Ost- als für die Westberliner eine mitteilungswerte Erfahrung war.

„Ernst", ein damals 35-jähriger Erzieher, beschreibt von allen Westdeutschen am längsten seinen Unglauben, als er am nächsten Tag von dem überraschenden Ereignis erfuhr (Neutranskription nach dem Gesprächsanalytischen Transkriptionsmodell, siehe Anhang):

[1] Bredel (1999): narrativ gebrochene Formen; Dittmar/Bredel (1999): die mündliche Verarbeitung der Wende und spezifische linguistische Themen; Roth (2005): soziale Stereotype; Schwitalla (2014): Gefühlskongruenzen und -inkongruenzen, hauptsächlich bei narrativen Darstellungen von Freude und Angst.

(1) und denn ham_wa rAdio ANgemacht?
uff ARbeit,
und dann ham_wa dit erstmal jeHÖRT,
und warn total BAFF,
und konnten dit eingtlich (–) überHAUPT nich glOOben;
dass da Ürgendwie, (–)
und also dit war so_n ZWIEspalt zwischen nich GLAU:ben,
nich FASsen,
und (–) eingtlich KANN dit doch jar nich sEIn so schnell? (–)
also total ULkich ürgendwo. […]
aber TROTZdem war Ürgenwo:; (–)
dieset jeFÜHL da? (–)
dass dit eingtlich jar nich (–) SEIN kAnn.
<<p> ↓war so janz ulkich.>
und dit hat auch_ne JANze: (–) wEIle jedauert, bis man dit eingtlich so FASsen kOnnte,
was überhAUpt so Is.
(BWW07, Transkript IDS, IP 20-26, 33-39).

Im Folgenden geht es mir um die sprachliche Mitteilung von eigenen und – in Berichten aus zweiter Hand – fremden Gefühlen der Verunsicherung, oder wie immer man die innere Reaktion auf die ungewöhnliche Nachricht von Schabowski nennen mag. In diesem Beispiel sind es Sätze wie: *wir waren total baff*, *wir konnten das überhaupt nicht glauben*, *dass…*, *wir konnten das nicht fassen*, *eigentlich kann das doch gar nicht sein*, *es war so ganz ulkig*. Wohlgemerkt: Es sind narrative Mitteilungen von inneren Zuständen in der Vergangenheit, es sind nicht Gefühlsthematisierungen, -expressionen und interaktive Verarbeitungen eines *aktuellen* Gefühls eines Beteiligten im Gespräch.

Die unerwartete neue Situation löste positive und negative Gefühle aus. Regimekritiker reagierten mit freudiger Überraschung; Angehörige der DDR-Institutionen reagierten eher mit Beklemmungen und Befürchtungen. Dies war auch so bei der Einschätzung der Massendemonstrationen auf dem Alexanderplatz am 4. November: Der Mitarbeiter einer Kreisleitung Wolf, keineswegs ein sturer Ideologe, hatte angesichts von Plakaten mit Honecker am Galgen *schmerzen in der brust* und *angst* (BWO27, IP 96, 106), während der Linguist Robert die *locker*[*e*] und *optimistisch*[*e*] *stimmung*, die *fröhlich gestimmt*[*en*] *leute* wahrnahm, die ihm *sofort* die anfängliche *angst genommen* haben (BWO28, IP 102-108).

Bei der Nachricht vom 9. November, dass DDR-Bürger *sofort*, *unverzüglich* ausreisen könnten, war das Gefühl der Überraschung bei den DDR-Bürgern sehr hoch, und sie stellte hohe Anforderungen an die kognitive Verarbeitung. Schließlich veränderte diese Nachricht ihr zukünftiges persönliches und soziales Leben möglicherweise radikal. Sie weckte unterschiedliche Gefühle und setzte rationale Überlegungen in Gang.

2. Forschung zur sprachlichen Vermittlung von Nicht-Verstehen, Nicht-Glauben und Überraschung

Bei den mentalen Reaktionen geht es einerseits um die mehr kognitiven Prozesse des Nicht-Verstehens und der Abweisung des mitgeteilten Inhalts und andererseits um die mehr emotionale Reaktion der Überraschung. Zunächst zum kognitiven Nicht-Verstehen: Die meisten Empfänger der Botschaft vom 9. November waren nicht in der Lage, den sehr wohl verstandenen Satzinhalt des Satzes 'Die Grenzen der DDR sind ab sofort für Reisen von DDR-Bürgern in das nicht-sozialistische Ausland offen' mit ihrem allgemeinen Wissen von den politischen Zuständen in der DDR in Einklang zu bringen. Diese Art des Begriffs „Verstehen" beschreibt Fiehler (1998, S. 12) folgendermaßen: „In diesen Fällen gelingt eine Zuordnung von Bedeutung, aber das Verstandene deckt sich nicht mit meinen Erwartungen, läßt sich nicht in meine Wissensbestände integrieren". Generell unterscheidet man beim Wissen zwischen „episodischem" und „semantischem Gedächtnis" (Tulving 2000). Ersteres ist an biografische Erfahrungen gebunden; Letzteres ist ein abstraktes, gesellschaftlich geteiltes Weltwissen, das von verschiedenen Wissenschaften mit Theorien und Begriffen wie „Gestalt", „frame", „script", „Szenario", „kognitives Modell", „mentaler Raum" etc. beschrieben wurde (Bublitz 2006, S. 379 f.). Obwohl zwei der Befragten des Wendekorpus zur Abgleichung des neuen Wissens mit ihrem unhinterfragt gültigen Wissen auch auf episodisches Wissen rekurrieren (siehe Ende von Kapitel 7), betrifft die neue Nachricht doch in erster Linie die Infragestellung fest geglaubter Überzeugungen wie die, dass die DDR-Regierung nicht von heute auf morgen ein wesentliches Fundament ihres Bestehens, nämlich das Ausreiseverbot, aufheben werde.

Die Relevanz und Intensität der neuen Erfahrung/Information kann schwanken zwischen einer neuen Nachricht in einem Gespräch, die einen wenig tangiert und die man mit einem kurzen *oh* quittiert, bis hin zu befremdlichen, identitätserschütternden und möglicherweise gefährlichen Situationen wie einem plötzlichen Überfall oder der Nachricht eines Arztes, man habe eine schwere Krankheit.

Man signalisiert mit Gesprächspartikeln wie *ach so*, *aha*, *oh* (*ja*, *nein*), *ach*, *ah* (*ja*, *so*), mit kurzen Rückfragen wie *echt?*, *ehrlich?*, *wirklich?* und mit der Verstehensbekundung *ich verstehe*,[2] dass man unerwartete Informationen bekom-

[2] Das Gegenteil des hier behandelten Nicht-Verstehens und Nicht-glauben-Könnens behandelt Kupetz (2013) in ihrem Aufsatz über Kommentare von Rezipienten nach Gefühlsdarstellungen des vorhergehenden Sprechers durch das Format *das glaub ich*. Je nach prosodischer Gestaltung und nachfolgenden weiteren oder fehlenden Verstehensleistungen signalisiert der Sprecher, ob er mit dieser Formel nur einen thematischen Anschluss herstellen will, um das Rederecht zu übernehmen, oder ob er tatsächlich sein Verständnis für die emotionale Lage des Adressaten zum Ausdruck bringt.

men hat (Heritage 1984; Selting 1994, S. 390 f.; Drescher 2003, S. 110 ff.; Deppermann 2008, S. 250; Deppermann/Schmitt 2008; Imo 2008). Bei der Nachricht von der Reisemöglichkeit handelte es sich aber erstens nicht um einen leicht zu korrigierenden Wissensstand, und zweitens um eine narrative Darstellung eines damaligen, nicht eines aktuellen Nicht-Verstehens. Wenn die Interviewten von Familienangehörigen, Freunden etc. diese Nachricht bekamen, reagierten sie viel abweisender als die oben genannten Interjektionen und Rückfragen, meist mit der Formel *du spinnst*.

Formulierungsbemühungen für schwer in Worte zu fassende Ereignisse wie eigene epileptische Anfälle und Angstattacken haben Gülich (2005, 2007) und Günthner (2006) untersucht. Um solche Anfälle für jemanden, der sie nicht kennt, zu beschreiben, müssen die Patient/innen große Anstrengungen machen. Sie verwenden dazu Metaphern, Vergleiche und Szenarien, sie versuchen, den Unterschied zwischen einer normalen Angst und einer Anfallsangst herauszuarbeiten; sie inszenieren mit stimmlichen Mitteln und Körperbewegungen ein so schreckliches Ereignis, und sie sagen fast jedes Mal, dass sich ein Anfall nicht beschreiben ließe. Die Verfahren Metaphern und Vergleiche finden sich auch in unseren Materialien beim Versuch, die zunächst unglaubliche Information vom 9. November zu verstehen, aber Angstanfälle und eine unglaubliche politische Nachricht sind doch ganz verschiedene Ereignisse, die ganz anders psychisch erlebt werden.

Näher an den Fokus der außergewöhnlichen Nachricht von der staatlich erlaubten Reisemöglichkeit für DDR-Bürger kommt der Aufsatz von Jefferson (2004): „‘At first I thought.’ A normalizing device for extraordinary events“. Jefferson zeigt, wie Menschen außergewöhnliche Ereignisse (Bombenattentate, Schüsse, Überfälle, Flugzeugabstürze, Naturkatastrophen etc.) *zuerst* als normale, zumindest weniger ungewöhnliche Ereignisse deuten (als Knall eines Feuerwerkkörpers, als Fehlzündung, als Scherz, als eine Art Aufführung) und *dann* erst erkennen, worum es sich handelt. Sie nennt diese Gewohnheit „the ‘nothing happened’ reaction“ (ebd., S. 138) und „the commitment to the normal“ (ebd., S. 154). Nur Experten können „Katastrophen“ sofort als solche erkennen und sagen dann in ihren Berichten auch: *Ich dachte/wusste sofort, dass* … (ebd., S. 147). Dennoch unterscheiden sich die Fälle, die Jefferson untersucht, vom hier thematisierten Fall einer außergewöhnlichen Radio-/Fernsehnachricht. Bei Jefferson sind es sinnlich wahrnehmbare Ereignisse. Bei der offiziellen Erklärung von Schabowski geht es um eine ganz andere Art der Infragestellung von Normalität, nämlich um die schlagartige und grundlegende Änderung eines wesentlichen Teils der politisch-sozialen Existenz der DDR-Bürger: Ein Jahrzehnte lang als „Republikflucht“ klassifiziertes und mit sozialer Ausgrenzung, Gefängnis und im schlimmsten Fall mit Tod bedrohtes Handeln war plötzlich erlaubt. Immerhin passen zwei spontan interpretierende Reaktionen von DDR-Bürgern (siehe Kapitel 6), zu den ersten falschen, weniger außergewöhnlichen Interpretationen der Fälle von Jefferson.

Nach Paul Ekman, Michael Argyle, Robert Plutchik und Carroll Izard gehören „Überraschung“ bzw. „Erstaunen“ zu den zentralen, universalen Basis-Emotionen der Menschen (Schwarz-Friesel 2007, S. 66). Andere (Fiehler 2010, S. 19) rechnen psychische Zustände wie „Irritation“, „Unsicherheit“ und wohl auch „Verwirrung“, die mit kognitiven Tätigkeiten verbunden sind, zum weiteren Feld des „Erlebens“. Sprachliche Ausdrücke für Überraschung sind Interjektionen wie *ach*, *ach so*, *oh* (viele Untersuchungen, zuerst Willkop 1988). Mimische Ausdrucksformen von „Überraschung“ haben Heath et al. (2012) untersucht.

3. Verlaufsanalyse eines Beispiels

Derjenige, der am ausführlichsten von seiner ungläubigen Reaktion auf die Fernsehnachricht vom 9. November spricht, ist „Rainer“ (BWO20), ein Tischler, der zwei Monate zuvor über Bulgarien und Ungarn nach Westberlin geflohen war und nun dort von der Maueröffnung erfuhr. Er spricht seine Erinnerung in ein Tonbandgerät, das er immer wieder abschaltet (im Transkript mit || bezeichnet), um seine weiteren Gedanken zu formulieren. Dadurch bekommen seine Äußerungen fast den Charakter einer persönlichen Stellungnahme; sie sind nicht so spontan wie die Antworten der Interviewten. Nachdem er eine allgemeine Wertung zum 9. November gegeben hat (*für mich persönlich war es ein sehr eigenartiger tag*), sagt er (BWO20, IP 43-54):

(2)
1 ich war an jen AMd bei: (–) FREUNden zu beSUCH?
2 und <<all> ich kann mich erINnern, (–)
3 wir ham um ZWEIundzwanzich uhr DREIßich die TAgesthemen gekUckt im FERNsehn,>
4 und DA kam es schon zu einer (–) SEHR fräg FRAGwürdigen (.) NACHricht. ||
5 es wurde da berichtet von einem traBANTfahrer,
6 der auch zu SEHen war, (–)
7 der sich äh nÄHe KUdamm (–) mit seim AUto (–) AUFgehalten hat–
8 unt beHAUPtet hat,
9 er sei soEben,
10 mit <<all> seinen Auto durch die GRENze gefahrn,>
11 die grEnze sei OFfen. (–) ||
12 zu dieser UHRzeit,
13 war es für uns (–) VÖLlich <<all> Unverständlich und völlich UN.dEnk.BAR;>
14 dass DAS (.) eine WAHRheitsgemäße (–) reporTAge war. (–)
15 wir <<all> dachten eingtlich, äh> (–)
16 dass (–) sich jemand einen GAG erlaubt hat. ||

Nach der allgemeinen Wertung (*ein sehr eigenartiger tag*) berichtet Rainer zuerst von der sozialen Situation, in der er die ominöse Nachricht bekommen hat. Er bringt alle Informationen, die für eine narrative Orientierung notwen-

dig sind: Personen (er und *freunde*), die genaue Zeit (*22 uhr 30*), die Situation (*die tagesthemen gekuckt*); den Ort kann man daraus schließen: wahrscheinlich ein Wohnraum. Mit dem Sendetyp ist auch die Quelle der folgenden Nachricht genannt.

Noch bevor Rainer den Inhalt der Informationen mittteilt, gibt er einen wertenden Rahmen zur Glaubwürdigkeit der folgenden Nachricht: *da kam es zu einer sehr fräg fragwürdigen nachricht* (IP (Intonationsphrase) 4). Mit der Konstruktion *es kam zu …* fasst man den Verlauf von Ereignissen zu einer begrifflich gefassten Gesamtkategorie zusammen (*es kam zu einem Handgemenge*, *zu Auseinandersetzungen*, *zu einem Missverständnis* etc.), die man eigentlich erst nach dem Ablauf des Geschehens geben kann. Obwohl Rainer im Zeitpunkt des Sprechens ja weiß, dass die dann mitgeteilten Nachrichten wahr waren, wertet er den Wahrheitsstatus der Nachricht als *sehr fragwürdig*. Er versetzt also sich und alle späteren Hörer des Tonbands in einen Zeitpunkt während des damaligen Hörens der Nachricht.

Im dritten Schritt teilt Rainer nun den Inhalt der Fernsehnachricht in einer ziemlich komplexen syntaktischen Konstruktion mit (sieben Teilsätze, IP 5-11). Der inhaltliche Kern der Nachricht ist erstens eine visuelle: Ein Trabantfahrer (mit der Implikation: ein Ostberliner) hält sich in der Nähe des Kudamms (mit der Implikation: in Westberlin) auf, was als visuelle Beglaubigung dient, dass Ostdeutsche mit ihren Autos nach Westberlin fahren können. Zweitens *behauptet* dieser Trabantfahrer auch, dass er *mit sei*(*ne*)*m auto durch die grenze gefahren sei*, und weiter, *die grenze sei offen*; zu ergänzen ist: *für alle Ostberliner*. Gleichzeitig versieht Rainer diese Informationen aber mit sprachlichen Signalen des Zweifels: Schon der Beginn der gehörten und gesehenen Informationen ist aufwendig formuliert: *es wurde da berichtet von einem trabantfahrer*. Das expletive *Es* bringt das Objekt der Wahrnehmung in Rhemaposition; die nochmalige Anapher *da* (Bezugssyntagma ist *tagesthemen im fernsehen*) hat vielleicht schon eine negative Konnotation; der ganze Satz ist eine Passivkonstruktion, dessen Agens ungenannt bleibt. Der Relativsatz, dass der Trabantfahrer *auch zu sehen war*, weist auf die Beglaubigungsfunktion der Nachrichtenredakteure hin: Diese zeigen als Beweis mit einem Film einen Ostdeutschen, der gerade in Westberlin ist, sie behaupten es nicht nur. Eine mitgeteilte Nachricht aus dem Fernsehen, der man glaubt, könnte vielleicht lauten: *Da war ein Trabantfahrer*, *der gesagt hat*, *die Grenze ist offen*. Die Rede des Trabantfahrers wird ebenfalls mit Signalen der Distanzierung versehen: Das Verb des Sagens *behaupten* im Trägersatz (IP 9) weist die Verantwortung für die Wahrheit des Gesagten dem zitierten Sprecher zu. Der zweimal verwendete Konjunktiv 1 (statt möglichem Konjunktiv 2 oder Indikativ) ist stilistisch hoch und passt zum gesamten Redestil Rainers (auch die eigene Rede formuliert er mit Konj. 1, siehe IP 2 des nächsten Ausschnitts), insofern ist der Konjunktiv kein so starkes sprachliches Mittel der Distanzierung vom Wahrheitsgehalt der Aussage.

Nach der reserviert-skeptischen Darstellung der Informationsdarbietung thematisiert Rainer seinen Unglauben in einem Satz, der für das Nicht-für-Wahrhalten einer Nachricht typisch ist: Der Gegenstand der kognitiven Beurteilung ist das Subjekt, und die Prädikativergänzung besteht aus einem Adjektiv der Unverständlichkeit und Unglaubwürdigkeit (*unverständlich*, *undenkbar* – das zweite Adjektiv prosodisch durch Stakkato-Akzente verstärkt). Typisch ist weiterhin, dass die Geltung für den Sprecher in einer Limitativangabe (*für uns*) eingeschränkt wird und dass Extremformulierungen (zweimal *völlich*) gebraucht werden. Der Satz lautet: *zu dieser uhrzeit war es für uns völlich unverständlich und völlich undenkbar, dass das eine wahrheitsgemäße reportage war*.

Als letzter Schritt folgt dann die Interpretation der Informationen im Einklang mit dem Weltwissen: Das Zweite Deutsche Fernsehen hat sich einen Scherz (*gag*) erlaubt, ähnlich wie die bekannte Reportage von einer angeblichen Landung von Marsmenschen im Sender CBS am Halloweenstag 30.11.1938.

Nach 21 Äußerungseinheiten, in denen Rainer erzählt, was er danach gemacht hat (schlafen gegangen, vom Lärm der Autos geweckt, auf die Straße gegangen, Leute mit Sektflaschen und deutscher Fahne), setzt ein neuer Schub der Ereignisdarstellung ein:

(3)
1 ich FRAGte dann (–) lEUte die auf der STRAße rumstanden;
2 was das zu be↑!DEU!ten habe;
3 und ehm man SAGte mir, (–)
4 dass (2) die GRENzen geöffnet wurdn. (–)
5 und ich <<all> konnte das alles gar nicht glauben;>=
6 =ich frAgte immer WEIter,
7 ich f frAgte immer wieder ANdere lEUte;
8 aber ALle sagten nur ↑!JA:.!
9 die GRENze is AUf.
10 die MAUer is jefAlln. (–) | |
11 es war zu dieser zEIT alles noch so unGLAUBlich für mich;
[8 Äußerungseinheiten: Telefonanruf: Seine Freundin in Ostberlin bestätigt, dass die Grenze auf sei und dass sie Rainer am nächsten Tag besuchen komme]
12 es war Alles so Irre;
13 und auch so (.) UNverständlich;
14 wie so was ↑!SEIN! konnte. | |
15 der NEUnte novEmber, ((schnalzt))
16 AUs MEIner sicht (–) DAmals war für mich (– –) so un!GLAUB!lich; (–)
17 dass ich (.) EINfach (.) dran zweifeln !MUSS!te. | |
18 wo ich mir doch gerade eh vo zwEI <<acc> monate zurOr,
19 soviel MÜHe und sOviel überLEgung Angestellt hatte;> .h
20 mit meiner (–) FLUCHT, (–)
21 über bulGArien;
22 UNgarn;

23 und diese ganzen AUFnahmelager; (–)
24 <<all> und jetzt sollte auf EINmal die grenze OFfen sein.> ||
25 mit SIcherheit war_s (–) auch für die MEISten menschen sehr SCHWER zu verstEhn,
26 dass auf einmal die MAUer; (–)
27 dieser !MY!thos;
28 diese UNüberwindliche GRENze;
29 auf einmal OFfen sein sollte. ||
30 .hh ich GLAUbe eh sogAr, (–)
31 dass rein emPFINdungsmäßich; (–)
32 das f: für die MEISten mEnschn wirklich der !AB!solute WAHNsinn war. ||

Nachdem Rainer also mit der Diagnose „Gag“ ins Bett gegangen war, weckten ihn die Folgen der abgewehrten Ereignisse aus dem Schlaf. Nun macht er sich um ein Uhr in der Nacht selbst auf, die Wahrheit zu erkunden: Er geht auf die Straße und fragt die Leute. Es folgen nun drei gleiche Zyklen (IP 1-5, 6-11 und nach der Auslassung bis IP 14): seine Befragung – die Bestätigung der ursprünglichen Fernsehnachricht – die Beteuerung des Nicht-glauben-Könnens. Beim ersten Mal sind es *leute auf der straße*, die er fragt, beim zweiten Mal *andere leute*, beim dritten Mal eine besonders zuverlässige Person, nämlich seine *damalige freundin* in Ostberlin, die Nachtschicht hatte. Alle bestätigen die Nachricht, aber Rainer bleibt ungläubig. Er verwendet dazu zwei Satzstrukturen:

a) eine Satzstruktur, die von dem Subjekt mit Referenz auf den Nachrichtenempfänger ausgeht und ihm eine Prädikation des Unglaubens zuschreibt: *ich konnte das alles gar nicht glauben* (IP 5), *dass ich einfach dran zweifeln musste* (IP 17),
b) eine Satzstruktur, die mit der Referenz auf die Nachricht ausgeht und sie mit einer Prädikativergänzung als ‘unglaubwürdig’, ‘unverständlich’ etc. charakterisiert: *es war … alles noch so unglaublich für mich* (IP 11), *es war alles so irre und auch so unverständlich* (IP 12 f.), *der neunte november… war für mich so unglaublich* (IP 16), *dass…das… wirklich der absolute wahnsinn war* (IP 32) und die passivähnliche Konstruktion mit dem Modalitätsverb *sein*: *es war für die meisten menschen sehr schwer zu verstehen* (IP 25).

Die Semantik der Prädikationen zielt einerseits auf Unverständlichkeit und Nicht-begreifen-Können, andererseits schon auf eine Interpretation, die das Ereignis in eine Referenzwelt schiebt, die nicht die Alltagswelt ist, hier: *alles war so irre, das war der absolute wahnsinn* (IP 12, 32). *Irre* und *wahnsinn* sind hier nicht so weit entsemantisiert, dass sie nur noch als interjektionsartige Ausdrücke des Lobs, der Begeisterung etc. dienen. Mehr dazu in Kapitel 5.

Mit der Feststellung des Zweifels sind manchmal ein Satzadverb oder eine Modalpartikel der Faktizität verbunden, sehr oft Gradpartikeln, die aussagen,

dass das Wort im Skopus in besonders hohem Maße zutrifft: *ich konnte das gar nicht glauben* (IP 5), *so unglaublich* (IP 11, 16), *so irre und so unverständlich* (IP 12-13), *sehr schwer zu verstehen* (IP 25), auch im ersten Durchgang: *eine sehr fragwürdige nachricht* (IP 4), *war für uns völlig unverständlich und völlig undenkbar* (IP 13); Satzadverb: *wirklich der absolute wahnsinn* (IP 32); Modalpartikel: *einfach daran zweifeln musste* (IP 17).

In den drei Frage-Antwort-Zyklen nehmen Detaillierungen zu. Der erste Zyklus ist noch kurz. Aber schon in der eigenen Rede (*was das zu be↑!DEU!ten habe*) verwendet Rainer dramatisierende Mittel der Stimmenwiedergabe (Tonregisterwechsel, sehr starker Akzent), die dann im zweiten Zyklus bei den Antworten der Befragten noch zunehmen (*↑!JA:.!*). Im zweiten Zyklus geht Rainer zur direkten Rede der Befragten über (Zweierliste mit syntaktischem Parallelismus IP 9-10). Der dritte Zyklus gibt mit vier Sätzen die direkte Rede der Freundin wieder (nicht im Transkript). Auch die Darstellung der ungläubigen Reaktion wird ausführlicher: von einem Satz in den Zyklen 1 und 2, zu drei Sätzen im Zyklus 3.

Nach den drei Bestätigungen geht Rainer zu einer generellen Einschätzung aus seiner Sicht über (IP 15-17). Er spricht nun von dem gesamten Ereignis mit der Metonymie *der neunte november* und beteuert seinen Unglauben mit den oben beschrieben Satzstrukturen a) und b).

Die IPn 18-24 bringen nun Plausibilisierungen (*accounts*) für seinen Unglauben – auch das ein charakteristisches Merkmal der Versicherungen bei den anderen Interviewten, dass sie Schabowskis Verlautbarung nicht glauben konnten. Wieder detailliert und verallgemeinert Rainer diese Plausiblisierungen für die *meisten menschen* (IP 25-32). Der erste Durchgang der Begründung für seinen Unglauben beruht auf dem Topos der Verhältnismäßigkeit und ist auf seine eigene Biografie bezogen: Wenn Rainer *soviel mühe* [auf sich genommen] *und soviel überlegung angestellt hatte,* der DDR zu entkommen (IP 18-23), so muss der Staat große Hindernisse dafür aufgebaut haben. Dann ist es unwahrscheinlich, dass dieser Staat sie einfach von heute auf morgen (*auf einmal*) aufhebt. Also ist die Nachricht unglaubwürdig. Diese Folgerung wird als innere Rede formuliert: *und jetzt sollte auf einmal die grenze offen sein* (IP 24). Eine Proposition mit dem epistemisch verwendeten Modalverb *sollen* ist eine typische Konstruktion für den Ausdruck von Zweifel, oft auch mit Tonanstieg am Schluss (hier aber fallend zur Signalisierung der Beendigung einer gedanklichen Einheit). Dabei ergibt sich eine Mischung der Deixis: Das Adverb *jetzt* setzt eine Origo des Sprecher-Ichs in der damaligen Zeit voraus, das Präteritum von *sollte* eine Origo im Sprechzeitpunkt. Dies ist eine der wenigen Erklärungen des inneren Widerstands gegen die neue Nachricht aufgrund eigenen episodischen Wissens.

Im letzten Teil (IP 25-32) erweitert Rainer die Plausibilisierungen für die *meisten menschen* (IP 25, 32). Anfangs- und Endrahmungen setzen Sätze der Struktur b) mit einer Steigerung von *SCHWER zu verstEhn* (IP 25) zu *der*

!AB!solute WAHNsinn (IP 32) mit überstarkem Akzent im Adjektiv *absolut*. In diesem Schlussteil wird auch die Bedeutung der Berliner Mauer lexikalisch in zwei Appositionen hochgestuft, die die Mauer listenartig erstens als *!MY!thos* (ebenfalls extrem stark akzentuiert) und zweitens als *UNüberwindliche GRENze* wertet und beschreibt. Die Einordnung als „Mythos“ gibt der Grenzmauer einen überhöhten politischen Signalwert, aber ohne die konnotativ positive Wertung, die üblicherweise mit dem Wort *Mythos* verbunden ist: „Ein Mythos verschwindet nicht so *auf einmal*.“

Wie gesagt, dies ist die ausführlichste Darstellung der ungläubigen Aufnahme der Entscheidung der DDR-Regierung vom 9.11.1989, und sie stammt nicht von ungefähr von einem Regimegegner. Die thematische Folge ist: Empfang der Nachricht, Nicht-Verstehen bzw. Ungläubigkeit, Interpretation und Begründung des Nicht-glauben-Könnens. Sie enthält fast alle sprachlich-kommunikativen Phänomene, die nun zu besprechen sind.

4. Syntax, Morphologie und Satzsemantik der Mitteilung eigener Ungläubigkeit, Unbegreiflichkeit und Überraschung

Zur Mitteilung, dass die Befragten die Nachricht vom 9. November nicht glauben oder begreifen konnten, standen ihnen die oben beschriebenen zwei Satzmuster zur Verfügung, von denen das erste vom Subjekt des Erfahrenden ausgeht, das zweite vom mitgeteilten Geschehen. Wir gehen die drei mentalen Reaktionen ‘nicht glauben’, ‘nicht verstehen’, ‘Überraschung’ der Reihe nach durch.

‘nicht glauben’:

Das insgesamt häufigste Satzmuster für ‘nicht glauben’ hat die Form: Subjekt = Empfänger der Nachricht – (*können*) – NEG – *glauben*:

(4)	*jedenfalls konnt ich gar nich richtich glaubm dass da welche rübergegang sind*	(O04, 20)
	und konnte es eingtlich gar nicht äh glauben	(O06, 137)
	wir konnten dit jar nich gloobm	(O10, 335)
	ich konnte das alles gar nicht glaubn	(O20, 72)
	(*wir*) *konnten dit eingtlich überhaupt nich glooben*	(W07, 20)
	ich konnte es überhaupt nicht glauben	(W20, 25)

Außer im ersten Satz ist das Verb *glauben* mit der pronominalen Propositionalergänzung *das* konstruiert, die anaphorisch auf die zuvor mitgeteilte Botschaft von der Reisefreiheit referiert. Schon dadurch zeigt der Sprecher an, dass das Nicht-glauben-Können eine Reaktion auf etwas ist, was zuvor dargestellt wurde. Dies unterscheidet *Nicht-glauben*-Sätze von Sätzen, mit denen Gefühle dargestellt werden.

Es fällt auf, dass diese Sätze mit dem Modalverb *können* auch ein weiteres Signal der Stellungnahme durch den Sprecher enthalten: das Satzadverb *ei-*

gentlich und/oder eine Gradpartikel beim Negationswort *nicht*, während Sätze ohne das Modalverb *können* meist auch keine weiteren Modalisierungen enthalten:

(5)	*ich hab_s nich geglaubt*	(O07, 26)
	ick hab_s ihm nich jeglaubt	(O15, 122)
	ick gloobe dit also nich	(O16, 15)
	wir ham dit eigentlich nich geglaubt	(W12, 25)

Das Konjunktionaladverb *also* im vorletzten Beispiel hat die Funktion einer Folgerung aus einer ziemlich langen Darstellung der Gedanken des Sprechers; die Abschwächung mit *eigentlich* im letzten Beispiel passt zur insgesamt vorsichtigen Formulierungsweise des Sprechers; zuvor sagte er: *wir ham dit ja kaum fassen können*.

Eine Formulierung ohne das Modalverb *können* klingt viel resoluter und entschiedener, Formulierungen mit *eigentlich* und *können* klingen dagegen schwächer. Dazu tragen folgende sprachliche Eigenschaften bei: Die Negierung (*nicht*) des Modalverbs *können*[3] in seiner Bedeutung 'Möglichkeit' impliziert, dass es einen inneren Hinderungsgrund oder einen Widerstand dagegen gab, einer Nachricht (und damit deren Quelle) zu vertrauen und sie als wahr zu akzeptieren, wie man es normalerweise tut. *Eigentlich* ist in Deklarativsätzen ein Satzadverb[4] und hat eine relativ klare Bedeutung: Es setzt zwei Sichtweisen der Proposition voraus und kann mit 'im Grunde genommen, genau genommen' paraphrasiert werden (Eroms 2006, S. 1026). Andererseits stufen die Gradpartikeln *gar* und *überhaupt* zur Negationspartikel *nicht* die Negierung hoch, sodass es also ein Hin und Her zwischen Abschwächung und Bekräftigung gibt. Auffallend ist aber, dass alle Formulierungen mit *nicht können* ziemlich ähnlich gestaltet werden.

Andere Prädikate für die Zurückweisung der Wahrheit als (*nicht*) *glauben* sind *für X nehmen*, *zweifeln* und (*nicht*) *wahr haben wollen*, ebenfalls mit pronominalen Ergänzungen, z. T. mit Modalisierungen der Verstärkung (diese unterstrichen):

(6)	*wir hatten_s zwar noch nich für bar genommen in dem moment*	(O09, 57)
	(*er*) *hat dit nich für voll jenommen*	(O16, 104)
	ick hab det <u>überhaupt</u> nich für voll genommen	(O23, 75)
	dass ich <u>einfach</u> dran zweifeln <u>musste</u>	(O20, 83)
	ürgendwo <u>wollt</u> ich_s nich wahr haben dass …	(W10, 25)

Die andere syntaktische Struktur geht von der zuvor mitgeteilten Nachricht aus und präzidiert diese als *unwahr*, *unglaubwürdig* und *unglaublich*:

[3] Das Modalverb wird negiert, nicht das Vollverb; paraphrasiert: 'Es war mir nicht möglich zu glauben'.

[4] *Eigentlich* ist nur in Fragesätzen eine Modalpartikel (Thurmair 1989, S. 175).

(7)	*dit war allet so unwahr*	(O08, 52)
	dit konnte nich wahr sein	(O11, 86)
	dis war nich wahr	(W10, 3)
	dass allit jar nich wahr sein konnte	(W10, 35)
	natürlich war das in meinen augen doch recht unglaubwürdig	(O15, 91)
	es war zu dieser zeit alles noch so unglaublich für mich	(O20, 76)
	der neunte november aus meiner sicht damals war für mich so unglaublich (*dass ich einfach daran zweifeln musste*)	(O20, 83)
	das war ein unglaublicher vorgang	(O20, 97)
	weil die ganze situation doch so unglaublich is	(O21, 30)

Obwohl die Geltung der Aussage zweimal auf die Meinung des Sprechers eingeschränkt wird (*aus meiner sicht*, *in meinen augen*), herrschen doch Hochstufungen der propositionalen Einschätzung als ‘unwahr’ vor: durch das Satzadverb (*natürlich*), durch eine Modalpartikel (*doch*), durch Gradpartikeln (*so*, *gar*, *recht*) und durch das epistemisch gebrauchte Modalverb (*nicht … sein*) *können*.

Eine zweite Art von Prädikation dieses vom Ereignis ausgehenden Urteils negiert das Prädikat mit dem Vollverb *sein* oder die Prädikation mit *wahr* (Modalisierungen unterstrichen):

(8)	*sowat jibt_s <u>jar</u> nich*	(O09, 23)
	<u>konnte gar</u> nich sein … det <u>konnte jar</u> nich sein	(O11, 48, 51)
	das <u>kann gar</u> nich sein	(O14, 22)
	dit <u>kann</u> nich sein	(O14, 29)
	jedenfalls denke ick mir, dit <u>kann</u> ja nich jewesen sein	(O16, 12)
	(*man sagte*) *<u>kann eigentlich gar</u> nicht sein*	(W03, 22)
	und <u>eigentlich kann</u> dit <u>doch gar</u> nich sein so schnell	(W07, 23)
	dacht ich das <u>kann</u> nich wahr sein	(W10, 5)

Innerhalb von Gedankenmitteilungen werden solche Sätze auch mit dem epistemischen *sollen* formuliert, also mit Zuweisung der Wahrheitsgarantie auf eine andere Quelle: *und auf einmal sollte det möglich sein* (O11, 59); *jetzt soll die grenze offen sein und die mauer* (O16, 13 f.), nicht jedoch die abschließende vorwurfsvolle rhetorische Frage nach Überlegungen des Zweifelns: *was soll das jetzt überhaupt* (O18, 29).

‘nicht verstehen’:

Für die Versprachlichung von ‘nicht verstehen’ werden dieselben Satzmuster benutzt wie bei ‘nicht glauben’, beim Ausgang von einem Subjekt, das auf den Nachrichtrezipienten referiert, mit den Verben *fassen*, *begreifen*, *interpretieren* und *einordnen* (Modalisierungen wieder unterstrichen):

(9)	*und <u>konnten</u> dit allet <u>jar</u> nich <u>so recht</u> fassen dass …*	(O07, 13)
	wir <u>konnten</u> dit beede nich fassen	(O16, 111)
	wir <u>konnten</u> dit <u>gar</u> nich fassen	(O07, 59)
	ich <u>konnt_s</u> <u>einfach</u> nich richtich fassen un nich begreifen	(O07, 26 f.)

sie können dit allet nich fassen	(O08, 45)
da ham wir dit kaum fassen können	(W12, 25)
die (ostberliner) konnten das nich fassen, ne?	(W21, 75)
dit konnt_a jar nich begreifen	(O04, 41)
ich habe dit überhaupt nich interpretieren können	(O17, 30)
ich konnte es irgendwie nich einordnen	(O18, 28, 30)

Die letzten beiden Zitate mit den bildungssprachlichen Verben *interpretieren* und *einordnen* stammen von einer Lehrerin und einer Referendarin. Alle Formulierungen haben wie beim Großteil der Formulierungen mit *glauben* das Modalverb *können*, bilden also eine feste Kollokation. Meistens erhöhen Partikelkombinationen die Absolutheit der Aussage (*gar/überhaupt/einfach nicht*) oder schwächen sie als vage Aussage ab (*nicht so recht, kaum, irgendwie nicht*). Mehr als beim Verb *glauben* ist in der Kollokation *etwas nicht fassen können* das emotionale Moment der Überraschung und des Erstaunens enthalten, wie ja auch die Formel *das ist ja/doch nicht zu fassen!* zum Ausdruck von Empörung dienen kann.

Die syntaktische Form einer Aussage über die Nachricht, die schwer zu verstehen ist, hat ganz unterschiedliche Prädikativergänzungen:

(10)	*dit war irgendwie janz eingartich*	(O08, 74)
	und also total ulkich ürgendwo	(W07, 22)
	war so janz ulkich	(W07, 37)
	dit war so unwürklich	(O08, 15)
	dit war allet wie im im traum	(O08, 90)
	der absolute wahnsinn	(O20, 91)

Zum Vergleich und zur Metapher (*wie im traum*, *der wahnsinn*) siehe Kapitel 5. Verglichen mit den *Nicht-glauben*-Formulierungen kommt hier aber eine passivische Ableitung mit dem Suffix *-bar* aus den Verben *fass-*, *vorstell-* hinzu:

(11)	*dit war allet irgendwo unfassbar*	(O08, 69)
	für mich war dit einfach erstma im ersten moment nicht fassbar	(O07, 37)
	für die (ostberliner) war es unfassbar und für uns auch	(W23, 77)
	det war ja allet unvorstellbar	(O11, 82)
	für mich persönlich war die sachlage total unvorstellbar	(O15, 101)

Auch Prädikate mit dem Modalitätsverb *sein* + *zu* haben diese passivische Bedeutung: *jedenfalls war dit überhaupt nich zu fassen* (O14, 29), *es war für die meisten menschen sehr schwer zu verstehen dass* … (O20, 88).

'Überraschung':

Für Überraschung wird eine typische Konstruktion zum Ausdruck von Gefühlen verwendet: Subjekt = Empfänger der Nachricht – Kopula *sein* – adjektivische Prädikativergänzung (vgl. Fiehler 2010, S. 24: *ich war X*):

(12)	*und wir total baff*	(W07, 20)
	aber die ostberliner waren fassungslos	(W21, 76)

die grenzpolizisten waren fassungslos	(ebd., 94)
im ersten moment war ich sehr überrascht	(O 25, 37)
diese kollegen und kolleginnen waren völlig überrascht	(O25, 29)
da warn die auch noch ja überrascht, aufgeregt	(W23, 103)

Nur einmal wird diese Konstruktion auch für ‘nicht glauben’ verwendet: *ich war immer noch ungläubig* (O15, 121). Dass die Aussagen für ‘nicht glauben’ und ‘nicht verstehen’ nicht diese syntaktische Struktur enthalten, ist ein sprachliches Anzeichen dafür, dass bei ihnen kognitive Tätigkeiten im Vordergrund stehen. Schließlich gibt es auch für ‘Überraschung’ die prädikative Aussage vom Ereignis: *für mich war das völlig überraschend* (O28, 39), *natürlich war diese ganze geschichte sehr überraschend* (O29, 14).

Aus dem Rahmen dieser Formulierungen fallen nominalstilhafte Verdichtungen. Willy, ein junger Lehrer, der auch sonst im Interview sehr abstrakt spricht, sagt: *der zeitpunkt des begreifens, was da eigentlich vorgeht, kam doch relativ spät* (O21, 25 f.); dann folgt eine Paraphrasierung mit einem Verbalsatz. Er sagt auch: *und* (*ich*) *habe auch von den gefühlen her erstmal eine gewisse ungläubigkeit bei mir festgestellt* (O21, 23), wie wenn er sich selbst beobachten würde. Ein ehemaliger Diplomökonom, der positiv zur DDR stand und alles *differenziert betrachten* will, distanziert sich auch von der Überraschung aller: *und diese überraschung, die wir da nun erlebt ham, die war ebent für uns jar nich so fassbar* (O24, 62 f.); schließlich ein Westberliner Lehrer, der die Mischung von Nichtglauben- und Nicht-fassen-Können in einem präpositionalen Attribut verbalisiert: *also dit war so_n zwiespalt zwischen nich glauben, nich fassen* (dann innere Rede: *und eigentlich kann dit doch jar nich sein so schnell*; W07, 22 f.).

5. Vergleiche und Metaphern

Im Wendekorpus kommen für ‘Nicht-Verstehen’ Metaphern und Vergleiche mit einer anderen ‘Welt’ als der Welt des Alltags vor (‘Welt’ im Sinne von Alfred Schütz: ‘finite Sinnprovinz’). Die einschlägigen Vergleichsbegriffe ‘Traum’ und ‘Wahnsinn’ haben wir oben schon zitiert: *dit war allet wie im im traum* (O08, 90), *der absolute wahnsinn* (O20, 91). Anders als der Vergleichs- und Metapherngebrauch in Gesprächen, in denen ein Experte ein berufliches oder erfahrungsmäßiges Wissen hat, das er dem Adressaten durch Vergleiche mit dessen Weltwissen vermitteln will,[5] versuchen die Interviewten hier, sich ihre eigene Situation der kognitiven und emotionalen Verwirrung noch einmal klarzumachen.

Am ausführlichsten gestaltet „Dolly“, eine Artzhelferin, ihr Nicht-Verstehen. Nachdem sie von Schabowskis eigener Verwirrung gesprochen hatte, sagt sie (O11, 48-51):

[5] Zur Vermittlung von Expertenwissen von Ärzten bei Beratungsgesprächen durch Vergleiche und Metaphern: Hartog (1996, S. 217-230), bei Beschreibungen von Angstanfällen: Günthner (2006, S. 129-133).

(13) und (–) konnte GAR nich sein. (–)
die MAUern die warn OFfn,=
=und (2) wie so_n (–) wie so_n !ALP!traum. (–)
man kam sich vor wie (–) uff_m ↑!MOND!?
man man wusste übahAUpt nich wo man WA:R;
und (2) det <<all> kOnnte jAr nich sein.>

Man merkt am stockenden Sprechen, dass sich Dolly um die passenden Bilder bemüht. Die Vergleiche werden mit der Vergleichspartikel *wie* eingeführt, und beide Substantive werden überstark akzentuiert. Der erste Vergleich mit einem *Alptraum* lässt die Denotation 'Angst einflößend' zu. Ein Alptraum liegt aber noch im Bereich allgemeiner Erfahrung. Der zweite Vergleich *wie uff_m mond* geht darüber hinaus: Man weiß nicht, wie es auf dem Mond ist, wenn man nicht als Astronaut auf dem Mond war; insofern ist es ein recht guter Vergleich für Dollys totales Unverständnis. Auch der abschließende Satz *man wusste überhaupt nicht, wo man war* hat implizit einen Vergleichscharakter: Die Unfähigkeit, die neue Nachricht in das Wissen vom Normalzustand der Welt zu integrieren, wird verglichen mit einer Situation, in der man nicht weiß, wo man ist, d. h. die räumliche eigene Position in einem räumlichen, durch das Sehen vermittelten Horizont ausmachen zu können. Diese Erfahrung liegt nun wieder näher an Alltagserfahrungen (Erwachen nach einer Nacht in einem fremden Ort, aus einer Ohnmacht etc.). Dolly spricht hier und im vorhergehenden Kontext von sich meist mit dem Indefinitpronomen *man*. Bredel (1999, S. 132 f.), die diese und die nächste Sequenz auf diesen Pronomengebrauch hin untersucht, bezeichnet ihn als „circumstantielles *man*", das einem erlaubt, distanziert von sich selbst zu sprechen, wenn man von problematischen Erlebnissen berichtet. Auch die Studentin „Christa" (O08) geht von einem Vergleich mit einem Traum aus, wendet ihn dann aber zu Drogen (*stoff*):

(14) <<all, h> naJA dit war Allet wie im im !TRAUM!?=
=also ick hab dit ick DACHte ich ((*ch ch*)) ich hab WEESS ick nich. ich steh <<lächelnd:> unta ((*ch*)) ↑!STOFF!> oder so;
aba man war ja völlich NÜCHtern;>
<<t> ↓naja verARbeitet hat man dit erst viel SPÄta.>

Die ganze Vergleichssequenz ist prosodisch und paralinguistisch als eine eigene Einheit von der Redeumgebung vor- und nachher abgehoben: Christa spricht sehr schnell, auf hohem Tonniveau, stellenweise mit Lachen und lächelndem Sprechen, außerdem mit Dysfluenz-Anzeichen vor den wichtigen Vergleichswörtern *traum* und *stoff*, die sie auch noch einmal höher spricht und besonders akzentuiert. In der letzten Äußerungseinheit wechselt sie hörbar in die Prosodie ihrer normalen Rede: Sie geht auf ein tieferes Tonniveau herunter und spricht mit normalem Tempo. Dadurch wird deutlich, dass sie die Äußerungen mit den Vergleichen ikonisch expressiv wie in der damaligen Stimmung gesprochen hatte.

Der Vergleichspunkt von „Traum“[6] und „Drogen“ ist folgender: So wie die Erfahrungswelten des nächtlichen Traums und des Drogenkonsums von der Alltagswirklichkeit mit wachem Bewusstsein klar getrennt sind und Erfahrungsinhalte zulassen, die es im Alltag nicht gibt, so entfernt und unwirklich ist auch die neue Reisemöglichkeit in den Westen, von der Christa kurz vor diesem Ausschnitt sprach. Der Vergleich mit Wirkungen eines Rauschgifts ist elaborierter als der erste Vergleich Dollys mit einem Alptraum: Als ein Satz, der vom Prädikat des übergeordneten Satzes *ich dachte* abhängig ist, stellt er das Ergebnis der *damaligen* Reflexion dar. Außerdem wird er weitergeführt: *aba man war ja völlich nüchtern*, will heißen: „Obwohl man (ich) keinen Alkohol getrunken, keinen *Stoff* genommen hatte, fühlte man sich (ich mich) wie in einem Rausch“.

In der letzten Zeile schließt sich übrigens eine Metapher für „Verstehen“ an, die des Verarbeitens: So wie man ein Stück rohe Materie lange und mit Mühe in eine endgültige Form mit einer bestimmten Funktion gebracht hat, so dauerte es lange und kostete es große Mühe, die Öffnung der Grenzen in das eigene Alltagswissen zu integrieren.

Dritter wichtiger Bildspender ist der Begriff „Wahnsinn“, den Rainer im zitierten Ausschnitt schon brachte: *der absolute wahnsinn*, *es war alles so irre*. Im Gegensatz zu Dolly und Christa, die Anzeichen von Formulierungsbemühungen erkennen lassen, bevor sie zu ihren Vergleichen finden, spricht Rainer die Vergleiche flüssig und in einem Zug aus. Er verwendet sie wie Formeln aus der Allgemeinsprache.[7]

Die verblasste Metapher *du spinnst / ihr spinnt*, auch sie ein formelhafter Ausdruck, mit dem man völlig abwegige Forderungen oder Meinungen abwehrt, kommt häufig als verbale Reaktion vor, wenn die Nachricht von der Maueröffnung von Familienangehörigen oder Freunden kam (O09, 17, 23; O12, 26; O14, 22, 34; O16, 13, 93; W07, 7; *du bist verrückt*: O16, 106).

Die bisher besprochenen Metaphern und Vergleiche können sowohl für die kognitive wie für die emotionale Verunsicherung stehen. Gerade *alptraum* und *stoff* haben emotionale Bedeutungselemente der Angst bzw. des Glücksgefühls. Letzteres wird noch deutlicher im Vergleich mit ‘Weihnachten’, einem Fest der Geschenke, der Fröhlichkeit und der Harmonie. Aus der Schilderung der gegenseitigen freundlichen Begrüßung von Lehrerkollegen am 10. November wird der Vergleich auch entwickelt: *also dit war irgendwie wie weihnachten*. *als ob man_n besonderes geschenk bekommn hat* ((lacht)) *alles strahlte*

---

6 Ein Vergleich mit einem Traum auch bei Pia (W10, 33): *diese ganze situation war so, naja als wenn de in so_ n traum bist, ja?*

7 Vgl. Gülich (2007) zu Verwendungen von vorgeformten Strukturen beim Sprechen über Angsterlebnisse im Gegensatz zu aufwendigen Formulierungsanstrengungen von epileptischen Angstpatienten, die versuchen, ihre schwer in Worte zu fassende Erfahrungen dem Adressaten verständlich zu machen.

so richtich (O14, 39 f.). Metonymisch wird auf den zentralen Punkt 'Geschenk' eines Weihnachtsfestes fokussiert.

Nur für den kognitiven Anteil des Nicht-verstehen-Könnens verwendet „Lore", eine Lehrerin, die Metaphern liebt und diese auch semantisch ausbaut (vgl. Schwitalla (2014, S. 126 f.), für 'Glück' = 'Schweben'), eine Bewegungsmetapher, mit der die nicht verstandene Botschaft nur langsam zu ihr 'vordringt': Sie sitzt *mit offenem mund* und mit den *hosen in den kniekehlen*[8] vor dem Fernsehapparat mit DDR-Nachrichten, sie schaltet zu einem Westsender um, hört auch schon die ersten Interpretationen der Moderatoren, aber erst langsam versteht sie, was alle diese Botschaften besagen: *und !DA::! hab ich_s erst gechEckt. wenn man sich überLECHT dis verging !MIN. DES.TENS! zwAnzich, oder drEIßich minUten bis das äh f richtich VORdrang*. (O17, 39-41). Auch für das Verstehen einer entsprechenden Information am nächsten Tag, als ihr Schüler erzählten, dass sie in der Nacht in Westberlin gewesen seien, verwendet sie diese Bewegungsmetapher: *da war ich VÖLlich verblüfft. dit warn allit so SAchen, die sind nicht bis zum bewUsstsein VORgedrungen* (71), *obwohl dit wie jesagt langsam in_s bewUsstsein jedrungen is die grEnze ist erstmal WEG* (117).

Eine Metapher für 'Nicht-Verstehen', die auf der Verhinderung des Sehens beruht, verwendet „Kicky" (BWO09) mit dem Bild eines Bretts vor dem Kopf, durch das man nicht sehen kann. Sie verwendet die Redewendung *ein Brett vor dem Kopf haben* (= 'etwas nicht verstehen', 'blind sein') aber aktivisch mit sich selbst als Patiens. Als Kicky zum ersten Mal nach Westberlin fahren wollte, bekam sie einen Weinanfall und wollte nicht weiterfahren: *ich weeß nich; als ob da eener_n brett vorjehalten hat* (BWO09, 160; vgl. Schwitalla 2014, S. 130-135).

6. Erste Interpretationen (Scherz, Missverständnis, Verwirrspiel)

Dadurch, dass die Nachricht von den unbeschränkten Reisemöglichkeiten so schwer in das Gesamtbild des eigenen Lebens in der DDR zu integrieren war, versuchten die Rezipienten im ersten Anlauf, sie als ein Ereignis zu interpretieren, das leichter mit den Wissensbeständen zu vereinbaren war. Dieses

[8] Das Bild von den Hosen in den Kniekehlen ist nicht ganz eindeutig. *Die Hosen runterlassen* bedeutet, etwas Persönliches offenbaren, *mit heruntergelassenen Hosen dastehen* bedeutet, beschämt, wehrlos dastehen. Im Kontext meint Lore mit *Hosen in den Kniekehlen* wohl fassungslose Verblüffung, vielleicht auch ängstliche Spannung; sie verwendet das Bild gleich im Anschluss noch einmal: *daraufhin sprang ich auf, zog die hosen wieder in richtung taille, schmiss die haustür hinter mir zu …* Sie rekonkretisiert also das Bild und tut so, als sei ihr tatsächlich die Hose heruntergerutscht. Das Hochziehen passt als mittlerer Teil in den Handlungsablauf von Aufstehen und Weggehen. Auch sonst baut Lore sehr einfallsreich eingeführte Metaphern aus: Das Bild vom Stein, der ihr vom Herzen fällt, weitet sie zu einer Szene aus: *ick muss die füße zur seite nehmen, damit se nich zerquetscht werden, so groß is der stein, der mir vom herzen fiel* (318 f.), von ihrem Glücksgefühl sagt sie: *dass ick nich abhebe von der straße, dass ich nich irgendwo schwebe* (93).

spontane Verfahren entspricht der von Harvey Sacks und Gail Jefferson beschriebenen Devise, sich zunächst einmal an die normalen Verstehensmuster zu halten (Jefferson 2004, S. 54: „the commitment to the normal“). Der am häufigsten aktivierte Interpretationsrahmen ist der, dass sich jemand einen Scherz erlaubt hat. Schon bei der Analyse von Rainers mühsamem Weg zum Verstehen war als vorläufig zufriedenstellende Interpretation die Lösung aufgetaucht, *dass sich jemand einen gag erlaubt hat*. Nach diesem Muster interpretieren mehrere Ostberliner die neue Nachricht:

(15) Christa hört aus dem Radio die Nachricht: *da ham wa jedacht is_n witz* (O08, 14 f.)

Kira auf die Nachricht, die sie von einem Kollegen bekommt: *ick hab jedacht der verkackert* [*vergackeiert*] *mich* (O12, 39)

Alla auf die Nachricht, dass Ostberliner Kellner bei einer Feier gesagt hätten „Wir feiern weiter am Kudamm“: *selbst diese kollegen und kolleginnen warn völlig überrascht und ham gedacht, sie werden veralbert* (O25, 29 f.)

Jenny bekommt die Nachricht von Bekannten: *ich konnt_s ürgendwie nich einordnen, ich wusst nich, machen die jetz spaß mit mir oder was soll das jetzt überhaupt* (O18, 28-30)

Zu einer lustigen Geschichte wird eine Erzählung aus zweiter Hand von Lena. Ihr Mann war am 10. November in Düsseldorf und kaufte in einem Kaufhaus ein, als er durch eine Lautsprecherdurchsage von dem großen Ereignis erfuhr: *und denn kommt da_ne durchsage durch dieset hausmikrophon, haussprechanlage, dass ebent die grenzen offjemacht worden sind und jetzt ebent mit_m ansturm zu rechnen ist. und da hat er jedacht, die wolln ihn verscheißern, die hätten ihn erkannt, dass dit_n ostler ist, ne? <<lachend:> hat dit nich für voll jenommen>* (O16, 100-105). Für die Orientierung am Normalen spricht auch die Erzählung von Yvonne (O04, 30-38): Ihrem Mann, der am Abend des 9.11. in der Nachbarwohnung Karten spielte, teilte sie mit, die Mauer sei *gefallen*. Er verstand unter *Mauer* sofort eine konkrete Mauer im Hof des Hauses, in dem er wohnte, und *gefallen* als *umgefallen*. Es entwickelt sich eine lustige Geschichte, bei der Erzählerin und Zuhörerin lachen: *da sacht der was für_ne <<lächelnd:> mauer?>* (*hehe*) *dachte denn hier bei uns im HOF an die mauer; <<lachend:> wo die gaRAgen sind, also wo die PARKplätze sind. WAS? die mauer is UM-gefallen?>*. Dann folgt die Richtigstellung (vgl. Schwitalla 2014, S. 124-129).

Die Kinderärztin Kira hatte am 9. November nichts von den Ereignissen mitbekommen. Sie fuhr am nächsten Morgen früh in die Klinik und traf auf ihren Chef, der behauptete, durch das Brandenburger Tor gefahren zu sein:

(16) (*als*) *mein CHEF, herr SOwieso, STRAHlend sAchte, ER is heute durch_s brandenburger TOR zum dienst jefAHrn. und da hab ick jedAcht der hier SPINNT? ja hab_ick gesacht ick AUCH, mach_ick übrijens JEden morgen. und da kuckte er mich etwas dumm AN, und sachte sie ham wohl noch gar nichts MITgekricht; ick sa nee wieSO?* ((*lacht*)) *und DA erzählte er <<lachend:> na die GRENze is auf.>* (O12, 23-34)

Kira reagiert mit einem Verwirrspiel: Sie behandelt die Behauptung ihres Chefs, die in ihren Augen völlig unvorstellbar ist, als etwas völlig Selbstverständliches, um ihn auf seine intellektuelle Zumutung aufmerksam zu machen. Nun ist der Chef verblüfft, kann aber über die Hypothese, dass Kira noch nichts von der Grenzöffnung gehört hat, die gegenseitige Verwirrung auflösen.

Fazit: Eher wird es für möglich gehalten, dass eine Fernsehanstalt sich einen sehr gewagten Scherz leistet, dass sich die Leitung eines westdeutschen Kaufhauses öffentlich über einen DDR-Bürger lustig macht, dass der Satz *die Mauer ist gefallen* sofort als *umgefallen* gehört und auf eine Grundstücksmauer bezogen wird, als dass man einen festgefügten Bestandteil des gesellschaftlich vermittelten Wissens in Frage stellt.

7. Kognitive Verarbeitung

In einem zweiten Schritt, nachdem sich die Nachricht von der Ausreisegenehmigung nicht abweisen ließ, unternahmen die Ostberliner kognitive Anstrengungen der Interpretation. Als *Witz* im Sinne einer Paradoxie, des Zusammentreffens zweier Phänomene, die nicht zueinander passen, interpretiert Leonardo, ein Intellektueller der DDR, den 9. November:

(17) *und als ich nach HAUse fuhr, hab_ich das im RAdio gehört. und konnte es eingtlich GAR nicht GLAUben; nIcht weil es so so ein überWÄLtigendes äh erEIGnis war, sondern dass ein herr schaBOWski die GRENzen für Offen erklärt hat. und man mit dem AUSweis äh die GRENze übertreten darf. was ich einfach für einn WITZ hielt, weil äh so äh äh so öffnet man keine GRENzen, und <<lachend:> so (he)> so liquidIErt man nicht einen STAAT, von sich selbst aus* […] *es kam mir VOR wie ein WITZ.* […] *es klang wie ein WITZ.* (O06, 136-166)

Leonardo arbeitet noch weiter den Widerspruch zwischen einem unvorbereiteten Vorlesen eines Zettels bei einer Pressekonferenz und dem Ende eines Staates, der immerhin 40 Jahre lang bestanden hat, heraus. Zum semantischen Feld 'Witz' passt, dass nach Leonardo die DDR-Funktionäre *etwas zum besten gaben* (IP 170) und dass er sie fiktiv in flapsiger Art sprechen lässt: *so und nun könnt_a* (IP 171 f.), wo eigentlich eine *offizielle mitteilung von einem gremium aus einem sogenannten untergehenden staat* (IP 167) angesagt gewesen wäre. Er fragt, was das für Politiker seien, *die mit einem satz den ganzen staat zu den akten legen* (IP 148 f.). Anders als die meisten Sprecher des Wendekorpus interpretiert Leonardo die Nachricht von der Reiseerlaubnis in einem größeren geschichtlichen Zusammenhang als das Ende des DDR-Staates, als *die kapitulation ihres systems*.

Es ist nicht ganz klar, ob Leonardo seine damaligen Gedanken mitteilt oder seine Interpretation aus der Sprechgegenwart in die Vergangenheit zurückprojiziert. Dazu passen die Wechsel von (nicht narrativem) Präsens und Präteritum. Eindeutiger ist die Wiedergabe *damaliger* kognitiver Bemühun-

gen, wenn die dafür vorgebrachten Propositionen als innere Rede, als Dialoge und als Auseinandersetzungen mit Anderen dargestellt werden.

Maria, eine Verteidigerin des DDR-Staates, interpretiert die Öffnung zuerst durch die Motive der Regierung, DDR-Kritiker ausreisen zu lassen und sie von den DDR-Unterstützern zu trennen (O15, 107-111): *der rest, der hierbleibt, tut wat für_t land und dann is jut*. Diese Interpretation muss sie noch am gleichen Abend revidieren, als sie erfährt, dass die Ostberliner nur *probeweise* Westberlin besuchen wollen, dann aber wieder nach Ostberlin zurückkehren wollen.

Eine mehr private Abwägung der positiven und negativen Aspekte der Maueröffnung gibt die schon zitierte Dolly (O11) in einer langen Mitteilung ihrer Gedanken. Als alleinstehende Mutter konnte sie am Abend nicht zu einem Grenzübergang gehen. Sie rekonstruiert ihre Gedanken am Abend des 9.11. Ihre Überraschung macht sie zuerst ganz konkret an der Westberliner Siegessäule fest, die sie früher bei Spaziergängen vom Osten aus sehen konnte (*da janz weit woanders, da war die siegessäule*), aber sie wusste auch (innere Selbstanrede): *mann, da kamst du NIEmals HIN. det war UnvorSTELLbar* (IP 58 f.). Dies ist einer der wenigen Versuche, aufgrund des biografisch-episodischen Gedächtnisses das Überraschungsmoment herauszuarbeiten.[9] Dolly malt in einem Kontrastverfahren die plötzliche Möglichkeit des bis dahin Verbotenen aus (direkter Anschluss):

(18) *und auf EINmal, sollte det MÖGlich sein, und man konnte da* (–) *spaZIErengehn und allet EINkaufen, und* (2) *ja der ERSte momEnt,* ((*seufzendes Ausatmen*)) *EInerseits HACH* (.) *SCHÖ:N; das WESTgeld war DA:; und man hätte REIsen könn, oda man WÜRD reisen könn, und man konnte allet SEHN, und <<all> aba man hat natÜrlich ooch seine beDENken jehabt.*
(–) *bei uns war_t GUT.*

Es folgen weitere positive Aspekte des Lebens einer alleinstehenden Mutter in der DDR, wobei auch Wissenselemente späterer Erfahrungen mit dem kapitalistischen Westen eingebaut werden. Aber in Fragesätzen (*war det nun nur das westgeld, was einen so glücklich machen sollte?*) und vielleicht auch im bruchstückweisen Formulieren rekonstruiert Dolly damalige Gedanken und schließt entsprechend den narrativen raum-zeitlichen Rahmen des 9.11.: *man is erstmal aufgeregt ins bett jegang un konnte ja nich <<lächelnd> schlafen>*. (IP 75 f.).

Alla, eine Ostberliner Lehrerin (O25), fokussiert die Öffnung der Grenze auf die Frage an ihre Kollegen, warum so viele DDR-Bürger das Land verlassen wollten. Sie versuchte, in den Tagen nach dem 9.11. in ihrem Kollegenkreis eine Diskussion anzustoßen mit der Haltung, *dass nichts verschwiegen wird und dass wirklich versucht wird, ehrlich darüber zu diskutieren* (IP 112-114);

[9] So auch Rainer mit dem Kontrast zu seinen Bemühungen, der DDR zu entkommen, z. T. mit derselben Formulierung (*jetzt sollte das möglich sein?*) als innerer Monolog.

sie fragt: *was haben wir falsch gemacht?* Aber ihre Kollegen *überspielen* (IP 71, 82) die neue Situation und *ziehen sich zurück* (IP 106).

8. Nachträgliche Erklärungen

Bei den Erklärungen ihrer Verwirrung unterscheiden sich Ost- und Westberliner deutlich: Die Ostberliner erklären ihren Nicht-Glauben sehr häufig durch ihre langjährige Gewöhnung an die Mauer und verwenden dazu auch oft die Konstruktion *sich damit abfinden*, hier nur bruchstückweise einzelne Ostberliner zitiert:

(19) Assi (O07, 28-38): nach der Subjunktion *weil*: *die mauer war* (*ständig*) *da*; (*bin mit ihr*) *groß geworden*. Dazu der Gegensatz: *auf eenmal soll die weg sein*; *uff eenmal sin die grenzen offen*.

Crista (O08, 74-79): nach *weil*: *irgendwo hatte man sich mit dem zustand abgefunden*, *dit ooch irgendwie so akzeptiert*, *dass es da halt ne mauer gibt* (dann folgt der Vergleich mit *traum* und *stoff*, s. o.).

Paula (O14. 45-52): es gab feste Annahmen in der DDR: *eine rückentwicklung in der gesellschaft gibt es nicht*; Honnecker sagte: *die mauer wird nie fallen*; (*sie hat*) *immer mit der mauer gelebt* […] *damit hatte man sich abgefunden*.

Willy (O21, 32-40): nach *weil*: (*ich habe*) *mit dieser grenze, mit diesen zwei staaten leben gelernt*, (*das*) *hieß für mich hinnehmen*, *aber nicht jetzt ürgendwie also_n abfinden*. *es war immer eine hoffnung da* […] *aber der glaube daran war doch sehr gering*.

Die Westberliner dagegen plausibilisieren ihren Unglauben und ihre Überraschung mit der weit geteilten Auffassung, dass es noch lange Zeit zwei deutsche Staaten geben werde, dass es vielleicht Verbesserungen der Beziehungen geben werde, aber nicht dass so plötzlich ein radikaler Umschwung mit der Möglichkeit der staatlichen Vereinigung geschehen würde. Auch hier verkürzt zitiert:

(20) Jens (W12, 145-164): zwar wurde in den *sonntagsreden der politiker* die Wiedervereinigung als politisches Ziel proklamiert, *aber eigentlich hat keen mensch dran geglaubt; aber dass dann die mauer eines tages würklich aufgeht*, (*damit*) *hat keiner gerechnet*.

Cris (W23, 39-57): man hoffte, *es würde reiseerleichterungen geben*; *vielleicht die anerkennung durch die bundesrepublik*; aber: *ich hatte mir das nie vorstellen können*, *dass die mauer fallen könnte*; *ich habe eben auch nich gedacht*, *dass wir ein deutschland bekommen*; *ich konnt mir nich vorstellen*, *dass dieses system so zusammenbrechen würde*.

Erklärungen, wie es möglich war, dass man damals so überrascht war, scheinen für die persönliche Biografie und für die politische Einstellung der Befragten wichtig zu sein. Etwas Unvorhergesehenes zu erleben, ist ja immer auch eine Kränkung, eben weil man nicht vorausgesehen hat, was einen persönlich tangierte. Die Erklärungen sind deshalb mindestens ebenso sehr

selbstbezogen wie für den Adressaten formuliert, denn diesem ging es wahrscheinlich nicht anders (die Interviewer wählten die Befragten aus ihrer Bekanntschaft).

Nur Wenige sagen, dass sie von Schabowskis Verlautbarung nicht überrascht gewesen seien, bezeichnenderweise Funktionäre des DDR-Staats. Für Stefan, einen Mitarbeiter der Staatssicherheit (O26, 12, 42 f.), war die Nachricht *erstmal kaum nachvollziehbar gewesen*. Aber er behauptet dann: *das war eigentlich absehbar, dass irgendwann mal die grenzen kippen mussten. für mich war_s klar gewesen* […] *dass dieses künstliche gebilde be-er-de und de-de-er irgendwann mal wieder ein staat werden musste*.[10] Auch für Wolf (O27), einen Mitarbeiter einer Kreisleitung (s. o.), hat die Nachricht *nicht sonderlich umgeworfen* (IP 38 f.); er *wusste*, dass *irgendwann eine situation in der de-de-er eintreten* würde, *so etwas wie ein umsturz, eine wende* (IP 41 f.). Auch diese Beiden begründen dann ihre relative Gefasstheit durch ihr politisches Wissen.

Anhang: Transkriptionszeichen (GAT 2):

.	tief fallende Intonation
;	leicht fallende Intonation
,	leicht steigende Intonation
?	hoch steigende Intonation
SILbe	starker Akzent
sIlbe	Nebenakzent.
(–), (– –), (2)	kurze, mittlere und lange Pause mit Sekundenangabe
<<f>>	laut
<<p>>	leise
<<len>>	langsam
<<all>>	schnell

Literatur

Primärliteratur

Berliner Wendekorpus: URL: www.ids-mannheim.de/ksdg/agd.

[10] Zu Stefans depersonalisierter Darstellung des Abends des 9.11.: Bredel (1999, S. 154-159), zum Widerspruch zwischen seiner coolen Art der Selbstdarstellung und aufbrechenden Gefühlsäußerungen: Schwitalla (2014, S. 139).

Sekundärliteratur

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der „Wende“ 1989. Tübingen.

Bublitz, Wolfram (2006): “It utterly boggles the mind”: Knowledge, common ground and coherence. In: Pishwa, Hanna (Hg.): Language and memory: Aspects of knowledge representations. (= Trends in Linguistics: Studies and Monographs 173). Berlin, S. 359-386.

Deppermann, Arnulf (2008): Verstehen im Gespräch. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2007). Berlin/New York, S. 225-261.

Deppermann, Arnulf/Schmitt, Reinhold (2008): Verstehensdokumentation: Zur Phänomenologie von Verstehen in der Interaktion. In: Deutsche Sprache 36, S. 220-245.

Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihre Folgen in Gesprächen mit Ost- und Westberliner/innen. Berlin.

Drescher, Martina (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen/Language and affect. A discussion of emotional involvement with reference to conversations in French. (= Linguistische Arbeiten 468). Tübingen.

Eroms, Hans-Werner (2006): Satzadverbien und Diskurspartikeln. In: Ágel, Vilmos/Eichinger, Ludwig M./Eroms, Hans-Werner/Hellwig, Peter/Heringer, Hans Jürgen/Lobin, Henning (Hg.): Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung./Dependency and valency. An international handbook of contemporary research. 2. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 25). Berlin/New York, S. 1017-1036.

Fiehler, Reinhard (1998): Verständigungsprobleme und gestörte Kommunikation. Einführung in die Thematik. In: Fiehler, Reinhard (Hg.): Verständigungsprobleme und gestörte Kommunikation. Opladen, S. 7-15.

Fiehler, Reinhard (2010): Sprachliche Formen der Benennung und Beschreibung von Erleben und Emotion im Gespräch. In: Studia Germanistica 6, S. 19-30.

Gülich, Elisabeth (2005): Unbeschreibbarkeit: Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource. In: Gesprächsforschung 6, S. 222-244.

Gülich, Elisabeth (2007): „Volle Palette in Flammen“. Zur Orientierung an vorgeformten Strukturen beim Reden über Angst. In: Psychotherapie & Sozialwissenschaft 9, 1, S. 59-87.

Günthner, Susanne (2006): Rhetorische Verfahren bei der Vermittlung von Panikattacken. Zur Kommunikation von Angst in informellen Gesprächskontexten. In: Gesprächsforschung 7, S. 124-151. www.gespraechsforschung.osz.de/heft2006.htm (Stand: März 2013).

Hartog, Jennifer (1996): Das genetische Beratungsgespräch. Institutionalisierte Kommunikation zwischen Experten und Nicht-Experten. (= Kommunikation und Institution 24). Tübingen.

Heath, Christian/vom Lehn, Dirk/Cleverly, Jason/Luff, Paul (2012): Revealing surprise: The local ecology and the transposition of action. In: Peräkylä, Anssi/Sorjonen, Marja-Leena (Hg.): Emotion in interaction. Oxford, S. 212-134.

Heritage, John C. (1984): A change of state-token and aspects of its sequential placement. In: Atkinson, John M./Heritage, John (Hg.): Structures of social action. Cambridge, S. 299-345.

Imo, Wolfgang (2009): Konstruktion oder Funktion? Erkenntnisprozessmarker („change-of-state tokens“) im Deutschen. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 33) Berlin/New York, S. 57-86.

Jefferson, Gail (2004): “At first I thought”. A normalizing device for extraordinary events. In: Lerner, Gene H. (Hg.): Conversation Analysis. Studies from the first generation. Amsterdam/Philadelphia, S. 131-167.

Kupetz, Maxi (2013): Verstehensdokumentationen in Reaktionen auf Affektdarstellungen am Beispiel von ‘das glaub ich’. In: Deutsche Sprache 41, S. 72-96.

Roth, Marita (2005): Stereotype in gesprochener Sprache. Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993-1996. (= Stauffenburg-Linguistik 36). Tübingen.

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen/Basel.

Schwitalla, Johannes (2014): Seufzen, weinendes und lächelndes Sprechen: Gefühls-Kongruenzen und Gefühls-Inkongruenzen beim Sprechen über emotionale Momente nach der Öffnung der Berliner Mauer. In: Vaňková, Lenka (Hg.): Emotionalität im Text. Tübingen, S. 123-140.

Selting, Margret (1994): Emphatic speech style – with special focus on the prosodic signalling of heightened emotive involvement in conversation. In: Journal of Pragmatics 22, 3/4, S. 375-408.

Thurmair, Maria (1989): Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen.

Tulving, Endel (2000): Concepts of memory. In: Tulving, Endel/Craik, Fergus I. M. (Hg.): The Oxford Handbook of Memory. Oxford, S. 33-43.

Willkop, Eva-Maria (1988): Gliederungspartikeln im Dialog. München.

IDENTITÄT UND STEREOTYPEN

CHRISTINE PAUL

WOBEI ICK BIN JA WAHRSCHEINLICH NICH ANDERS ALS DIE ANDERN BEI UNS SAG ICK MA. ÜBER DAS DEUTSCH-DEUTSCHE ANDERSSEIN

1. Anderssein

> Fremdheit, nicht als objektiver Tatbestand, sondern als eine die eigene Identität herausfordernde Erfahrung, ist Indiz und Ausdruck dafür, dass nun neuartige und für das bisherige Selbstverständnis „befremdliche" Beziehungen erschlossen werden konnten. Erst wenn Grenzen zu Kontaktflächen werden, wird Fremdheit zur bedeutsamen Erfahrung. So lässt sich festhalten, dass nur dann, wenn wir uns nähergekommen sind, die Fremdheit des Anderen in Erscheinung tritt. (Schäffter 1991, S. 12)

Der Mauerfall und das Zusammentreffen von Ost- und Westdeutschen erlaubte es den Deutschen eine ganz besondere Erfahrung der Fremdheit zu machen, ein Anderssein, welches die Menschen der gleichen Nation betraf, die unterschiedlich in den politischen Systemen der DDR und der BRD sozialisiert wurden. Ost- und Westberliner, die 40 Jahren in einer geteilten Stadt gelebt hatten, trafen nun im Alltag aufeinander und nahmen sich als *anders* war:

(1) (BW 30)
ALINA: dis sind 'wel'ten also dass sie soo diese menschen offensichtlich in ihra eigenen umgebung ebent ganz anders erlebte als se -s hier ((Ausatmen)) eh so üblich war und sie konnte es eingtlich selba nich in worte fassen sondan dit war einfach nur so ne feststellung

Im Wendekorpus ist die deutsch-deutsche Erfahrung des Andersseins nach dem Fall der Berliner Mauer und deren Konzeption im Diskurs insoweit gut dokumentiert, dass Ost- und Westberliner/innen nicht nur beschreiben, wie sie den 9. November 1989 erlebten, sondern auch, wie es ihnen vier bis fünf Jahre nach dem Mauerfall im vereinigten Berlin ergeht. Ost- und Westdeutsche nehmen sich als *anders* wahr; mit insgesamt 587 Verwendungen von *ander** (*anders*, *andere/s/n*) im Berliner Wendekorpus bietet sich das Lexem für eine konversationsanalytische Untersuchung an. Des Weiteren kann *ander** aus semantischer Sicht als vage bzw. schlecht definiert („ill-definedness", Cruse 2004, S. 49)[1] bezeichnet werden, da Sprecher/innen relativ

[1] Laut Cruse (2004, S. 49) lassen sich zwei Arten von Vagheit unterscheiden. Begriffe wie *middle-aged* seien insofern schlecht definiert („ill-definedness"), da es an Definitionskriterien fehle, wann das mittlere Alter beginne und ende. Fehlende Definitionskriterien sei

neutral mit *anders* einen Unterschied bezeichnen, ohne diesen näher zu spezifizieren. Diese Vagheit erlaubt verschiedene Möglichkeiten in der Verwendung, die Kontraste können offenbleiben oder spezifiziert, bewertet und/oder reflektiert werden. Welche Funktionen übernimmt das Lexem *anders* in den Umbruchsdiskursen des Berliner Wendekorpus? Wie reflektieren die Sprecher/innen das deutsch-deutsche Fremderleben, wenn sie das Lexem *anders* verwenden?

Jemanden als *anders* wahrzunehmen, ist ein identitätsstiftender Vorgang. Schäffter (1991) zeigt auf, dass die Grenzlinie zur Bezeichnung des Nicht-Eigenen einen wie auch immer gearteten, relevanten Unterschied bezeichnet und daher gleichzeitig eine Beschreibung des Eigenen ist. Während reflexives Fremderleben die Auseinandersetzung mit sich selbst fördert, kann die Grenzsetzung auch im negativen Sinne einer Selbstbestimmung dienen und populistisch im fremdenfeindlichen Diskurs genutzt werden. Auch deshalb stellt das Berliner Wendekorpus eine interessante Grundlage dar, Konzeptionen des Anderssein zu untersuchen, da diese nicht auf der Nation, sondern primär auf gesellschaftlichen und politischen Umständen, lokal unterscheidbar in Ost- und Westdeutschland, basieren.

Anhand des Berliner Wendekorpus versuche ich zu rekonstruieren, wie das deutsch-deutsche Anderssein im Gespräch konzipiert wird und welche Funktionen dabei die explizite Verwendung des Lexems *anders* im Diskurs einnimmt. Als theoretische Grundlage der Reflexionsebenen referiere ich kurz Schäffters (1991) Vorschlag, die Modi des Fremderlebens zu unterscheiden, um dann die Verwendungen und Funktionen von *ander** und die unterschiedlichen Entwürfe des Andersseins zu analysieren.

2. Fremdwahrnehmungen als Identitätsbestimmung

Indem Ost- und Westberliner/innen sich gegenseitig als *anders* beschreiben, verbalisieren sie eine Differenz, die gleichzeitig die eigene Identität bestimmt. In diesem Sinne konzipiert Schäffter (1991) die Fremdheit und das Anderssein als eine Erfahrung, die Kontakt voraussetzt und die eigene Identität herausfordert. Versteht man die Identität als ein Konzept, welches zwischen Wandelbarkeit und Kohärenz oszilliert (Rosa 2007), lassen sich unterschiedliche Formen der Selbst- und Fremdzuschreibungen unterscheiden, die dazu dienen, die eigene Identität zu konstruieren (Lüsebrink 2016). Zentral sind u. a. sprachliche Bearbeitungsverfahren für die Identitätsstiftung (Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 49) wie Fremdkategorisierungen und Verwendung von Stereotypen (Roth 2005, S. 57).

eine andere Form der Vagheit als die lockere Verwendung von bisweilen klar definierten Lexemen. Beispielsweise bei der Wendung *einen Kreis machen* ist das Lexem *Kreis* klar definiert, die Verwendung erlaube aber einen lockeren Umgang mit diesen Kriterien.

Neben den Eigenschaften, die Ost- und Westdeutsche sich und anderen beispielsweise in Form von Stereotypen zuschreiben (Roth 2005, in diesem Band), können unterschiedliche Arten des Fremderlebens (Schäffter 1991) unterschieden werden, die mit der Beschreibung des Andersseins einhergehen. Fremdheit habe ihre Funktion im Rahmen von Ordnungskonzepten, die die Welt gliedern (ebd.). Schäffter (ebd., S. 15-19) unterscheidet vier elementare Ordnungsschemata, die eine „Innen/Außen-Beziehungen" beschreiben, d. i.: die Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen (1), als Gegenbild (2), als Ergänzung (3) und als Komplementarität (4). Während das Fremde in (1) die gleichen Wurzeln hat und als „gemeinsame[ ] Grundlage eines Allgemeinen Menschlichen erfahrbar" (ebd., S. 18) wird, hat die Grenzsetzung in (2) die „Funktion eines signifikanten Kontrasts, der als Gegenbild gerade die Identität des Eigenen verstärken kann" (ebd., S. 19). Das Fremde und Andere wird als Negation zur Selbstreferenz, da das Eigene über das, was einem nicht eigen ist, bestimmt wird:

> Die Wahrnehmung des Fremden als Gegenbild des Eigenen ermöglicht eine Ausbalancierung und produziert in spiegelbildlicher Verkehrung abermals ein vereinseitigtes und reduziertes Bild des Anderen, um eine 'eindeutige Alternative zur eigenen Erfahrung' zu gewinnen und dies schließlich als 'Kulturregulativ' instrumentalisieren zu können. (ebd., S. 21)

Ebenso könne die Fremdheit als lohnende Entdeckung, als Möglichkeit der Weiterentwicklung und Ergänzung des Eigenen konzipiert werden (3). Das „Zusammenspiel innerer und äußerer Fremde" trage das Potenzial der Selbstveränderung in sich, wobei die eigenen Kapazitäten, Neues und Ungewohntes zu verarbeiten, zur bereichernden Selbsterfahrung, aber auch zur Überforderung führen können (ebd., S. 23). Im Gegensatz zu den beschriebenen drei Modi des Fremderlebens, die letztendlich die eigene Identität konstituieren, indem das Fremde und Andere „als Eben-doch-Eigenes vereinnahmt" werde (ebd., S. 25), kann die Fremdheit auch als Komplementarität (4) verstanden werden und damit als ein dynamisches, polyvalentes Erfahren, welches sich als eine Offenheit der Perspektiven fassen lasse und keine klare Unterscheidung des Eigenen und des Fremden noch die Übersetzung des Fremden in das Eigene erlaube. Die grundlegende Erfahrung, dass wirklich Fremdartiges nicht verstehbar sei, erkenne (realistisch und nicht aus ethischer Überzeugung) die Grenzlinie der eigenen Erfahrungsmöglichkeiten an: „Der eigenen Perspektivität bewusst, können wir dann das Fremde als Fremdes belassen" (ebd., S. 28).

Die Semantik der Lexeme *fremd* und *ander** gleichen sich insofern als beide Konzepte eine Grenzlinie zum Eigenen aufmachen, ohne diese semantisch zu bestimmen. Insofern bieten sich Schäffters Überlegungen als Schablone für die Bilder des Andersseins an. Für die empirische Analyse stellt sich daher nicht nur die Frage, mit welchen Funktionen das Lexem *anders* im Diskurs

verwendet wird, sondern auch, wie die entworfenen Bilder und die Erfahrung, eventuell im Zusammenhang mit der eigenen Identitätskonstruktion, reflektiert werden.

3. Verwendungen und Funktionen von *anders* im Berliner Wendekorpus

Die Analyse basiert auf 587 Vorkommen von *ander** als unflektiertes und flektiertes Adjektiv (*anders*, *andere*, *anderes*, *anderer*, *ander*(*e*)*n*) im Berliner Wendekorpus im Rahmen von Ost-Westzuschreibungen und deren Reflexion:

„ander*“ (different) – total: 587 Token

- *anders*: 182 Token
- *andern* (z. B. *von andern Leuten*): 197 Token
- *andere*: 125 Token
- *anderes*: 21 Token
- *anderer*: 8 Token
- andere Formen (z. B. *anderet*, *andersherum*, *anderssein*): 54 Token

Die Häufigkeit des Lexems *ander** erklärt sich primär aus der grundlegenden Fragestellung der narrativen Interviews des Berliner Wendekorpus, d. i. die Beschreibung, wie die Berliner/innen den 9.11.1989 erlebt haben und wie es ihnen in dem wiedervereinten Berlin ergeht.[2] Zudem fragen die Interviewerinnen häufig explizit danach, worin sich Ost- und Westdeutsche unterscheiden oder inwieweit sie anders seien.

In der prädikativen (2a) und adverbialen (2c) Verwendung tritt das Adjektiv *anders* unflektiert, in der attributiven (2b) Verwendung flektiert auf (*anderes*, *anderer*, *andere ander*(*e*)*n*):

(2a) aha die ossis sind EBEND anders (KIRA, BW--_E_00012)

(2b) aber eben natürlich von=ner GANZ anderen art; eh- (B103ON)

(2c) weil ich so anders (.) rede (ILONA, BW--_E_00041)

Mit dem Lexem *ander** verweisen Sprecher/innen auf einen unspezifischen Unterschied. In Kombination mit Partikeln und Vagheitsindikatoren lassen sich Verwendungen unterscheiden, bei denen der Unterschied abgeschwächt oder verstärkt oder das Unspezifische betont wird:

(3)
- *also ick muß sagen ick hätt mir dit och n* ***bissel anders*** *vorjestellt* (ASTRID, BW 07)
- *na gut dann warn die verhältnisse noch n* ***bisschen anders****;* (WOLF, BW 27)
- ** die sprechen* ***janz anders*** *die* (*1.4*) *wie etepete dis is so alles so * gezwungen ja^* (MICHA, BW 03)

[2] Die Häufigkeit der flektierten Form *andern* erklärt sich durch die Adjektivflexion, d. h. den Zusammenfall verschiedener Flexionsmarkierungen mit dem Morphem *en*.

- *sahs damals in in der ddr* ***ganz anders*** *aus; da war es sehr reglementíert;* (PIET, BW 43)
- *westberlin is ja mit-m stra straßensystem is* ***total anders*** (MICHA, BW 03)
- *aber hier is dit* ***irgendwie anders*** *ick versteh dit ooch ni jenau* (GINA, BW 01)
- *dann muss er sich* ***irgendwie anders*** *(1.1) ja^ äh * 'kundtun* (MICHA, BW 03)

Mit Intensitätspartikeln wie *ganz*, *etwas* oder *total* modifizieren Sprecher z. B. Adjektive und Adverbien, d. h. sie intensivieren deren Bedeutung oder schwächen diese ab (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997), wobei sie teilweise die genaue Beschreibung des Kontrast gleich nach dessen Benennung konkretisieren (*sahs damals in in der ddr ganz anders aus; da war es sehr reglementíert;* BW 43). Mit Vagheitsindikatoren wie *irgendwie* oder *irgendwo* erzeugen Sprecher/innen Distanz und verbalisieren ihre Unsicherheit bezüglich des Gesagten (Schwitalla 2006). Verwenden Sprecher/innen Stereotypen, kann die Verwendung von diesen Heckenausdrücken als Strategie gewertet werden, um nicht als intolerant zu erscheinen (Roth 2005, S. 191). In der Kombination mit *anders* verstärken die Sprecher die Vagheit des Lexems und unterstreichen das schwer Greifbare des Unterschieds, wie auch die expliziten Verweise (*ick versteh dit ooch ni jenau* (GINA, BW 01) und die Formulierungen mit Pausen und Partikeln (*ja^ äh ja* und *äh*., MICHA, BW 03) zeigen.

Zu berücksichtigen ist, dass das Lexem *ander** nur eine Möglichkeit ist, Differenzerfahrungen zu beschreiben. Beispielsweise stellt das Lexem *Unterschied* eine sprachliche Alternative dar, um das Anderssein zu beschreiben. Zudem verwenden Sprecher/innen das Lexem *ander** nicht ausschließlich für Ost-Westzuschreibungen, sondern auch in Äußerungen wie *ich kann nicht anders*, *andere Städte* oder zur Konzeption anderer Unterschiede wie beispielsweise die des deutschen und amerikanischen Banksystems.

Selbst wenn das Lexem *anders* explizit dazu verwendet wird, um auf Ost-Westunterschiede zu referieren, können diese im Dialog negiert werden. Die Ostberlinerin GINA berichtet über ihre neue Arbeit in Westberlin:

(4) (BW 01)

<Eb01>: und wenn du dis so vergleichst also die arbeit im betrieb im + im schneiderbetrieb und die arbeit hier also auch weiß ich wie die leute so miteinander umgehn (h)

<GINA>: ja

<Eb01>: (h) inwieweit is &dis anders&?

<GINA>: & (h) & +2+ %inwieweit anders% +1+ meine hier warn se in ordnung und uund da drüben warn se ooch in ordnung also ick kann dit nich irgendwie + groß auseinander + &pusseln da&

GINAs Schwierigkeiten, die Frage zu beantworten, *inwieweit die Leute* auf der Ost- und Westberliner Arbeit *anders miteinander umgehen*, zeigen sich an den

zeitgewinnenden Verfahren, den beiden Pausen und der Wiederholung des Fragepronomens und des Lexems *anders*. Dennoch negiert GINA diese Andersartigkeit im Rahmen ihrer Wahrnehmung auf verschiedenen Ebenen. Mit der Parallelkonstruktion unterstreicht GINA die Gemeinsamkeiten sowohl inhaltlich als auch sprachlich: Sie stellt zwar mit den lokalen Deiktika (*hier* vs. *da drüben*) beide Arbeitsstellen gegenüber, formuliert aber die eher positive Bewertung mit den gleichen Worten (*warn se in ordnung*), verstärkt durch die additive Partikel *och*. Zudem formuliert sie abschließend eine Art Fazit, eingeleitet mit dem konklusiven Diskursmarker *also* (Dittmar 2010), dass sie Schwierigkeiten habe, diese Unterschiede zu sehen.

Diese Negierung von Unterschieden bei Ost-West-Vergleichen ist kein Einzelfall und zeugt, zumindest teilweise, von einem vorsichtigen Umgang mit Zuschreibungen von gruppenspezifischen Eigenschaften oder Verwendungen von Stereotypen. Welche Funktionen das Lexem *anders* im Ost-West-Diskurs hat und wie das Anderssein konzipiert wird, ist Gegenstand der nächsten Kapitel.

4. Differenzerfahrungen und Konzeptionen des Anderssein im Gespräch

4.1 *anders* als Vagheitsindikator für schwer Fassbares

Das am wenigsten differenzierte Bild der Andersartigkeit entsteht in Sequenzen, bei denen die Sprecher/innen lediglich mit dem Lexem *anders* auf einen Unterschied verweisen, den sie nicht präzisieren können. Die Schwierigkeiten, die Differenzerfahrung zu verbalisieren, machen die Sprecher/innen zum Teil im eigenen Redebeitrag explizit oder sie können auf Nachfragen das Anderssein nicht präzisieren:

(5) (BW 40)

CHRI: die berlinern unheimlich_

UM: genau_ und an/ n bisschen anders_ eben obwohl ich immer noch nich genau weiß !wie!

CHRI: na einfach viel intensiver_

(6) (BW 49)

JD: und wenn sie die sprechen hörn die ostberliner; fällt ihnen da irgendwas auf?

SARA: die sprechen anders ja.

JD: wie anders?

SARA: ich weiß es nich.

(7) (BW 01)

GINA: naja und die wessis die sind da so janz anders erzojen worden * naja ick versteh dit ooch nich

FK: ?wie?

GINA: naja dit * is * ironie jetzte ja oder so dass die * naja * die sind ebend janz anders

FK: hm

In allen drei Sequenzen können die Sprecherinnen den Unterschied, auf den sie mit dem adverbial verwendeten *anders* verweisen, nicht präzisieren. Während in (4) die Sprecherin sofort im Anschluss an die Erklärung, dass die Ostdeutschen *n bisschen anders* berlinern, bemerkt, diesen Unterschied nicht präzisieren zu können, erklärt die Sprecherin UM in (5), dass sie nicht wisse, inwieweit die Ostberliner anders sprechen. Dafür, dass GINA versucht, ihre Aussage zu konkretisieren, inwieweit die Westdeutschen *anders* erzogen seien, spricht, dass sie mit den Partikeln *naja* und *ja* und mit der Formulierung *dit is ironie jetzte* Zeit gewinnt, dann einen Formulierungsversuch abbricht (*dass die*), um dann lediglich erneut die Andersartigkeit relevant zu setzen. Mit der Feststellung *die sind ebend janz anders*, konstatiert und unterstreicht sie nicht nur erneut den Unterschied, sondern verwehrt auch dessen Präzisierung. In diesen Sequenzen hat das Lexem *anders* eine Platzhalterfunktion (vgl. Russo/Dittmar 2016), d. h. Sprecher/innen verwenden den Ausdruck aufgrund seiner Vagheit in seiner vorläufigen Unschärfe, um auf etwas schwer Fassbares zu verweisen (Paul 2019). Neben der monologischen und dialogischen Bearbeitung in Form von Nachfragen wird teilweise auch anhand Dritter über diese Unfähigkeit, dieses Anderssein zu konkretisieren, nachgedacht (siehe Beispiel (1′)):

(1′) (BW 30)

ALINA: dis sind ‘wel’ten also dass sie soo diese menschen offensichtlich in ihra eigenen umgebung ebent ganz anders erlebte als se -s hier ((Ausatmen)) eh so üblich war und sie konnte es eingtlich selba nich in worte fassen sondan dit war einfach nur so ne feststellung

Die Reflexion, wie Dritte (*sie*) mit der Erfahrung der Andersartigkeit umgehen, umfasst zwei Ebenen. Erst setzt die Sprecherin mit der doppelten Formulierung der Differenz (*dis sind ‘wel’ten; ganz anders*) die Unvereinbarkeit der Unterschiede relevant. Dann reflektiert sie, ebenfalls zweifach, die Schwierigkeiten, diesen Unterschied verbal fassbar zu machen, da sie diese Andersartigkeit *eingtlich selba nich in worte fassen* könne, sie formuliere *einfach nur so ne feststellung*, ohne in der Lage zu sein, über die Wahrnehmung der bloßen Andersartigkeit hinaus, diese beschreibbar, d. h. kognitiv fassbar zu machen oder zu reflektieren.

4.2 Benennbare Unterschiede: *anders* mit Verweisfunktionen

Versuchen Sprecher/innen die Andersartigkeit zu beschreiben, hat das Lexem *anders* einen Verweischarakter. Mit *anders* setzen die Sprecher/innen den Kontrast relevant und fassen die Unterschiede zusammen, um diese dann im Gespräch zu präzisieren. Die Ausarbeitung kann sowohl diskursiv als auch monologisch erfolgen. Konkret beschreibbare Unterschiede betreffen häufig die Wahrnehmung, z. B. den Sprachgebrauch, bestimmte Charaktereigenschaften oder das Erscheinungsbild von Straßen und Häusern in Ost- und Westdeutschland:

(8) (BW 25)

ALLA: man sah eh oder ICH sah daß eben die dörfer ganz anders LEUCHTETEN sag ich jetzt mal als unsere dörfer, mir is also sowas eh einfaches aufgefallen wie diese schönen rotgedeckten dächer und und alles solche dinge so:

Die ostdeutsche Sprecherin unterstreicht zum einen mit ihrer bildlichen Beschreibung *leuchten*, dass es sich um einen optisch wahrnehmbaren Unterschied handelt, zum anderen korrigiert sie das unpersönliche Pronomen *man* zum persönlichen *ICH* mit dem Hauptakzent und markiert so den subjektiven Charakter der eigenen Wahrnehmung sowohl lexikalisch als auch prosodisch. Das adverbial verwendete Lexem *anders* macht den Unterschied zu *unsere*(*n*) *dörfern* explizit und hat dabei eine kataphorische Funktion, dessen genaue Bedeutung anhand eines konkreten Beispiels illustriert wird: Während die Formulierung *anders Leuchten* noch relativ unspezifisch die Assoziation *neu*, *gepflegt* oder *sauber* hervorruft, präzisiert die Sprecherin den Unterschied *wie diese schönen rotgedeckten dächer und und alles solche dinge so*, wobei sowohl die Komparativpartikel *wie* als auch die *et cetera*-Formel (*und alles solche dinge so*) auf den beispielhaften Charakter der Formulierung verweist. Die Unschärfe des adverbial verwendeten Lexems *anders* erlaubt es, diesen Ausdruck als Oberbegriff zu verwenden, der lediglich den Unterschied relevant setzt, aber eine nachträgliche Ausarbeitung ermöglicht.

Die folgenden zwei Sequenzen zeigen beispielhaft, wie die Sprecher/innen im Wendekorpus die Varietäten im Berliner Sprachraum thematisieren und die genauere Bedeutung dessen, was als *anders* bezeichnet wird, interaktiv ausarbeiten:

(9) (BW 41)

ILONA: die sprache is schon anders.

UM: du meinst jetzt der berliner dialekt?

ILONA: ja.

(10) (BW 41)

ILONA: aber auch manche vokábeln sind eben ganz anders ne,

UM: na wasn zum beispiel? jetzt spezielle ddr vokabeln, oder berliner vokabeln?

ILONA: ddr vokabeln ja ja. dies mit dem plaste zum beispiel ne, das eh is immer wird immer noch gesagt

Die dialogische Ausarbeitung erfolgt über mehrere Redebeiträge. In der Ausgangsäußerung bezeichnen die Sprecherinnen etwas als *anders*, wobei die Gesprächspartnerinnen in den nachfolgenden retrospektiven Äußerungen sich mit Hyponymen auf den Gegenstand des Andersseins beziehen und somit die deskriptive Bedeutung der Ausgangsäußerung eingrenzen (Paul 2019):

(a) *Sprache ist anders → Berliner Dialekt*
(b) *Vokabeln sind anders → spezielle DDR-Vokabeln oder Berliner Vokabeln → DDR Vokabeln → Plaste*

Die konkrete Bedeutung dessen, was als *anders* bezeichnet wird, setzen die Sprecherinnen voraus oder halten dessen Präzisierung bei der primären Erwähnung nicht für nötig. Im Sinne von Cicourels (Hg.) (1973, 1975, S. 36) Basisregeln der Kommunikation verwenden die Sprecherinnen ungenaue Ausdrücke in der Annahme, einander zu verstehen bzw. gehen sie davon aus, dass sich die genauere Bedeutung im Verlauf des Gesprächs ergeben wird.

Neben der kataphorischen Verwendung von *anders* finden sich auch anaphorische Verweise, bei denen *anders* eine generalisierende, zusammenfassende Funktion innehat und der Unterschied im Nachhinein mit dem Lexem *anders* relevant gesetzt wird. Beispielsweise entwirft die Westberlinerin ILONA ein positives Bild der Ostdeutschen:

(11) (BW 41)

ILONA: und eh denke die sind einfach eh auch noch nich so eh (6.3) so drauf aus eh sich viel anzuSCHAFfen und zu eh eh mit ihren KLUNern zu zu KLAPpern. sondern die sind viel viel naTÜERlicher viel EINfacher viel HERZlicher.

UM: hmhm, (2)

ILONA: ich hab eh inzwischen ja etliche kontakte drüben die eh die sind einfach/ die sind ANDers als hier.

UM: ja. versuch mal noch mehr zu beschreiben.also ich find das sehr intressant; weil (.) dis gibt es unter JUNgen leuten AUCH das (.) gef/ also das da/ ich hab halt selber eigentlich nur (.) EInen freund aus ostberlin aber (.) ja da merk ich auch das er anders is; aber es gibts eben auch/ immer wenn du so hörst ja (.) ich hab jemand kennengelernt aus=m osten oder so oder ick hab freunde im osten, die sind ANDers; die sind netter; die sind (.) natürlicher offener eh versuch/

ILONA: beSCHEIdener auf jeden fall auch;

UM: hmhm;

Nach der Vermutung, dass die Ostdeutschen noch nicht so konsumorientiert und an ihrer Selbstdarstellung interessiert seien, entwirft ILONA eine Liste mit positiv besetzten Adjektiven im Komparativ (*naTÜERlicher viel EINfacher viel HERZlicher*), verstärkt durch die mehrfach verwendete Steigerungspartikel *viel* und durch den Akzent auf jedem Adjektiv. Die darauffolgende, generalisierende Äußerung *ich hab eh inzwischen ja etliche kontakte drüben die eh die sind einfach/ die sind ANDers als hier*. hat abschließenden Charakter, wobei die Sprecherin auf die Liste der Eigenschaften der Ostdeutschen zurückverweist, sie zusammenfasst und den Kontrast bzw. die Andersartigkeit relevant setzt. Die Interviewerin begründet ihr Interesse an dem Thema und möchte selbiges fortsetzen: Sie wiederholt und bestätigt im Rahmen einer subjektiven Einzelerfahrung, dass auch ihre Ostberliner Bekanntschaft *anders* sei, um dann die subjektive Erfahrung als allgemein gültige zu beschreiben, dass man öfter das (*die sind ANDers*) höre. Im Sinne der dialogischen Syntax (Du Bois 2014) kopiert die Sprecherin ILONA die syntaktische Struktur des vorhergehenden Redebeitrags, d. h. sie setzt die Liste der positiven Eigenschaften im Komparativ fort, um die Übereinstimmung in der Wahrnehmung zu verbalisieren, wenn sie konstatiert, dass sie *netter*, *natürlicher* und *offener* seien. Trotz dieser gemeinsamen Sichtweise, die sprachlich, durch die gemeinsame Listenkonstruktion noch verdeutlicht wird, findet ILONA jetzt nur noch ein einziges Adjektiv (*beSCHEIdener*), mit dem sie die Liste fortsetzt, was die Argumentation stützt, dass ILONA ihre Beschreibung bereits abgeschlossen hatte: Ihr Statement *die sind ANDers als hier* hatte anaphorische, zusammenfassende und abschließende Funktionen.

5. Wir, sie und ich: Abstraktionsgrade der Zuschreibungen

Die Bilder der Andersartigkeit unterscheiden sich hinsichtlich der Perspektive und in Bezug auf ihren Abstraktionsgrad, d. h. ob die Wahrnehmungen oder Zuschreibungen ein oder mehrere Individuen oder die Gruppe der Ost- bzw. Westdeutschen betrifft. In der folgenden Sequenz beschreibt der Westberliner ALEX seine Ostberliner Bekannten in Abgrenzung zu den anderen Ostdeutschen:

(12) (BW 29)

ALEX: nee^ die sind ürgendwo * janz anders ürgendwie * also nich so unzufrieden würd ick sagen NE: die sind ürgendwo (.) janz anderst (und)

FK: hm *? jammern halt nich soviel oder_?

Die Bekannten sind insofern individuell, in Abgrenzung zur Gruppe der unzufriedenen, jammernden Ostdeutschen beschrieben, da sie *janz anderst*

seien. Die stereotype Gruppenzuschreibung dient der Abgrenzung bzw. der Beschreibung des Einzelnen bzw. einer kleinen Gruppe von Bekannten, die sich aus Sicht des Sprechers positiv von der Gruppenzuschreibung unterscheidet.

Ob die Zuschreibung individuellen Charakter hat oder nicht, ist zum Teil auch Gegenstand der Reflexion. Die ostdeutsche Kinderärztin KIRA berichtet, dass sie von ihren Patienten bzw. deren Eltern auf der Westberliner Notdienststelle häufig als *anders* wahrgenommen und gefragt wurde, woher sie komme:

(13) **(**BW 12)

KIRA: wat heißtn nu drum^ @@@ ja eh sie sind anders (.) we:ßte wir sind anders als ihre kinderärzte oder ihre hausärzte (.) oder ick bin anders wobei ick bin ja wahrscheinlich nich anders als die andern bei uns sag ick ma (.) eh (.) die distanz die die kollegen im westen zum patienten halten und och zum kind (.) dit dit kenn wir nich ick geh janz anders ran wenn da n kind kommt dann wird dat geknuddelt und gedrückt und gestreichelt
((0.6)) (Auslassung)
also we:ßte so * und dit da fällt du fällst immer auf * du bist anders und dann dann wolln se HALT wissen woher^ ach ausm osten drum aha die ossis sind EBEND anders * dit is ja in dem fall sojar positiv *

Die Feststellung, dass die ostdeutschen Kinderärzte *anders* seien, formuliert KIRA aus den verschiedensten Perspektiven, in der zitierten Rede und als Fremdzuschreibung (*sie sind anders*), als Selbstzuschreibung im Rahmen der Gruppe (*wir sind anders als ihre kinderärzte oder ihre hausärzte*), als Individualisierung (*oder ick bin anders*) und erneut als Verallgemeinerung (*wobei ick bin ja wahrscheinlich nich anders als die andern bei uns*). Nachdem KIRA den signifikanten Kontrast benannt hat, d. h. die Distanziertheit der westdeutschen Kollegen, wechselt sie erneut die Perspektive von der Gruppenbeschreibung (*dit dit KENN wir nich*.) zur individuellen Beschreibung des eigenen Handelns (*ick geh janz anders RAN*), gefolgt von der unpersönlichen Passivkonstruktion, die den komplementären Kontrast über die körperliche Nähe im Listenformat ausdrückt (*geKNUddelt und geDRÜCKT und geSTREIchelt*,). Nach einer Pause von 6 Sekunden spiegelt KIRA diese Differenz, die Wahrnehmungen der Anderen, auf der persönlichen Ebene, indem sie die unpersönliche Konstruktion abbricht und erneut die Perspektive wechselt (*und dit da fällt* (.) *du fällst immer UFF- du bist* (.) *Anders*.). Als relevantes Fazit verwendet sie abschließend *anders* in seiner zusammenfassenden, kataphorischen Funktion, wenn sie in zitierter Rede verallgemeinert, dass die Ostdeutschen *ebend ANders* seien, wobei es sich hierbei um eine positive Bewertung handele. KIRA gelingt es, die Aussage, dass die Ostdeutschen *anders* seien, in fast allen Konjugationsformen (1., 2., 3. Person Singular, 1.und 3. Person Plural) zu formulieren. Dieser

anhaltende Wechsel der Perspektiven versprachlicht einen Reflexionsvorgang, der die Fremd- und Selbstwahrnehmung des Individuums, dessen Gruppenzugehörigkeit sowie die Frage miteinschließt, ob die Eigenschaften des Individuums denen entsprechen, die der Gruppe zugeschrieben werden, und wird letztendlich durch den zusätzlichen Reflexionsgrad der Bewertung ergänzt.

Auf einem abstrakten Niveau gesellschaftlicher Gruppenzuschreibung argumentiert der Ostberliner MICHA mit dem Ausdruck Kultur. Nachdem er die *sprachkultur* als Unterschied angeführt hat, beginnt er eine Formulierung mit *anders* (*wir ham n ganz andres*), bricht diese dann aber ab, um dann die *de-de-er kultur* zu beschreiben:

(14) (BW 03)

FK: +3+ ?wo sind ossis und wessis ihrer meinung nach denn völlig unterschiedlich?

MICHA: +4+ naja in ihrer sprachkultur

FK: das is interessant

MICHA: ja absolut (2.0) ick weeß nich wir ham n ganz andres * na hängt ja ooch natürlich hängt ooch mit unser kultur ne gewisse kultur ham wir ja ooch gehabt ne de-de-er kultur * die kann keener absprechen oder weeß ich was wir wurden vierzig jahre jeformt * also ich ‘nich ich jetzt bloß dreizig jahre (1.0) äh (1.2) und da hat sich nen gewiss ne gewissen witzkultur auch rausjebildet (0.6) die bei euch anders is als bei uns ((unverständlich)) ooch völlig logisch

MICHA definiert den wissenschaftlich schwer fassbaren Begriff der Kultur (Lüsebrink 2014) über verschiedene Bereiche, die *sprachkultur*, eine *gewisse witzkultur*, die *anders* sei, *ne gewisse andere ‚esskultur* und *janz andre* + *‚kunst*. Die andere Kultur begründet MICHA explizit mit dem politischen System (*wir wurden vierzig jahre jeformt*) bzw. als Konsequenz der herrschenden Umstände, wenn bestimmte *gute sachen* nicht zu erwerben waren. MICHA beschreibt so das Anderssein der Ostdeutschen auf der Ebene der Sozialisierung und damit auf einem hohen Abstraktionsgrad, wenn er bestimmte kommunikative und kulturelle Praktiken (*witzkultur*, *esskultur*) als historisch gewachsen (*vierzig jahre jeformt*) und überindividuell (*also ich ‚nich ich jetzt bloß dreizig jahre*) definiert. Mit dem Begriff Kultur (*unser kultur ne gewisse kultur*) spricht er der Andersartigkeit auf gesellschaftlicher Ebene einen besonderen Wert zu, der nicht abzustreiten sei (*die kann keener absprechen*).

6. Bilder des Anderen

6.1 Konträre Entwürfe

Im Berliner Wendekorpus machen einige Sprecher/innen die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen an äußerlich wahrnehmbaren Details fest, die für eine andere Lebenswelt oder eine andere Einstellung stehen. Aus Sicht der Sprecher/innen erscheinen die Eigenschaften, die als anders bezeichnet werden, als unvereinbar; es entsteht ein komplementärer Kontrast. Beispielsweise beschreibt die Ostberlinerin LENA das andere Styling der westdeutschen Frauen als Gegenentwurf zu den ostdeutschen Frauen und deren Lebenswelt:

(15) (BW 16)

LENA: also bei vielen sahste ja schon anhand der kleidung bei den frauen sahste wie se so zurechtjemacht sind die tragen ja doch mehr makeup im jesicht mehr große uffallende klunkern anne ohren und anne hände anne arme und (2.0) die haare dit is allet anders * jestylt und die hände muß ick sagen bei vielen frauen gepflegter mit langen lackierten fingernäjeln und * da siehste dass die also weeß ick nur büroarbeit machen die arbeiten nich so viel wie wir die ham keen haushalt keene kinder^ *

LENA entwirft ein Bild der westdeutschen Frau, die sich auf der Oberfläche inszeniert. Die implizit negative Wertung zeigt sich teilweise an der Wortwahl (*wie se so zurechtjemacht sind*, *klunkern*), und an der Steigerung, die für ein Zuviel stehen (*mehr makeup*, *mehr <u>große uffallende</u> klunkern*), die, überspitzt, am ganzen Oberkörper hängen (*anne ohren und anne hände anne arme*). Während LENA sprachlich das Bild in der Steigerungsform entwirft, setzt sie mit dem adverbial verwendeten *anders* im Rahmen eines verallgemeinernden Zwischenfazits (*allet anders jestylt*) den Kontrast relevant. Das Aussehen, die gepflegten Hände *mit langen lackierten fingernäjeln*, führt LENA als Prämisse für die Schlussfolgerung an, dass die westdeutschen Frauen *nur büroarbeit machen* und weniger arbeiten. Als klar negativ besetzten Gegenentwurf zeichnet LENA ein überzogenes Bild der westdeutschen Frau als übertriebene Investition in ihre Oberfläche, die für eine andere Arbeitswelt mit eingeschränkten Tätigkeiten (*nur büroarbeit*), weniger Leistungen (*die arbeiten nich so viel wie wir*) und einer begrenzten Lebenswelt (*die ham keen haushalt keene kinder*) steht.

Nach Schäffter (1991) handelt es sich bei den wahrgenommenen bzw. hier explizit beschriebenen Unterschieden um „signifikante Kontraste“: Das Fremde, das der eigenen Identität wesensmäßig nicht zugehöre, verstärke die

Identität des Eigenen. In diesem Sinne reflektiert LENA zwar nicht explizit ihren Gegenentwurf, bewertet ihn aber implizit und zeigt damit nicht nur, dass die Sprecherin weder dem von ihr entworfenen Bild der westdeutschen Frau entspricht noch diesem entsprechen möchte.

Komplementäres Anderssein kann auch positiv bewertet werden. Das Differenzkriterium des Westberliners ANTON (ANT) ist die Einstellung der Ostberliner zur Mode. Während er in den Ostberliner Bezirken den „*mut zur zur aussergewöhnlichen mode*" beobachten könne, da man *auffälligere sachen* trage, orientiere man sich in Westberlin am *Mainstream* und sei „*doch eha angepasster*": (BW-E_00044, 0126ff):

(16) (BW 44)

ANT: also einfach mal so-n bisschen: pepp mal ürgendwas ganz andres auch also weiss ich xxx ich hab selten so viele hüte gesehn wie im im prenzlauer berg wenn ich da rumlaufe oder in in pankow oda schrille klamotten eh mehr als hier eh nach meim dafürhalten

BL: vielleicht selba geschneidat oda so

ANT: ja nach meim dafürhalten nich ümma besondas passend aber einfach den mut zu haben mal was ganz andres anzuziehn

BL: hm

ANT: und das denk ich is einfach-n: n: ausdruck von anderem bewusstsein das also viele da mitgebracht haben_ mehr selbstbewusstsein ich denk ma hier * duckt man sich doch eher in die masse

ANTs konzipiert das Anderssein auf drei Ebenen: Auf die allgemeine Behauptung, dass im Osten der Mut zum außergewöhnlichen Stil beispielsweise durch *so-n bisschen: pepp mal ürgendwas ganz andre*s zu Tage kommt, folgen einzelne Beispiele (*viele hüte, schrille klamotten*). ANT erklärt diesen Unterschied in der Kleidung auf der Verhaltensebene, d. h. *einfach <u>den mut zu haben</u> mal was ganz andres anzuziehn*, wobei dieser Mut ein anderes (Selbst-)Bewusstsein ausdrücke. Der Kontrast, den ANT durch das Lexem *ander** verbalisiert, zieht sich durch die ganze Beschreibung hindurch (auf der Ebene der Wahrnehmung *mal ürgendwas ganz <u>andres</u>, was ganz <u>andres</u> anzuziehn*; auf der Ebene der Erklärung *ausdruck von <u>anderem</u> bewusstsein* als auch die Ebene des Vergleichs *mehr als hier; hier duckt man sich doch eher in die masse*). Die Unterschiede in der Kleidung stehen für eine andere innerliche Haltung, ein anderes Selbst, das der Sprecher positiv auf der Seite der Ostdeutschen mit Wörtern wie Mut, Bewusstsein und Selbstbewusstsein und auf der eigenen Seite komplementär, beispielsweise mit der Formulierung *sich in der Masse ducken* eher negativ konnotiert.

LENA und ANTON konzipieren die Eigenschaften der Ost- und Westdeutschen als komplementäre Kontraste. Neben impliziten und expliziten Bewertungen versuchen die Sprecher, das äußere Erscheinungsbild mit der

Lebenswelt oder der inneren Einstellung zu erklären.[3] Das Anderssein beruht auf klar fassbaren Unterschieden, die positiv oder negativ bewertet werden (können).

6.2 Anderssein als Ergänzung

Das Anderssein kann auch als etwas gezeichnet werden, das man als Ergänzung versteht und damit als etwas, was Raum zur eigenen Entwicklung gibt. Die Westberliner Lehrerin, die sich einen jungen, aus Ostberlin stammenden Kollegen als Ko-Lehrer ausgesucht hat, um gemeinsam mit ihm zu unterrichten, beantwortet die Frage nach den Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen sehr zurückhaltend:

(17) (BW 50)

CHRIS: also das is überhaupt dis is kein problem wobei ich schon mérke, (0.3) dass er einfach ne andere sozialisation hat als ich. * und etwas anders mit den schülern umgeht.

JD: hmhm,

CHRIS: ja. * ich komm ja aus der antiautoritären bewegung. er is nicht autoritär aber er is sicherlich eh in in manchen sachen eh korrekter als ich;

JD: hmhm;

CHRIS: eh kon vielleicht auch konsequenter;

JD: hmhm, * finden sie das gut?

CHRIS. ich hab das auf klassenfahrt gemerkt. also der hätte die nie da im see baden lassen weil wir darf ich gar nich erzählen; na ja. kein beide kein rettungsschwimmer haben nich,

JD: ich bin nich aus der schulbehörde. ich hab damit nie was zu tun.

CHRIS: da hab ich mich dann aber durchgesetzt. und eh ich denke eh wir überraschen ihn durch unsere * teilweise lockere art und eh aber er * ja (ich überlege) also ich finde das aber auch nich schlecht, so diese beiden pole.

JD: hmhm,

CHRIS: zu haben. also wir könn auch mitnander sehr gut reden. wir reden auch darüber.
[…]
das bereichert. (2.0) auch unser kollegium.

[3] Andere explizite Begründungsversuche für das Anderssein sind beispielsweise die unterschiedliche Sozialisierung, wenn GINA formuliert *sind wir ooch vielleicht ooch anders erzogen* (BW 01).

Das Anderssein des ostdeutschen Kollegen führt CHRIS explizit als unproblematisch ein. Erst nach einer Pause von drei Sekunden verweist sie auf seine *andere sozialisation*, weshalb er *etwas anders* mit den Schülern umgehe. Sie schwächt jedes Detail des Kontrasts ab, wobei sie den Unterschied lediglich als *etwas anders* beschreibt, er sei *in manchen sachen korrekter*, *vielleicht auch konsequenter*, wogegen sie (als Westdeutsche) sich auch nur durch eine * *teilweise lockere art* auszeichnen. Auf die explizite Aufforderung, diesen Unterschied zu bewerten, verdeutlicht CHRIS die Zuschreibung der größeren Regeltreue oder Korrektheit ihres Kollegen anhand eines individuellen Ereignisses auf der Klassenfahrt. Als eine Art Fazit bewertet CHRIS erst noch etwas eingeschränkt positiv „*diese beiden pole*" als „*nicht schlecht*", um dann das Potenzial des Anderssein zu erklären, da man *sehr gut* (*darüber*) *reden* könne. Das Anderssein bekommt damit einen Eigenwert zugesprochen und wird zu einer Möglichkeit, Neues zu entdecken und eventuell auch sich selbst zu entwickeln (*das bereichert*). Während CHRIS das gesamte Bild des Andersseins als individuelle, subjektive Zuschreibung entwirft, unterstrichen durch die durchgängige Ich-Perspektive, Verben der Wahrnehmung (*wobei ich schon mérke*, *ich hab das auf klassenfahrt gemerkt*) und den mit Modal- und Gradpartikeln (*sicherlich*, *vielleicht*, *etwas*) abgeschwächten Kontrast, verallgemeinert sie erst, wohlüberlegt nach einer Pause von zwei Sekunden, die positive Bewertung des Andersseins als kollektive Bereicherung im Nachhinein (*auch unser kollegium*.). Das Andere wird somit explizit zur positiven Ergänzung aufgewertet, nicht nur aus der subjektiven Sicht des Sprechers, sondern für die Gemeinschaft. Anderssein und Fremdheit wird damit als konstitutiv für die eigene und hier sogar für die kollektive Weiterentwicklung verstanden, vergleichbar mit Schäffters (1991) Konzept der Fremdheit als Ergänzung, als Chance zur Vervollständigung des eigenen Selbst.

6.3 Anderssein als Oberflächenphänomen

Sprecher/innen entwerfen das Anderssein zum Teil lediglich als Oberflächenphänomen. Sie verweisen mit dem Lexem *anders* auf einen wahrnehmbaren, klar konkretisierbaren Unterschied, den sie in einem weiteren Schritt als unterschiedliche Ausprägung einer Gemeinsamkeit konzipieren. Das Anderssein wird dabei zu einer Erscheinung auf der Oberfläche, die Erfahrung der Differenz wird auf gemeinsame Grundlagen zurückgeführt. Die Ostberlinerin ASTRID schreibt den Westdeutschen ein anderes Auftreten bzw. ein größeres Selbstbewusstsein zu, das sie *ürgenwie anders jelernt haben*:

(18) (BW 07)

ASTRID: ick weiß nich ob se das AUFtreten ürgenwie anders jelernt haben als wir *die sind selbstbewußter in ihrer art aber * wenn man näher hinterguckt da is och nich mehr hinter als wir och ham * oder könn ja?

Nachdem sie den Unterschied klar konstatiert hat und die Ursachen in der unterschiedlichen Sozialisierung vermutet, dekonstruiert sie den Kontrast als bloßes sichtbares Erscheinungsbild, als durchschaubare Oberfläche. Bei dem selbstbewussteren Auftreten handelt es sich um einen oberflächlichen Kontrast, wobei das Anderssein durchschaut werden könne und das Wesentliche, die gleichen Fähigkeiten der Menschen, sichtbar werden (*da is och nich mehr hinter als wir och ham * oder könn ja?*).

Der Ostberliner MICHA beschreibt auch Dimensionen der politisch-gesellschaftlichen Systeme der DDR und der BRD als Differenzen auf der Oberfläche:

(19) (BW 03)

MICHA: wir ‚hatten nie sozialismus es wurden (3.4) (2.0) man hat die leute * ‚jenauso manipuliert * wie jetzte bloß anders
(0.9)
indem man ebend die leute ebend ruhig jestellt hat mit subventionen sprich mieten unsoweiter

Die Gemeinsamkeit beider Systeme bestehe in der Manipulation, wobei im Unterschied zu jetzt die DDR-Bürger mit *subventionen sprich mieten ruhig jestellt* wurden. Der Kontrast auf der Oberfläche betrifft die Ausführung (d. h. *subventionen sprich mieten*), welche sich aber auf das gleiche System oder auf die gleiche Tiefenstruktur zurückführen lässt, da *die leute * ‚jenauso manipuliert *** wurden. In diesem Sinne ist das Andere der „Resonanzboden des Eigenen" (Schäffter 1991), d. h. Unterschiede lassen sich auf tieferliegende Gemeinsamkeiten beider Systeme zurückführen.

Auch auf individueller Ebene kann der Kontrast dekonstruiert werden. Der Ostberliner LUTZ beschreibt ein Treffen mit ost- und westdeutschen Teilnehmer/innen:

(20) (BW 24)

LUTZ: dit war so ne jemischte gruppe halb ossi halb wessi und man hat sich schon m bißchen doof anjekiekt ((Ausatmen)) eh: wo * dieser unterricht dann losging und sie dann wir ossis saßen alle da * mip-m block * uff-m schenkel und wollten mitschreiben * WEIL wir dit so jewohnt warn mitschreim man hört zu und schreibt mit und die ham jesagt packt erst ma dit beiseite * ((Ausatmen)) setzt euch hin und schließt die augen und laßt die arme mal häng * und denn ha ick imma so jekuckt durch ein

BL: lacht

LUTZ: auge^ eh: : die mich jetz verarschen wolln oder so aba dit war so ne lockerungsübung oder so und sowat kannten wir übahaupt nich

BL: ja

LUTZ: so nen lockren einstieg in irgendwat und diese überhaupt diese janze jestaltung dann mit papier und da ((Ausatmen)) die wünsche an ne 'pinwand malen und weeß ick wat namensschild schon tragen oder so dit war allet ((Ausatmen)) * vornamen anreden und sowat ja^ also dit sind

BL: ja

LUTZ: allet viele eh: details * die völlich anje anders warn * wo ick mich aber janz locka dran jewöhnt hab WEIL dit meim ((Ausatmen)) naturell von lockerheit och entspricht

LUTZ konzipiert die Gruppe der ostdeutschen Teilnehmer/innen und sich selbst als brave, steife Rezipienten (*man hört zu und schreibt*) und somit als komplementären Gegensatz zur offensichtlich westdeutschen Kurskonzeption, deren Entspannungstechniken und Lockerheit LUTZ gleich doppelt anhand der *lockerungsübung* und *so nen lockren einstieg* umschreibt, die Persönlichkeit des Einzelnen im Vordergrund, da man *namensschilder* trage, sich mit dem Vornamen anrede und *wünsche an ne 'pinwand male*. Den Gegensatz begründet LUTZ auf der Ebene der Sozialisation, da Gewohnheiten und Unkenntnis dieser Kurskonzeption dazu führen, dass er selbst völlig überrascht und ungläubig auf die Methoden reagiert. Der mit vielen Einzelbeispielen und *Details* beschriebene Gegensatz wird als *völlich anders* zusammengefasst, um in Anschluss die andere Sozialisation als ursprünglich Eigenes zu erklären: Sowie LUTZ das westdeutsche Kursmodell durch die zweimalige Verwendung von *locker* charakterisiert hatte, konnte er sich ganz *locker* anpassen, alles entsprach seinem *naturell von lockerheit*. Der ostdeutsche Sprecher LUTZ, der erst das Anderssein über die Lockerheit charakterisiert, macht nun diese Lockerheit zu seinem ursprünglich eigenen Charakterzug. Dies entspricht Schäffters (1991) Wahrnehmung, dass die Fremdheit auf gemeinsame Ursprünge zurückzuführen sei.

7. Fazit

Das Lexem *anders* erlaubt gerade aufgrund seiner Vagheit unterschiedliche Konzeptionen des Anderssein. Die entworfenen Bilder des Anderssein unterscheiden sich in ihrer Konkretheit, der Art, wie der Kontrast gezeichnet wird und hinsichtlich der Reflexionsebenen. Mit dem Lexem *anders* markieren Sprecher/innen eine Differenzerfahrung als relevant. Wird der Unterschied präzisiert, kann das Lexem *anders* kataphorische, anaphorische und generalisierende Funktionen innehaben. Die Beschreibung des Andersseins basiert auf individuellen Erfahrungen oder werden als Gruppenzuschreibung konzipiert, wobei die Perspektive der Zuschreibung wechseln und sich die Abstraktionsgrade im Diskurs entwickeln können. Bilder des Anderssein konzipieren gleichzeitig die eigene Identität, indem sie signifikante Kontraste, Gemeinsamkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten des eigenen Selbst aufzei-

gen. Insofern eröffnet das Nachdenken über das Anderssein viel Entdeckungsspielraum auch über deutsch-deutsches Anderssein hinaus.

Literatur

Cicourel, Aaron V. (1975): Sprache in der sozialen Interaktion. München.

Cicourel, Aaron V. (Hg.) (1973): Cognitive sociology. Language and meaning in social interaction. Harmondsworth.

Cruse, David Alan (2004): Meaning in Language. An introduction to Semantics and Pragmatics. Oxford.

Dittmar, Norbert (2010): Zum Verhältnis von Form und (kommunikativer) Funktion in der mündlichen Rede am Beispiel des Konnektors *also*. In: Dittmar, Norbert/Bahlo, Nils (Hg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven. (= Deutsche Sprachwissenschaft international 11). Frankfurt a. M., S. 99-136.

Du Bois, John W. (2014): Towards a dialogic syntax. In: Cognitive Linguistics 25, 3, S. 59-410.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen.

Lüsebrink, Hans-Jürgen (2016): Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. 4., aktual. und erw. Aufl. Stuttgart.

Paul, Christine (2019): Retrospektive Äußerungen. Nachfragen und Erweiterungen in narrativen Interviews am Beispiel des Berliner Wendekorpus. (= *amades* 56). Mannheim.

Roth, Marita (2005): Stereotype in gesprochener Sprache. Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993-1996. (= Stauffenburg-Linguistik 36). Tübingen.

Rosa, Hartmut (2007): Identität. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart, S. 47-56.

Russo, Valentina/Dittmar, Norbert (2016): Konstruktionen konversationeller Vagheit in deutschen und italienischen Gesprächen. In: Selig, Maria/Dittmar, Norbert/Morlicchio, Elda (Hg.): Gesprächsanalyse zwischen Syntax und Pragmatik. Deutsche und italienische Konstruktionen. (= Stauffenburg-Linguistik 78). Tübingen, S. 43-70.

Schäffter, Ottfried (1991): Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit. In: Schäffter, Ottfried (Hg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Wiesbaden, S. 11-42.

Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochenes Deutsch: Eine Einführung. 3., neu bearb. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 33). Berlin.

Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin.

MARITA ROTH

„OSSIS“ VERSUS „WESSIS“, „WIR“ VERSUS „DIE“

Zugang zu Fragen der Identität am Beispiel von Ost- und West-Stereotypen der 1990er Jahre und aktuelle Anwendbarkeit der Ergebnisse

Wer heute Jugendliche/r oder junge/r Erwachsene/r ist, hat weder die Zeit der deutschen Teilung noch die des Mauerfalls oder der Wiedervereinigung und ihrer direkten Folgen persönlich miterlebt. Möglicherweise wurde er aber von Eltern und Lehrern und Lehrerinnen beeinflusst, die stark von der deutschen Teilung geprägt waren und teilweise noch sind. Eine bundesweite Forsa-Umfrage aus dem Jahr 2014 unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 16 und 29 Jahren ergab jedoch, dass die „Mauer im Kopf“ nicht mehr existierte: Wer jung sei, sehe zwischen Ost und West vor allem Gemeinsamkeiten. Je jünger die Befragten seien, desto positiver würden sie über die anderen denken. 65 Prozent der 16- bis 19-Jährigen sähen viele Gemeinsamkeiten zwischen Ost- und Westdeutschen. Eine Mehrheit sei sogar überzeugt, dass sich Norddeutsche viel stärker von Süddeutschen unterschieden als Ostdeutsche von Westdeutschen.[1] Ist die Ost-West-Frage also nur noch aus historischer Perspektive interessant – als Analyse, wie die gegensätzlichen gesellschaftlichen Systeme die gegenseitige Wahrnehmung prägten und im Zuge der Transformation in ein Gesamtdeutschland gesellschaftliche Konflikte symbolisierten?

Die aktuelle sozialwissenschaftliche Analyse einer bundesweiten Befragung vom Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM 2019) erkennt demgegenüber Abwertungsgefühle und Aufstiegskonflikte und damit einhergehend Stereotype bei Ostdeutschen parallel zu denen von Migranten. Ursache dafür wäre, dass Ostdeutsche wie Migrant/innen struktureller Ungleichheit, Repräsentationslücken und Abwertungserfahrungen ausgesetzt seien (vgl. Köpping 2018). Als Folge stellt diese Studie eine „Konkurrenz um Anerkennung zwischen Ostdeutschen und Migranten“ fest (Foroutan et al. 2019).

Gerade der universale Charakter von Stereotypen allgemein, wie sie im Ost-West-Kontext der 1990er Jahre geballt zu Tage traten, macht deutlich, wie diese **zeitenunabhängig** funktionieren. Man kann sie auf aktuelle Kontexte beziehen, wie das Sprechen über Minderheiten wie beispielsweise ‘Türken’, ‘Muslime’ oder ‘Flüchtlinge’, bei denen die Grenzziehung zwischen „Denen“ und „Uns“ genauso relevant ist, wie das zur Nachwendezeit zwischen „Ossis“ und „Wessis“ war. Aber auch das holzschnittartige Bild vom ‘ausländerfeind-

[1] Umfrage im Auftrag der Kampagne „Mein Campus von Studieren in Fernost“, wobei sich Fernost auf die sogenannten neuen Bundesländer bezieht (Forsa-Institut 2014).

lichen Sachsen' erfährt derzeit in den Medien Hochkonjunktur.[2] Die Brisanz und gesellschaftliche Sprengkraft von Stereotypen zeigt sich derzeit vor allem in der Politik, besonders in der Rhetorik der sogenannten Neuen Rechten weltweit von Donald Trump bis zur AfD.

Stereotype des **von 1993 bis 1996 erstellten Berlin-Korpus**' im Sinne von 'Wessis sind arrogant' und 'Ossis sind faul' waren um die Mitte der 1990er Jahre relativ gängige Topoi in Erzählungen (Roth 2005b). Sie waren vor allem Folge gesellschaftlicher Ereignisse.

In dieser Zeit war die Euphorie über die Wiedervereinigung einer Ernüchterung gewichen. Deutschland erschien Mitte der 1990er Jahre als der „kranke Mann Europas" (u. a. Schmieding 2015). In Ostdeutschland war die rasante Transformation der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft von großen Hoffnungen begleitet gewesen, die sich als illusionär erwiesen. Auf die politische Integration beider Staaten war vielmehr der wirtschaftliche Zusammenbruch gefolgt. Mit der Währungsunion war ohne Übergangsfrist der Export von DDR-Betrieben auf eine neue Währungsbasis gestellt worden. Die bis 1989 vielfältig in die RGW-Länder (wirtschaftlicher Zusammenschluss sozialistischer Staaten) integrierte DDR-Wirtschaft musste sich quasi „über Nacht" und völlig unvorbereitet einer globalen Konkurrenz stellen. In der Folge brach der Osthandel ostdeutscher Firmen zusammen. Westdeutsche und westeuropäische Firmen konnten stattdessen wachsende Anteile von Exporten in osteuropäische Transformationsländer übernehmen.[3] Zudem überschwemmten nun westdeutsche Waren den ostdeutschen Markt ungeschützt.[4] Gleichzeitig waren ostdeutsche Firmen sofort dem Wettbewerb innerhalb des Binnenmarktes der Europäischen Gemeinschaft ausgesetzt. So kam es in Ostdeutschland zu einer umfassenden Wirtschaftskrise (Martens 2010). Es wird geschätzt, dass im Zeitraum von 1990 bis 1995 ca. 80 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung der DDR ihren Arbeitsplatz vorübergehend oder auf Dauer verlor (Windolf 2001, S. 411). Hinter diesen abstrakten Zahlen verbergen sich Effekte einer tiefgehenden wirtschaftlichen und sozialen Anpassungskrise, die im Grad ihrer Auswirkungen auf die ostdeutsche Bevölkerung einen „Anpassungsschock" bedeutete, der „nur mit der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre vergleichbar ist" (Martens 2010).

---

[2] Hierzu seien einige Fakten aus einer sozialwissenschaftlichen Studie erwähnt. Nach der Leipziger Autoritarismus-Studie von 2018 hat die Ausländerfeindlichkeit bei den Deutschen insgesamt wieder zugenommen: 22 Prozent der westdeutschen und 30,9 Prozent der ostdeutschen Befragten stimmten demnach ausländerfeindlichen Aussagen zu.

[3] Zwischen 1990 und 1993 wuchs dementsprechend die Ausfuhr des früheren Bundesgebiets nach Osteuropa um 40 Prozent, während in diesem Zeitraum die ostdeutschen Exporte in die gleiche Region um 79 Prozent schrumpften (Wirtschaftsatlas 1994, S. 50 f.).

[4] So gab es keine Möglichkeiten, beispielsweise für eine Übergangsfrist Schutzzölle zu erheben.

Zugleich sah sich auch die westdeutsche Bevölkerung, die sich auch kulturell in den Jahren zuvor eher in Richtung Westeuropa als Richtung Ostdeutschland orientiert hatte, dem Wegfall von Sozialleistungen[5] und der Erhöhung von Steuern[6] ausgesetzt. Die Mitte der 1990er Jahre wurde auch hier, wenn auch in wesentlich geringerem Maße, als Krise des bundesrepublikanischen Systems empfunden.

Die aus sozialen Strukturen resultierenden oben genannten Stereotype über die jeweils andere Gruppe erscheinen den heutigen Schüler/innen nach oben genannter Forsa-Umfrage (besonders natürlich in Berlin) wahrscheinlich eher fremd. Über deren genaueren Betrachtung kann man jedoch sehr gut Reflexionen über Stereotype in der heutigen bundesrepublikanischen Gesellschaft allgemein anregen. So kann die Analyse von Ost-West-Stereotypen der Vergangenheit dazu dienen, die aktuelle Darstellung von Personengruppen als **„Andere“** kritisch zu hinterfragen.

Wichtige Fragen dazu sind:

1) Was sind Stereotype und wie entstehen sie?
2) Welche Funktion haben Stereotype?
3) Durch welche rhetorischen Verfahren werden Stereotype erfolgreich kommuniziert – emotional stark, aber doch diplomatisch „versteckt“?
4) Wie sind diese Erkenntnisse in der Praxis anwendbar?

1. Was sind Stereotype und wie entstehen sie?

Der Begriff Stereotyp erhielt seine heutige Prägung 1922 durch den amerikanischen Journalisten Walter Lippmann, der in einer Studie über die öffentliche Meinung die Bedeutung von Stereotypen bereits für den Prozess der Wahrnehmung als spezifische „Denkmuster“ herausstellte:

> Wir definieren erst und schauen dann. In dem großen, blühenden, summenden Durcheinander der äußeren Welt wählen wir aus, was unsere Kultur bereits für uns definiert hat. (Lippmann 1990 [1922], S. 63)

In psychologischen Wahrnehmungsexperimenten der 1970er und 1980er Jahre (vgl. Güttler 2000) erkannte man, dass eine Etikettierung, wie sie ja auch durch Begriffe wie „Ostdeutscher“, „Westdeutscher“ oder auch „Türke“ passiert, eine Urteilsverzerrung zur Folge hat. Objekte der gleichen Kategorie werden als ähnlicher wahrgenommen als Objekte unterschiedlicher Kategorien. Die Objekte unterschiedlicher Kategorien wiederum werden als unähnlicher wahrgenommen (vgl. Abb. 1).

---

[5] In Westberlin beispielsweise der Wegfall der „Berlin-Zulage“.

[6] Solidaritätszuschlag

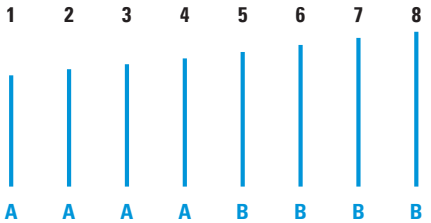


Abb. 1 | Tajfels Linienexperiment (vgl. Güttler 2000)

Den Versuchspersonen wurden dazu acht Linien unterschiedlicher Länge vorgelegt, die von Linie zu Linie um 5 cm länger wurden: Die Aufgabe bestand darin, die Länge der Linien zu schätzen. Dabei wurden die Linien einzeln und in zufälliger Reihenfolge gegeben. Einmal wurden die Linien ohne Klassifikation, einmal mit Klassifikation gezeigt. Die Kategorisierung der Linien (A oder B) hatte Einfluss auf die Einschätzung der Versuchspersonen: Der Abstand zwischen der größten der kleinen Linien (A) und der kleinsten der größten Linien (B) – also der Linien 4 und 5 – wird größer eingeschätzt als die Abstände der anderen Linien.

Die Etikettierung als zugehörig zur Kategorie A oder B hat also eine Urteilsverzerrung zur Folge: Objekte der gleichen Kategorie werden als ähnlicher wahrgenommen, es kommt zu einer Assimilation („Intraklasseneffekt“) und Objekte unterschiedlicher Kategorien werden als unähnlicher wahrgenommen, es kommt zu einer Dissimilation („Interklasseneffekt“).

Die darauf aufbauende sozialpsychologische Theorie von Tajfel/Turner (1986) geht davon aus, dass die Abgrenzung von einer Outgroup, die „Die-Gruppe“, zu der wir nicht gehören, konstituierendes Merkmal bei der Herausbildung der sozialen Identität ist. Die Ingroup, das heißt die „Wir-Gruppe“ – die Gruppe, der ich angehöre – wird gegenüber der Outgroup, der „Die-Gruppe“ – der ich nicht angehöre – abgesetzt. Dabei reichen völlig willkürliche Kriterien für eine Gruppenzugehörigkeit bereits aus: Versuchspersonen durften eine Belohnung an eine andere Versuchsperson vergeben, ohne dass sie diese je zu Gesicht bekommen hatte. Jeder hatte aber angegeben, ob er den Maler Klee oder Kandinsky bevorzugte. Allein das Wissen, das der gleiche Maler bevorzugt war, ließ die Wahrscheinlichkeit ansteigen, dass die Versuchsperson sich für diese Person entschied.

Es zeigte sich, dass diese Effekte umso stärker sind, je wertbehafteter eine Kategorie ist. Zu der Akzentuierung von Differenzen gegenüber der Outgroup und der Hervorhebung von Ähnlichkeiten innerhalb der Ingroup tritt meist die Ingroup-Favorisierung und Outgroup-Diskriminierung: Dadurch, dass die Gruppenmitglieder ihre eigene Gruppe durch sozialen Vergleich positiv distinkt von anderen Gruppen unterscheiden, festigen sie ihre soziale Identität. Diese Ingroup-Aufwertung wird auch dadurch gefördert, dass wir

mehr mit Ingroup als mit Outgroup-Mitgliedern interagieren und ihnen gegenüber größere Empathie empfinden. Außerdem haben wir eine größere Variation der Erfahrungen mit ihnen, weshalb die Ingroup-Kategorie differenzierter als die Outgroup ist.

Sprachwissenschaftliche Arbeiten konzentrierten sich auf die diskursive Betrachtung von Stereotypen gegenüber ethnischen Minderheiten. Stereotype sind oft so allgemein gehalten, dass sie immer eine tendenzielle Interpretation der Tatsachen zulassen, die ins Bild passen. Van Dijk betonte die Bedeutung der klassischen rhetorischen Mittel wie Übertreibung und Konstrastierung, die der Überzeugung des/der Gesprächspartner/in von der eigenen Einstellung dienen (van Dijk 1984, 1988). Dabei reagieren die Sprecher/innen flexibel auf den/die Gesprächspartner/in. Sie äußern sich anfangs sehr vorsichtig, um sich zunächst ganz allgemein das Einverständnis des/der Gesprächspartner/in zu sichern. Bei Zustimmung von Hörerseite kann der/die Sprecher/in dann seine/ihre Stereotype im Laufe des Gesprächs explizit verbal ausbauen.

Hausendorf (2000) unterschied bei der Schaffung von „Zugehörigkeit durch Sprache“ zwischen drei Ebenen, die auch für die Untersuchung des Stereotyps definierend sind:

- dem **Zuordnen** als der Aktualisierung von Zugehörigkeit z. B. durch Personengruppennamen, wie „Ostdeutscher“ oder „Türke“,
- dem **Zuschreiben** als dem Ausdrücken verschiedener Merkmale, die mit diesen Kategorien verbunden sind, wie die ausdrückliche Benennung von Eigenschaften („Türken sind Machos“) und
- dem **Bewerten** als die auf die Zugehörigkeit in einer Kategorie und deren Merkmale bezogene Darstellung der emotionalen Einstellung des Sprechers/der Sprecherin dazu.

Zwischen diesen Ebenen besteht ein Einschlussverhältnis. Als Basis dient das Zuordnen (vgl. Roth 2005a, S. 41 ff.).

Abb. 2 | Das Stereotyp

2. Welche Funktion haben Stereotype?

Für die Beschreibung der Funktion sind die Begriffe *Heterostereotype*, *Autostereotype* und *Spiegelstereotype* wichtig.

Wie bereits erwähnt besteht das Stereotyp aus drei Ebenen – dem Zuordnen, dem Zuschreiben und dem Bewerten. Das heißt, an die Kategorien „Ostdeutsche/r" und „Westdeutsche/r", oder auch „Deutsche/r" und „Türke/in" werden Zuschreibungen gemacht und diese bewertet. Die Mitglieder der Ingroup werden aufgewertet, die Mitglieder der Outgroup werden abgewertet. Man kann drei verschiedene Arten solcher Urteile unterscheiden.

Das **Heterostereotyp** bezieht sich direkt auf die Mitglieder der Outgroup, z. B. sagt ein/e ostdeutsche/r Sprecher/in: „Die Westdeutschen sind arrogant".

Das **Autostereotyp** bezieht sich auf die Ingroup, z. B. sagt ein/e ostdeutsche/r Sprecher/in: „Die Ostdeutschen sind bescheiden".

Das **Spiegelstereotyp** ist ein Urteil darüber, welche Eigenschaften oder Verhaltensweisen die Outgroup seiner Ingroup zuschreibt, also „ein Stereotyp mit einem doppelten Boden". Ein Beispiel: Ein/e ostdeutsche/r Sprecher/in sagt: „Die Westdeutschen denken, dass die Ostdeutschen nicht arbeiten können" oder fiktiv: Ein/e Sprecher/in türkischer Herkunft sagt: „Die Deutschen denken, Türken sind dümmer".

Für die **Westberliner Sprecher/innen** des Berlin-Korpus ergab die Analyse vor allem die Heterostereotype 'Arbeitsscheu', 'Unsicherheit', 'Unselbstständigkeit', 'Ausländerfeindlichkeit', 'Unfreundlichkeit' und 'Berlinern' bzw. 'Sächseln', was negativ angesehen wird. Hinsichtlich der Autostereotype hielten sich die westdeutschen Sprecher/innen des Berlin-Korpus mit expliziten Zuschreibungen und Bewertungen zurück. Wenn Autostereotype kurz angesprochen wurden, dann dienten diese zum größten Teil als Kontrastfolie für die direkte Darstellung der Ostdeutschen. Dies zeigte die westdeutsche soziale Kategorie im Gegensatz zur Kategorie der Ostdeutschen als unmarkiert, den „Normalfall". Erstellte man aus den Zuschreibungen an die Ostdeutschen durch Umkehrung die Zuschreibungen an die Ingroup, zeigte sich die Kategorie als durch all jene Eigenschaften gekennzeichnet, die in der westdeutschen Gesellschaft positiv bewertet werden: Fleiß, Selbstsicherheit, Selbstständigkeit, Toleranz und Freundlichkeit. Äußerst interessant war, dass sich Spiegelstereotype, die den Ostdeutschen eine bestimmte negative Sichtweise auf die Ingroup unterstellen, bei den westdeutschen Sprecher/innen des Berlin-Korpus' nahezu überhaupt nicht fanden.

Die **Ostberliner Sprecher/innen** verbalisierten vor allem die Heterostereotype 'Distanziertheit', 'Arroganz', 'Egoismus', 'Konsumdenken' und 'Gestelztes Hochdeutsch'. Viel häufiger waren bei den Ostberliner Sprecher/innen Autostereotype zu finden. Es schien ein unterscheidendes Stilmerkmal

ostdeutscher Sprecher/innen gegenüber Westdeutschen zu sein, dass sie sich verstärkt als zur Ingroup zugehörig positionierten. Eine Erklärung ist, dass ostdeutsche Sprecher/innen versuchten, sich dem westdeutsch dominierten Diskurs zu widersetzen. Als häufige Autostereotype ostdeutscher Sprecher/innen erschienen im Berlin-Korpus „Fleiß“ und „Offenheit“. Und bei den Ostberliner Sprecher/innen traten häufig die bei den Westberlinern kaum zu findenden Spiegelstereotype auf. Die Ostberliner Sprecher/innen konstruierten damit die Westdeutschen auffallend häufig durch deren spezifische Sicht auf Ostdeutsche. Als häufigste Spiegelstereotype traten auf „Die halten uns für arbeitsscheu“ und „Die halten uns für politisch schuldig“.

Durch die interaktive Rekonstruktion von Diskriminierung durch die Outgroup und in deren Anschluss die interaktive Darstellung von gemeinsamer Entrüstung wurde unter den Anwesenden ein besonderes Wir-Gefühl ausgelöst, mit dem sie ihre soziale Identität festigen.

Insgesamt ergab die inhaltliche Analyse der Stereotype, dass bei den ostdeutschen Sprecher/innen des Berlin-Korpus' der Bezug auf die eigene Kategorie auffallend stark war. Die Ingroup wurde zusätzlich zu den bei den westdeutschen Sprecher/innen gleichermaßen auftretenden Heterostereotypen vermehrt durch Autostereotype und durch Spiegelstereotype, die bei westdeutschen Sprecher/innen so gut wie überhaupt nicht vorkamen, beschrieben. Dies zeigte, dass die Ostberliner Sprecher/innen verstärkt am Selbstbild arbeiteten. Sogar die Westdeutschen selbst wurden verstärkt durch ihre Sicht auf die Ostdeutschen dargestellt. Dies ließ auf eine „beschädigte soziale Identität“ der Ostdeutschen, verursacht durch die Asymmetrie der Wiedervereinigung, schließen. Im Verhältnis zwischen Stärkeren und Schwächeren oder „Mehrheit“ und „Minderheit“ reflektiert der/die Unterlegene stärker seine eigene Position. Durch den einseitigen Anpassungsprozess im Zuge der Wiedervereinigung waren in den 1990er Jahren verstärkt Ostdeutsche in eine Krise ihrer personalen und sozialen Identität gelangt. Gegenüber den westdeutschen Sprecher/innen, für die sich wenig änderte, waren sie einer radikalen Veränderung der sozialen, politischen und ökonomischen Bedingungen unterworfen. Dies machte anscheinend die Arbeit am Selbstbild durch Stereotype mit Bezug auf die Ingroup relevant (vgl. Roth 2005a, S. 176 f.).

Diese Erkenntnis aus der sprachlichen Untersuchung des Wendekorpus, das wie erwähnt von 1993 bis 1996 erstellt wurde (vgl. Roth 2005a, 2008a), scheinen durch die aktuelle sozialwissenschaftliche Studie des DeZIM-Instituts mehr als 20 Jahre später bestätigt. Diese detaillierte Studie erkennt „Parallelen in den zugrundeliegenden Abwertungs- und Anerkennungsprozessen“ gleichermaßen bei Ostdeutschen und Migrant/innen und daraus resultierend auch eine „Konkurrenz um Anerkennung“ (Foroutan et al. 2019).

3. Durch welche rhetorischen Verfahren werden Stereotype erfolgreich kommuniziert?

Das Berlin-Korpus[7] zeigt, dass Sprecher/innen Stereotype keineswegs in der einfachen „Grundform" wie etwa „Ossis sind faul" kommunizieren. Vielmehr werden Stereotype im Verlauf des Gesprächs erst dynamisch verbal entwickelt.

Bei den verschiedenen sprachlichen Verfahren im Prozess des Stereotypisierens zeigten sich **Verstärkung und Abschwächung** als herausragende Kennzeichen. Die Sprecher/innen verwenden häufig abwechselnd verstärkende und abschwächende Verfahren. Diese heben sich jedoch in ihrer Wirkung nicht gegenseitig auf, sondern zeigen die spezifische Dynamik bei der Kommunikation von Stereotypen. Als wenn der/die Sprecher/in mit seinem Auto feststeckt und abwechselnd das Gas- und das Bremspedal tritt, nutzt er Verstärkung auf der einen und Abschwächung auf der anderen Seite, um durch dieses virtuose Zusammenspiel die Situation zu meistern – sein/ihr Stereotyp kraftvoll versprachlichen zu können, aber zugleich gegenüber dem/der Gesprächspartner/in nicht als intolerant, als möglichst „objektiv" zu erscheinen (Roth 2005a, S. 260 f.).

Dazu gibt es verschiedene sprachliche Verfahren auf der Wort-, Satz-, diskursiven und konversationellen Ebene, die in dieser Tabelle zusammengefasst sind. Auf jeder dieser Ebenen findet man verschiedene sprachliche Mittel und Verfahren, die dem/der Sprecher/in dazu dienen, Stereotype auf der einen Seite rhetorisch stark zu kommunizieren (Verstärkung) und sie auf der anderen Seite im Sinne des Face-work abzuschwächen (Abschwächung): (wort)semantische Mittel und Verfahren, syntaktische Mittel und Verfahren, diskursive Mittel und Verfahren und konversationelle Mittel und Verfahren.

a) (Wort)semantische Mittel und Verfahren

Zu den (wort)semantischen Mitteln und Verfahren gehören:

- Die Verallgemeinerung durch generische Formen und das Temporaladverb „immer": u. a.
  - Kategoriebezeichnungen aufgrund der lokalen Adverbien *hier/drüben* für die Darstellung der Mitglieder der In- und Outgroup

    *dit vatraute wat die **hier** im osten so pflegen ich globe dass die **drüben** selten son grad der vertrautheit zulassen*
  - das Temporaladverb *immer*

    diejenigen die immer kreuz und quer übern parkplatz fahren

[7] Näheres zu den narrativen Interviews des Berlin-Korpus' als empirische Basis bei Roth (2008b).

  - Typisierung durch so-n

    da kommt son son wessi rin

- Modalisierung zwischen völliger Überzeugtheit und vorsichtigem Urteil durch Modaladverbien und Modalpartikeln
  - verstärkend

    also da ham wir wirklich gemerkt was da für ne unselbständigkeit da war das war fürchterlich

    da hat man ebend viele ossis gleich raus
  - abschwächend

    vielleicht sind wir menschlicher als die kollegen drüben

  Der auffallend häufige Gebrauch von Modaladverbien und Modalpartikeln beim Stereotypisieren zeigt, wie sie dem/der Sprecher/in dabei helfen, auf der einen Seite seine Zuschreibung und Bewertung zu verstärken und auf der anderen Seite im Sinne des Face-work trotzdem nicht sein Image als tolerante Person zu gefährden und abzumildern. Die verstärkenden Modaladverbien überwiegen jedoch quantitativ und qualitativ.

- Vagheit durch Unsicherheitsindikatoren bzw. Heckenausdrücke

  *die sind **irgendwo** janz anders*

- Listenbildung

  Fremdzitat: *die ossis die sind alle faul, die ossis könn nich arbeitn und riskiern ne große lippe*

b) Syntaktische Mittel und Verfahren

Mit Hilfe verschiedener syntaktischer Verfahren können der/die Sprecher/in die Loslösung ihrer Darstellung aus dem situativen Kontext bewirken, wodurch wie durch generische Formen eine Verallgemeinerung bewirkt wird. Im Sinne des Face-work – niemand möchte als intolerant erscheinen – kann so beim Stereotypisieren die Zuordnung in die Outgroup vager gestaltet werden.

- unpersönliches Passiv

  es wird dort viel wert uff fassade jelegt

- vage *ist*-Prädikation

  das da ne UNselbständigkeit da war

- Ellipse

  Bei der Ellipse muss der Rezipient selbst die Bedeutung aus dem Kontext erschließen

  dieses ausmaß von unselbständigkeit

– Konditionalsatz

  also immer wenn wir nach halle gefahren sind

– Linksherausstellung

  *der wessi der jeht da so als struktur durch die jegend^*

c) Diskursive Mittel und Verfahren

Auch die diskursiven Mittel und Verfahren dienen den Sprecher/innen, Stereotype auf der einen Seite rhetorisch stark zu kommunizieren und sie auf der anderen Seite im Sinne des Face-work abzuschwächen.

– Wertende kommunikative Rahmung

  Bei der Kommunikation dient die Rahmung vor allem der Bewertung einer Verhaltensweise eines Outgroup-Mitglieds. Als Beispiel sei hier ein Ausschnitt aus dem Interview mit dem Westberliner Sprecher Alfred angeführt.[8]

(1) (BW 33)

0184	Alfred	und dann kam die ersten ostler zu uns arbeiten^
0185	Um	hm^
0186	Alfred	* und da hattn wir * glaub 7 oder 8 nach und nach so eingestellt^ * und na^ na mit denen ham wir dann auch so einige trübe erfahrungen jemacht^ die mussten sich ja an unser arbeitsklima gewö::hnen (0.9) (2.0) wu wurden dann schnell nach einer woche krank oder nach zwei wochen und warn auch noch gleich zwei oder drei wochen krank^ * und eh dann hat man also gemerkt dass die * der belastung nicht jewachsen warn und natürlich nich dem druck und dem tempo
0187	Um	hm
0188	Alfred	überhaupt nich
0189	Um	hm
0190	Alfred	und fachlich jesehn warn sie also schlecht
0191	Um	hmhm^
0192	Alfred	sehr schlecht muss ich sagn

[8] In Roth (2005a) entspricht dies dem Sprecher Aldi B60w, Zeile 366 ff. Die unterschiedliche Benennung bzw. Nummerierung des Sprechers und Transkriptionsweise ergibt sich aus der Einheitlichkeit der Transkriptionen in der Datenbank Gesprochenes Deutsch (DGD) am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, wo diese Transkriptionen und Hörbeispiele auch online eingesehen werden können, und die in vorliegender Veröffentlichung beibehalten werden soll.

Wertung:

*na^ mit denen ham wir dann auch so einige trübe erfahrungen jemacht^* (0186)

Zuschreibung:

Generelle Aussage mit impliziter Wertung:

die mussten sich ja an unser arbeitsklima ge“wö::hnen (*0186*)

Spezifische Aussagen:

*wurden dann schnell nach einer woche krank …und warn auch noch gleich zwei oder drei wochen krank^* (0186)

Generelle Aussage mit impliziter Wertung:

*da hat man also gemerkt dass die * der belastung nich jewachsen warn und natürlich nich dem druck und dem tempo* (*0186*)

Wertung:

und fachlich jesehn warn sie also schlecht (*0190*)*… sehr schlecht* (0192)

Abb. 3 | Die doppelte Rahmung

- Verlagerung des Stereotyps auf andere

  Der westdeutsche Sprecher Alfred erzählt vom Ausverkauf der Discounter nach der Grenzöffnung

  dann warn unsre westleute natürlich sauer

- Kohärenter Widerspruch

  und deswegen kann man nich sagen ossi und wessi und^ den wessi erkennt man an seiner kaltschnäuzigkeit dit muss ick och sagn

- Zitat[9]

  Das Zitat kann als Beleg für eine Zuschreibung dienen.

  Z. B. für das Spiegelstereotyp Ostberliner Sprecher/innen ‘halten uns für arbeitsscheu’, bei der die Sprecherin von der Begegnung mit einer westdeutschen Frau erzählt:

  die ossis die sind alle faul die ossis könn nich arbeiten und riskiern ne große lippe

- Redewendung und Phraseologismus

  da brauch keiner über uns herziehn hier wird auch nur mit wasser gekocht

[9] Näher dazu in Roth (2005a, 2009, 2013).

– Kontrastierung

Die Kontrastierung hat die rhetorische Funktion der Aufmerksamkeitslenkung auf die Outgroup im Gegensatz zur Ingroup. Es werden Personen und Handlungen einander gegenübergestellt. Sie dient der Bewertung.

Der westdeutsche Sprecher Alfred konstatiert Ingroup und Outgroup in einer Dichotomie von „Verdienst" versus „Ansprüche".[10]

(2) (BW 33)

0354	Alfred	aber die wolln weißt du alles auf einmal dit geht einfach nich schnell genug
0355	Um	ja
0356	Alfred	und dit is nich drinne und da sagn wir natürlich och * die solln sich das erstmal erarbeiten und erkämpfen
0357	Um	hmhm
0358	Alfred	nich^ wir ham ja auch dafür jahre gebraucht * und ich finde die eh eh die ham glück insofern dass se allet deutsche sind die polen die müssen sich dit ja allet ja janz langsam erarbeiten
0359	Um	ja
0360	Alfred	nich und die ham dat glück dass se zu deutschland gehörn die d-mark den janzen konsum reinjebraten kriegen
0361	Um	ja
0362	Alfred	is deren glück nech^ dis is ja noch deutschland *

Ingroup der Westdeutschen *wir* Verdienste	Outgroup der Ostdeutschen *die*, *se* Ansprüche
Lange Zeit *wir ham ja auch dafür jahre gebraucht* (0358) Mühsam wie die 'Polen' *die pOlen die müssen sich dit ja allet ja JANZ langsam erarbeiten* (0358)	Kurze Zeit *aber die wolln weißt du alles auf einmal dit geht einfach nich schnell genug* (0354) Ohne Anstrengung *die solln sich das erstmal erarbeiten und erkampfen* (035) *die ham dat glück insofern dass se allet deutsche sind* (0358) *die ham dat glück dass se zu deutschland gehörn die d-mark den janzen konsum reinjebraten kriegen*. (0360)

Tab. 1 | Kontrastierung

[10] In Roth (2005a, 2008, 2013) entspricht dies dem Sprecher bzw. Textausschnitt Aldi B60w, Zeile 650 ff.

d) Konversationelle Mittel und Verfahren

Bei den konversationellen Mitteln und Verfahren wird besonders stark die Hörerorientierung des Sprechens deutlich. Es wird offensichtlich, dass das, was der/die Sprecher/in sagt, interaktiv angelegt ist. So kann er/sie beispielsweise durch zögerndes Sprechen die Passfähigkeit seiner/ihrer Äußerungen beim Gegenüber im Sinne des Face-work prüfen.

Die Sprecher/innen des Berlin-Korpus' nutzten folgende konversationelle Verfahren:

- Metapher
- Lachen und lächelndes Sprechen
- Metakommunikation
- scheinbare Differenzierung
- zögerndes Sprechen
- Vermeidung
- Einfordern von Hörerbestätigungen

An dieser Stelle soll für das Beispiel der Metapher ein Textausschnitt aus dem Interview mit der Ostberliner Sprecherin Maria analysiert werden. An diesem können jedoch auch andere sprachliche Mittel und Verfahren aus der obigen Tabelle veranschaulicht werden (vgl. Roth 2005a, S. 226 ff., 2005b).

(3) (BW 15)

0048 Maria … deswegen bin ick der meinung dass man nich sagen kann ossi und wessi und^ den wessi erkennt man an seiner kaltschnäuzigkeit dit muß ick och sagn * der wessi hat in seiner grundhaltung eh ne jewisse ablehnung in der ausstrahlung und ne kaltschnäuzigkeit die wir ossis noch nich produzieren könn * weil wir noch zuviel herz in uns drinne ham und viel sozialet wat wir empfinden * der wessi der jeht da so als struktur durch die gegend^ * meine persönlichkeit geht keen was an * meine persönlichkeit bin ich * und denn notfalls noch die familie aber außen in hat ihn nich zu intressiern wat ick denke und so gehn die auch die gehn unpersönlich die gehn unpersönlich und unnahbar und erst wenn man n bißchen an der schale rumjeklopft hat^ stellt man fest dass da hinten hinter sojar n lebewesen is wat eh reagieren kann antworten kann und sojar * eh richtich schön empfinden kann ob herzlichkeit fröhlichkeit oder traurichkeit ja^ so aber man muss leider erst die schale entblättern und manchmal^ im im dahinleben nebeneinander hat man keene zeit zu entblättern

In diesem Ausschnitt überwiegen die verstärkenden Verfahren. Trotzdem sind auch hier häufig auftretende Verfahren der Abschwächung anzutreffen.

- Auf der Wortebene finden wir im obigen Ausschnitt beispielsweise neben den einfachen Kategoriebezeichnungen *ossi* und *wessi* und dem Demonstrativpronomen *die* als verstärkendes Verfahren die explizit die Zugehörigkeit zur Ingroup betonende Apposition *wir ossis*. Außerdem dienen die generalisierenden Formen des Singulars und des Präsens in *der wessi der jeht da so als struktur durch die gegend*^ der Zuschreibung an eine Gesamtgruppe. Das generische *man* in *stellt man fest dass da hinten hinter sojar n lebewesen is* schwächt dagegen die Zugehörigkeit in die Ingroup ab.
- Auf der syntaktischen Ebene ist insbesondere die Linksherausstellung *der wessi der jeht da so als struktur durch die gegend*^ als Mittel der Verstärkung auffällig.
- Auf der diskursiven Ebene verwendet die Sprecherin als Mittel der Abschwächung das Verfahren des kohärenten Widerspruchs: Zunächst verneint sie eine mögliche unterschiedliche Zuschreibung an Ost- und Westdeutsche (*deswegen bin ick der meinung dass man nich sagen kann ossi und wessi*). Die anschließende kopulative Konjunktion „und" lässt eine semantisch in die gleiche Richtung gehende Folgeäußerung erwarten. Jedoch folgt ein Widerspruch, indem die Sprecherin dem *wessi* dann zuschreibt, dass man ihn an *seiner kaltschnäuzigkeit* erkennt. Auf der Seite der verstärkenden Verfahren findet man in diesem Ausschnitt die Kontrastierung: Die Sprecherin stellt mit Hilfe von Metaphern, auf die unten noch näher eingegangen wird, einen Kontrast zwischen der *kaltschnäuzigkeit* der 'Westdeutschen' und dem *zuviel herz* der 'Ostdeutschen' her.
- Auf der konversationellen Ebene sind die meisten abschwächenden Verfahren zu erkennen. Im Sinne des Rezipientendesigns muss Sprecher/innen die Passfähigkeit seiner Äußerungen im Hinblick auf den/die Gesprächspartner/in austarieren. Deshalb zögern Sprecher/innen beispielsweise häufig beim Stereotypisieren: Man findet gehäuft leere und durch Verzögerungssignale, wie „eh" oder „mh" gefüllte Pausen. Die Sprecher/innen fordern die Zustimmung des/der Hörer/in ein, indem er/sie Äußerungen mit steigender Intonation wie eine Frage formulieren und im Sinne eines *adjacency pairs* auf ein entsprechendes Hörersignal warten. Im obigen Ausschnitt ist von diesen eigentlich häufig auftretenden Verfahren wenig zu finden. Als Abschwächung dient hier nur die metakommunikative Einbettung durch das verbum dicendi in „dit muss ick och sagn".

  Als konversationelles Verfahren der Verstärkung sticht in diesem Beispiel vor allem der Gebrauch von Metaphern hervor. Metaphern ermöglichen, kognitiv schwer Fassbares wie Emotionen, die bei Wertungen eine besondere Rolle spielen, zu konzeptualisieren: So wird Nicht-Physisches häufig als Physisches gedacht und versprachlicht. Hier konzeptualisiert das *herz* die Zuschreibung von etwas wie 'sozialem Verhalten' an die ostdeutsche

Ingroup; die *schale* dagegen etwas wie das ‘abweisende Verhalten’ an die westdeutsche Outgroup. Im Lakoffschen Sinne als ‘Behälter’ für die Trennung von ‘Innen’ und ‘Außen’ konzipiert (Lakoff/Johnson 1980, S. 388 ff.), bleibt bei den ‘Westdeutschen’ der wahre Charakter im ‘Innen’ versteckt und erst mit viel Mühe, *wenn man an der schale rumjeklopft hat* oder *die schale entblättert*, ist dahinter *n lebewesen* erkennbar.

Die Metapher zeichnet sich außer durch diese Konzeptualisierungsfunktion durch ihre starke persuasive Wirksamkeit aus: Bereits Aristoteles stellte in seiner „Rhetorik“ fest, dass sie aufgrund ihrer Bildhaftigkeit ganz besonders dafür geeignet ist, beim Zuhörer Emotionen, die mit Wertungen teilweise einhergehen, hervorzurufen (vgl. Kallmeyer (Hg.) 1996). Dies macht sie auch besonders für die Sprache der Politik bedeutend.

Als Spezifikum im Stereotypisierungsprozess zeigt sich, dass die Sprecher/innen die dynamische Kombination von verstärkenden und abschwächenden Mitteln und Verfahren nutzen, um auf der einen Seite Stereotype rhetorisch stark und bezogen auf den/die Hörer/in mit großer persuasiver Kraft zu versprachlichen: auf der anderen Seite jedoch im Sinne des Face-work Zuschreibungen und Bewertungen abzuschwächen, um nicht als vorurteilsbehaftet zu gelten: Diese dynamisch verstärkende und abschwächende Redeweise zeigt sich als das herausragende sprachliche Merkmal der Stereotype in gesprochener Sprache (vgl. Roth 2005a).

4. Wie sind diese Erkenntnisse in der Praxis anwendbar?

Diese Erkenntnisse aus der linguistischen Betrachtung von Ost-West-Stereotypen der 1990er Jahre sind hervorragend auf die Analyse von Stereotypen aktuell anwendbar. Auf diese Weise kann beispielsweise in der Schule als einer der wichtigsten Sozialisationsinstanzen Schüler/innen die Funktion von Stereotypen und deren Kommunikation bewusst gemacht werden. Die rationale Analyse der negativen, stark emotionalisierenden Stereotype gegenüber Outgroups kann beispielsweise auf die aktuelle Medienberichterstattung, auf Reden von Politiker/innen des rechten Spektrums über Schüler/innen etc. angewendet werden. Zu hoffen ist, dass dabei auch die klarere Reflexion über die Alltagsrede im Freundes-, Bekannten- oder Familienkreis angeregt wird.

Hierzu bietet sich konkret der Unterricht im Rahmen der Fächer Geschichte, Sozialkunde, Deutsch, aber auch Englisch, möglichst im Rahmen eines Projekts an. Erste Ideen für den Aufbau eines solchen Projektes möchte ich kurz vorstellen.

1) Was sind Stereotype? Sozialpsychologische Erklärungen (Diskussion Lippmann-Zitat, Analyse der Presse-Landschaft, z. B. der BILD-Zeitung).
2) Definition des Stereotyps durch die drei Ebenen Zuordnung, Zuschreibung und Bewertung.

3) Ausdifferenzierung von Heterostereotyp und Autostereotyp. Wichtig ist, ihren Bezug aufeinander und die besondere Bedeutung für die Identität herauszuarbeiten.
4) Fragestellung: Kennt ihr Ost-West-Stereotype? Welche schlagen sich im Berlin-Korpus nieder?
5) Diskussion der Bedeutung in der aktuellen Politik und deren Gefahren (beispielsweise bei US-Präsident Trump, Politiker/innen der AfD etc.).
6) Welche Klassifizierungen nutzen die Schüler/innen selbst? Anregung zur Selbstreflektion (z. B. hinsichtlich auf „Deutsche", „Türk/innen" etc.) möglicherweise im Rahmen eines Brainstormings.
7) Gibt es spezifische Bezeichnungen, die bereits Wertungen in sich tragen?[11] Welche Eigenschaften und welches Verhalten schreibt man den jeweiligen Gruppen zu? Wichtig ist hierbei der Wechsel der Perspektiven zwischen der der Ingroup auf die Outgroup und der Ingroup auf sich selbst einerseits und der der Outgroup auf die Ingroup andererseits. Hierfür biete sich eine Gruppenarbeit an.
8) Wie sind diese Eigenschaften und Verhaltensweisen bewertet – positiv oder negativ?
9) Organisation einer selbst gestalteten Umfrage, um der Kommunikation von Stereotypen „auf die Schliche zu kommen". Die Schüler/innen könnten mit dem Diktiergerät auf ihren Handys auf der Straße eine offene Umfrage machen zu der jeweiligen Kategorie in der Art „Was denken sie von …?" mit aktivierenden Nachfragen. Erweiterbar ist dies auch durch Interviews im Freundes- und Familienkreis, wobei man auch die jeweilige Herkunftskultur (türkisch, deutsch etc.) thematisieren sollte.
10) Auswertung in Gruppenarbeit.
11) Präsentation der Ergebnisse im Plenum des Klassenverbandes.
12) Mögliche Weiterführung: Diskussion der verstärkten Bedeutung der Arbeit an der Gruppenidentität durch Mode, Sprache, Musik etc. als Versicherung der sozialen Identität vor allem in der „Umbruchsphase" und der damit einhergehenden Identitätskrise in der Jugend/Pubertät.[12]

[11] Beispielsweise die Bezeichnung „Nafri" als interne Arbeitsbezeichnung der Polizei Nordrhein-Westfalen für sowohl 'Nordafrikaner' als auch 'nordafrikanische Intensivtäter' und damit deren Gleichsetzung. Auch die Beschäftigung mit Bezeichnungen für die Ingroup wie „Huns" für 'Deutsche' in der britischen Boulevardpresse bei der Fußball-WM 2014 und „Moffen" im Holländischen im Sinne von 'den muffeligen, d. h. schlecht gelaunten Deutschen' können zur Reflexion anregen.

[12] Vgl. auch Roth (1998) über die Bedeutung der sprachlichen Mittel sozialer Abgrenzung in der Jugendsprache.

Die Wichtigkeit, sich analytisch mit Stereotypen zu beschäftigen, bezieht sich vor allem auf die praktische Anwendbarkeit dieser Erkenntnisse, beispielsweise in Schulen. Deshalb erscheint es wichtig, die wissenschaftlichen Studien in einen größeren Rahmen zu stellen. Die Anwendung der wissenschaftlichen Analyse auf die Praxis kann, so ist die Hoffnung, zu einer stärkeren Reflexion über Tagespolitik und Alltagssprache anregen. Vor allem sind die Einflussmöglichkeiten bei der jüngeren Generation im schulischen Kontext im Sinne einer Bewusstmachung von Stereotypen gegeben. So könnte die Beschäftigung mit Stereotypen dabei helfen, eine Art „Immunisierung“ gegen stereotypisierende Denkweisen gegenüber Minderheitengruppen zu fördern.

Literatur

Foroutan, Naika/Kalter, Frank/Canan, Coşkun/Simon, Mara (2019): Ost-Migrantische Analogien I. Konkurrenz um Anerkennung. Stereotype, Abwertungsgefühle und Aufstiegskonflikte. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Bevölkerungsbefragung. Hrsg. vom Deutschen Zentrum für Intergrations- und Migrationsforschung. Berlin.

Forsa-Institut (2014): Umfrage im Auftrag der Kampagne „Mein Campus von Studieren in Fernost“. www.publicmarketing.eu/_rubric/detail.php?rubric=Studien&nr=9942 (Stand: 13.7.2019).

Güttler, Peter O. (2000): Sozialpsychologie: Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen. 3., überarb. u. stark erw. Aufl. München.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. (= Germanistische Linguistik 215). Tübingen.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1996). Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozess. Tübingen.

Köpping, Petra (2018): Integriert doch erstmal uns! Eine Streitschrift für den Osten. Berlin.

Lakoff, Georg/Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago/London.

Leipziger Autoritarismus-Studie (2018) = Decker, Oliver/Brähler, Elmar (Hg.): Flucht ins Autoritäre. Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft. Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2018. Gießen.

Lippmann, Walter (1990 [1922]): Die öffentliche Meinung. (= Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 63). Bochum. [Erstauflage 1922].

Martens, Bernd (2010): Wirtschaftlicher Zusammenbruch und Neuanfang nach 1990. www.bpb.de/system/files/pdf/DLG69F.pdf (Stand: 28.8.2019).

Roth, Marita (1998): Der kommunikative Stil des Sprechens in einer studentischen Gruppe. Magisterarbeit. Universität Würzburg.

Roth, Marita (2005a): Stereotype in gesprochener Sprache. Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993-1996. (= Stauffenburg-Linguistik 36). Tübingen.

Roth, Marita (2005b): Die Kraft der Metapher im Prozess der Stereotypisierung. In: Deutsche Sprache 33, S. 15-32.

Roth, Marita (2008a): Die De- und Rekonstruktion des Selbst. Ostdeutsche Identitätsarbeit nach der Vereinigung und heute. In: Roth, Kersten Sven/Wienen, Markus (Hg.): Diskursmauern. Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West. (= Sprache – Politik – Gesellschaft 1). Bremen, S. 187-198.

Roth, Marita (2008b): Das narrative Interview als empirische Basis qualitativer Forschung. In: Ahrenholz, Bernt/Bredel, Ursula/Klein, Wolfgang/Rost-Roth, Martina/Skiba, Romuald (Hg.): Empirische Forschung und Theoriebildung. Beiträge aus der Soziolinguistik, Gesprochene-Sprache- und Zweitsprachenerwerbsforschung. Festschrift für Norbert Dittmar zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M., S. 31-42.

Roth, Marita (2009): Transkulturelle Identitätskonstruktion durch Sprache. „Mix Language" als kultureller Code des Emotionsausdrucks in Texten türkisch-deutscher Autoren und Sprecher. In: Muttersprache 119, 4, S. 287-298.

Roth, Marita (2013): *Code Switching* und *Code Mixing* als Formen der *Mix Language* in ostdeutschen und türkisch-deutschen Texten gesprochener Sprache und der Literatur. In: Hartung, Martin/Deppermann, Arnulf (Hg.): Gesprochenes und Geschriebenes im Wandel der Zeit. Festschrift für Johannes Schwitalla. Mannheim, S. 231-246.

Schmieding, Holger (2015): Es schmerzt, aber die Reformen wirken. http://m.bpb.de/politik/wirtschaft/schuldenkrise/214782/es-schmerzt-aber-die-reformen-wirken (Stand: 13.7.2019).

Tajfel, Henri/Turner, Jim C. (1986): The social identity theory of intergroup behavior. In: Worchel, Stephen/Austin, William G. (Hg.): Psychology of intergroup relations. Chicago, S. 7-24.

Van Dijk, Teun A. (1984): Prejudice in discourse. An analysis of ethnic prejudice in cognition and conversation. (= Pragmatics and Beyond 5, 3). Amsterdam.

Van Dijk, Teun A. (1988): Communication racism. Ethnic prejudice in thought and talk. Newbury Park.

Windolf, Paul (2001): Die wirtschaftliche Transformation. Politische und ökonomische Systemrationalitäten. In: Schluchter, Wolfgang/Quint, Peter E. (Hg.): Der Vereinigungsschock. Vergleichende Betrachtungen zehn Jahre danach. Weilerswist, S. 392-413.

Wirtschaftsatlas (1994) = Gebhardt, Frieder (Hg.): Wirtschaftsatlas Neue Bundesländer. Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin-Ost, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen. Gotha.

SCHNITTSTELLE GRAMMATIK/PRAGMATIK

NORBERT DITTMAR

DA RANNTEN GANZ VIELE ÜBER DEN PLATZ, ABER LOLA IST AM SCHNELLSTEN GERANNT

Präteritum und Perfekt im Narrathonlauf. Die ersten 42 Stunden nach dem Fall der Mauer in Erzählungen von Ost- und Westberlinern

1. Welkt das Präteritum?

Aber nein! Und wenn auch, Soziolinguisten haben weder den „fundamentalistischen" noch den „nostalgischen" Blick auf die Sprache. Sollte das Präteritum schwinden (so der Duden 2005, S. 520, vgl. Abraham/Conradie 2001), entwickeln sich andere temporale Differenzierungen (z. B. im Adverbialbereich) und es besteht kein Anlass, von der „Verarmung" der deutschen Sprache zu reden (an der sowieso das Englische schuld ist). Schließlich gibt es ja noch die Berliner in der Republik und wenn sie auch die sprachliche Ehre des Deutschen nicht retten können, so kann doch ihr 'Sprechen', wie ich im Folgenden zeigen möchte, dazu beitragen, die Vorteile einer Koexistenz von Präteritum und Perfekt in den Blick zu bekommen.

Mit dem „Wendekorpus" verfüge ich über 50 Tonbandaufnahmen, in denen Anfang der 1990er Jahre zu etwa gleichen Teilen „milieutypische" Ost- und Westberliner unter Freunden ihre Erlebnisse (und Erfahrungen) um und mit dem Mauerfall erzählen (vgl. Dittmar/Bredel 1999).[1] „Wie war die Chronologie der Ereignisse, welche Überraschungen gab es, was fühlten wir bei dem freigesetzten Freiheits- und Wiedersehensdrang und einer zunehmenden Festtagsstimmung?" – das war die zugrunde liegende *Quaestio*, die die Erzählenden sprachlich umzusetzen versuchten. Rückblenden, so meine Erwartung, werden, gerade wenn sie von historischer Bedeutung sind, in schillernden zeitlichen Ausdrucksfacetten organisiert. Erzähler erleben die Ereignisse emotional wieder und nutzen diskursive, grammatische und lexikalische Mittel, um die einzelnen Ereignisse, die Höhe- und Tiefpunkte, die individuellen und sozialen Befindlichkeiten in ihrer ursprünglichen zeitlichen Abfolge zu rekonstruieren und sprachliche Formulierungen beim Hörer nachvollziehbar zu gestalten. Was leisten dabei die grammatischen Verbformen Präteritum und Perfekt? Teilen sie sich ein Stück kommunikative Arbeit, in dem Perfekt mehr für die dem Sprechzeitpunkt vorausgegangenen Ereignisse und das Präteritum allgemein für vergangenes Geschehen im Verlauf zuständig ist? Wenn das Prä-

[1] Einerseits werden in den von 45 bis 90 Minuten dauernden Gesprächen die Ereignisse des Mauerfalls erzählt, andererseits aber sowohl von dem Sprechenden als auch von den Zuhörenden individuell und sozial verarbeitet. Die mündliche Rede ist in der Regel sehr spontan.

teritum das „Grundtempus“ (Duden 2005, S. 519) im Wettbewerb der beiden Formen ist, liefert es dann den allgemeinen Hintergrund und das Perfekt den ereignisauffälligen Vordergrund? Oder profitieren die Sprecher/innen von dem sozialisierten Habitus, Modalitäten, Zustände und gesamtszenische Befindlichkeiten durch Modalverben, Kopula, Hilfsverben und semantisch blasse Zustandsverben wiederzugeben, während sie das „Vollverbgeschehen … als vorzeitig (vollzogen) … relativ zu einem Orientierungszeitpunkt, der … mit der Funktion des einfachen Präsens“ (ebd., S. 513) übereinstimmt, im Perfekt realisieren? Kann es sogar sein, dass die beiden Formen einfach nur aus dem Bedürfnis der stilistischen Abwechslung heraus alternierend benutzt werden? Oder: dass Ostberliner/innen aufgrund 40-jähriger „kommunikativer Trennung“ mehr schriftsprachlich orientiert waren und den Gebrauch des Präteritums bevorzugten? Und genauer: gibt es vielleicht sogar zwischen Ost- und Westberlinern unterschiedliche Verwendungsstrategien, die sich über die 40 Jahre „Trennung“ in den jeweiligen Kommunikationsgemeinschaften herausgebildet haben? Sind die Gebrauchsunterschiede Ausdruck verschiedenartiger stilistischer Perspektiven auf die Ereignisse und hat die Bevorzugung der einen oder anderen tempusgrammatischen Form einen (sozialen) „kommunikativen Mehrwert“?

Im Folgenden gehe ich diesen Fragen korpuslinguistisch nach und komme über Beobachtungen am sprachlichen Material zur Prüfung einiger ausgewählter grammatischer, tempussemantischer und gebrauchsspezifischer theoretischer Positionen. Mit meiner ersten vielleicht wichtigsten empirischen Feststellung „Das Präteritum welkt im Berliner Raum nicht“ begebe ich mich auf den Weg, die Vergangenheitsformen von 16 Sprecher/innen des Korpus (je acht West- bzw. Ostberliner) unter die Lupe zu nehmen.

Sprecher/innen		**Präteritum (type1[2]/token)**		**Präteritum/finite Vf.[3] (token)**		**Präteritum/Part. Perf. (token)[4]**	
B01 OF	Gina	31/149	0,21	149/1285	0,12	149/254	0,59
B02 OF	Dirk	32/178	0,18	178/2473	0,07	178/340	0,52
B04 OF	Micha	30/176	0,17	176/1550	0,11	176/331	0,53
B100 O	Alla	43/223	0,19	223/0876	0,25	223/ 243	0,92
B101 O	Stassek	44/358	0,12	358/0999	0,36	358/301	1,19
B102 O	Wolf	80/380	0,21	380/1214	0,31	380/295	1,29
B103 O	Robert	56/319	0,18	319/0885	0,36	319/232	1,38
B11 O	Astrid	40/177	0,23	177/0932	0,19	177/198	0,89
B112 W	Speedy	64/387	0,17	387/0888	0,44	387/259	1,49

2 type = jede konjugierte Form [d. h.: *ging* u. *gingen* zählen je als eigener type].

3 Hier werden sämtliche konjugierten Verbformen, d. h. auch die konjugierten Teile zweiteiliger Prädikate, mitgezählt.

4 Hier werden alle Verbformen im Präteritum (type) zur Gesamtzahl aller Partizipien Perfekt in Relation gestellt.

Sprecher/innen		Präteritum (type1[2]/token)		Präteritum/finite Vf.[3] (token)		Präteritum/Part. Perf. (token)[4]	
B51 WF	Axel	28/098	0,29	098/0984	0,10	098/226	0,43
B60 W	Alfred	44/231	0,19	231/0726	0,32	231/186	1,24
B67 W	Christine	81/544	0,15	544/1802	0,30	544/413	1,32
B68 W	Jens	74/179	0,41	179/0898	0,20	179/233	0,77
B75 W	Piet	26/124	0,21	124/0488	0,25	124/118	1,05
B76 W	Anton	29/118	0,25	118/0708	0,17	118/164	0,72
B77 W	Berta	45/194	0,23	194/0671	0,29	194/133	1,46
Ost-Sprecher/innen (8)		356/1960	0,18	1960/10214	0,19	1960/2194	0,89
West-Sprecher/innen (8)		391/1875	0,21	1875/7165	0,26	1875/1732	1,08
alle Sprecher/innen (16)		747/3835	0,19	3835/17379	0,22	3835/3926	0,98

Tab. 1 | Relation von Präteritum und Perfekt im Berlin-Korpus (Auswahl)

Tabelle 1 gibt in der letzten Spalte das Verhältnis der token von Präteritum und Perfekt wieder. Manche Sprecher/innen gebrauchen mehr Perfekt, andere mehr Präteritum. Die Auswertung beruht auf einer ersten „groben" Analyse – die Annotierung wird zurzeit noch erheblich verfeinert und lässt bald präzisere Beschreibungen zu. Das Perfekt wurde über das „Partizip Perfekt" ermittelt, d. h. es können hier mehr Formen gezählt worden sein als dann koordiniert mit dem Hilfsverb tatsächlich realisiert wurden. Aufgrund der großen Zahlen ist der Trend der Daten dennoch klar erkennbar.

2. Die Mauer kommt zu Fall: grammatische Vergangenheitsbewältigung und mehr

Das 'Präteritum' scheint, grob gesagt, für die *Gesamtstrecke* des Narrathonlaufs verantwortlich zu sein: Es zeichnet den eher unspektakulär verlaufenden (chronologischen) Gesamtparcours nach, der ja aus so vielen kleinen (in den Zeitverlauf einzuordnenden) Strecken und Kurven mit Einzelaktionen besteht (Perfektrevier), und verknüpft die zeitlich und örtlich relevanten Szenarien mit sparsamen Mitteln im Hintergrund. Drei Gruppen von Verben machen rund 85 % der 1960 Ost- und 1874 Westtokens aus:[5] die Modalverben (*dürfen*, *können*, *müssen*, *sollen* und *wollen*), die die modalen Orientierungen (*deontisch*, *epistemisch*, *volitiv*) der Handelnden (oder der Sprecher) wiedergeben, die Kopulaverben *sein* und *haben* (in Verbindung mit Nomina und Adverbien) ein-

[5] Es sind große absolute Vorkommen. Die derzeit digitalisierte Version der Annotation erlaubt uns noch nicht, zwischen „finitem" Verb in Zweitstellung und Verbpartikel („Verbzusatz") zu differenzieren. Partikelverben machen aber keinen großen Prozentsatz in unseren Daten aus.

schließlich dem 'Existenzausdruck' *es gab*, die kognitiven und Kommunikationsverben *wissen*, *finden*, *hören*, *meinen*, *sagen*.[6] Diese Verben, die in einer Phänomenologie von etwa zwei Dutzend Formvarianten vorkommen, haben einsilbige oder höchstens zweisilbige Formen, d. h. ihre Verwendung ist sprachökonomisch verglichen mit den analytischen Perfektformen. Dieses Argument trifft kategorisch auf die Modalverben zu, in hohem Maße aber auch auf die kopulativen und kognitiven/kommunikativen Verben. Bei den Verben *denken*, *geben*, *gehen* und *kommen* habe ich unter Einschluss der Komposita (unterschiedliche Verbpräfixe) exemplarisch die Anteile der Präteritum- und Perfektformen am Gesamtaufkommen der Vergangenheitsmarkierung des Verbs festgestellt. Das Präteritum findet sich bei *geben* zu 63 %, bei *denken* zu 46 %, bei *gehen* zu 45 % und bei *kommen* zu 58 %. Den relativ hohen Prozentsatz für die Präteritumform von *geben* mag aus der statischen Bedeutung des Verbs, vor allem in der 'existenziellen' Variante, ableitbar sein. Sicher spielen Ökonomie UND routinierter Gebrauch auch eine Rolle. *kommen* und *gehen* sind dagegen eher Perfektverben (Fortbewegungen ziehen meist einen *Nachzustand* nach sich, vgl. Welke 2005b, S. 292 f.), die allerdings sehr häufig und in der 'einfachen' ökonomischen Form des Präteritums gebraucht werden. Der statistische Unterschied im Gebrauch sagt hier eigentlich nichts aus. Mit Welke (ebd., S. 323) können wir die Nullhypothese formulieren:

> die Zuordnung von Perfekt und Präteritum ist eine Frage leerer formaler Normen. Was Perfekt und Präteritum beizusteuern hätten, wäre in diesem angenommenen Fall nur die identische Bedeutung VERGANGENHEIT.

Mir scheint, dass die prototypische Unterscheidung der „Perfekt-Effekte" (Gegenwartsrelevanz → Außenperspektive → Ganzheitlichkeit → Abgeschlossenheit) von den „Imperfekt-Effekten" des Präteritum (Vergangenheitsrelevanz → Innenperspektive → Geschehen in seinem Verlauf → Unabgeschlossenheit) nicht ausreicht (vgl. ebd., S. 345), um die Gebrauchsalternativen *semantisch* und *pragmatisch* zu erklären. Die Gebrauchspräferenz für eine der beiden formalen Varianten ist m. E. ein Kompromiss aus (a) prototypischer Bedeutung, (b) Passfähigkeit (Angemessenheit) im Kontext, (c) sprachlicher Habitus und (d) stilistischen ('klangharmonischen') Bedingungen. Letztere haben mit dem Sprachgefühl und der (angeborenen?) Lust auf *variatio delectat* zu tun. Bevor ich die tempusfriedliche Koexistenz von P & P am Beispiel einer typischen Diskurspassage diskutiere, wende ich mich dem Typ der Verben und der „Distanz" des Sprechenden gegenüber den Ereignissen zu.

---

[6] Latzel (2004) nennt die Kopulaverben: *sein*, *werden*, *bleiben*, *scheinen* und das Hilfsverb beim Passiv *werden*; weiterhin die Modalverben *können*, *dürfen*, *müssen*, *sollen*, *wollen*, die Verben kognitiver Vorgänge oder Zustände *denken*, *glauben*, *wissen*, *meinen*, *kennen*, die Verben der Sinneswahrnehmung: *sehen* und *hören*, die Verben der räumlichen Lage: *stehen*, *sitzen*, *liegen*; weitere Verben sind: *haben*, *nehmen*, *kriegen*, *geben*, *kommen*, *gehen*, *fahren*, *laufen*, *leben*, *halten*, *brauchen*, *tun*, *sagen*.

Von den vielen unterschiedlichen Verben, die vier Fünftel der 'types' ausmachen (es werden ja nur ca. 20 von 168 verschiedenen V-Formen in höchst frequentem Maße benutzt), finden sich viele statische oder zustandsbezogene Verben wie *auftreten*, *befinden*, *beinhalten*, *bestehen*, *betreffen*, *bleiben*, *ergeben* ‚*gehören*, *innehaben*, *liegen*, *sitzen*, *scheinen*, *stehen*, (*sich*) *verhalten*. Vor allem kognitive und Kommunikationsverben erweitern dieses (offenbar) präteritumtypische Feld:[7] *erzählen*, *fragen*, *fühlen*, *gucken*, *reden*, *sprechen*.

Die Zustands- und Positionsverben zeichnet im Übrigen ein überwiegend vom 'Ego' der Sprecherperspektive distanzierter Gebrauch aus. Der allerdings nur stichprobenartig gewonnene Eindruck, dass diese Verben sehr oft in der dritten Person (z. B. expletives *es*) benutzt werden, belegt die „Verschiebung der Origo des Sprechers und damit des Hörers in einen dem Hier-und-Jetzt fernen Verweisraum" und aktualisiert damit Bühlers *Deixis am Phantasma* (1978, S. 121 ff.) dergestalt,

> dass das Zeigfeld mittels der mit dem Präteritum vollzogenen deiktischen Prozedur im fernen Vorstellungsraum verankert wird. Ale weiteren deiktischen Mittel (etwa lokale oder temporale Adverbien wie *da*, *dort*, *gestern*, *jetzt*, *morgen* …) werden in der Erzählung von dieser Origo aus organisiert. (Bredel 2001, S. 9)

3. Die Narrathonkontrahenten *Perfekt* und *Präteritum* in Roberts Erzählung von der Flucht über die Prager Botschaft

Gibt es den an 'Aspektualität' und 'Abgeschlossenheit' festgemachten „prototypischen" Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum, wie Welke (2005b, S. 117) ihn behauptet: „Imperfektive Verben denotieren einen Vorgang ohne Implikation auf einen Nachzustand"?

Eine Antwort finden wir weniger in statistischen Daten als im durchgängigen Gebrauch einzelner Verben „quer" zu den Sprechern oder in detailliert diskursiv zu untersuchenden diskursiven Passagen in (längeren) Erzählungen. Das Verb *strömen* kommt eher selten in unseren Erzählungen vor, dafür aber meist an Höhepunkten der szenischen Darstellung der am Mauerfall beteiligten Menschenmengen:[8]

(1) `[…] **strömten** auch sehr viele menschen immer mehr zu` (B 31 O, Z. 19*)

---

[7] Von diesem Feld wissen wir allerdings noch nicht, wie häufig sie auch im Perfekt benutzt werden – ihr Gebrauch im einen oder anderen temporalen Modus gibt sicher Aufschluss über jeweils distinktive Qualitäten.

[8] Zu den Transkriptionskonventionen siehe im einzelnen Dittmar/Bredel (1999); transkribierte Äußerungen werden grundsätzlich 'klein' geschrieben; ^ bedeutet Heben, _ Senken der Stimme; + ist eine kurze Pause, (xx) zwei unverständliche Morpheme; / Abbruch oder Selbstkorrektur durch den Sprecher, \ Unterbrechung durch den Hörer.

(2) und an dem abend^ + dit muß eben dann der elfte oder sowas gewesen sein_ da **strömten** eben die ossis dann rüber und n paar tage später *ham* wir denn auch/ *sind* wir ja auch da *rüberjelaufen* und *rüberjewandert* (B 67 W, JENS, Z. 108 ff.)

jedenfalls nach-m unterricht *trafen* wa uns + s war ja Freitag und *zogen* los + wir *kam* + äh warschauer straße^ + an man *sah* schon leute die alle zur grenze **hinströmtn** (B 20 O, Z. 57 ff.)

äh weil dis denn ooch so kalt wurde und ebent ja ganz viele besucha ausm osten dann noch **anströmten** und so weita (B 54 W, Z. 59 ff.)

in tiergarten da gibt-s ein lokal an der schleuse (xx) am zoo da oben und ehm da **strömten** halt die leute hin und her (B 55 W, Z. 56 ff.)

als wir unsre sachen fertig hatten die kinder miteingeladen hatten wir-n vau we bus hm und dann *kam* die leute und **'strömten** da alle ne und dann ham wir da n paar leute einjeladen (B 71 W, Z. 38 ff.)

entgegen des stromes … der da zum alex **strömte** (B 102 ON, Z. 79*)

rüberströmten (ebd., Z. 119)

(vgl. auch B 59 W, Z. 10 f.: dann sind die leute ääh +1+ in großen **strömen** dann durch die grenzübergänge gekomm^)

Die Situationen, in denen das Verb *strömen* gebraucht wird, sind, was Ort, Zeit und Personen betrifft, verschieden: Einmal strömen 'Ossis' am neunten November durch die soeben geöffnete Mauer; einmal strömen sie von Kleinmachnow in ein Seniorenheim, wo Essen ausgegeben wird; einmal strömen sie in eine Bank, um ihr Begrüßungsgeld abzuholen; einmal strömen sie, am vierten November 1989, zu einer Protestdemonstration auf den Alexanderplatz; ein anderes Mal strömen sie auch nur „hin und her". Ist allein der häufige Gebrauch des Lexems *strömen* bei verschiedenen Sprechern und für verschiedene Kontexte bemerkenswert, so ist der Umstand, dass es von fast allen Sprechern im Präteritum gebraucht wird, noch erstaunlicher. Zu dem 'sicheren' Ereignis „Vergangenheitsmarkierung im Präteritum" tragen folgende Gesichtspunkte bei: (a) das Verb denotiert einen Verlauf „ohne eine Implikation auf einen Nachzustand" (Welke 2005b, S. 117); (b) *strömen* wird vornehmlich in der 3. Person benutzt (nicht-deiktisch); (c) die Verbbedeutung ist *Verlauf, Unabgeschlossenheit* und (d) *die Menge ist geströmt/die Leute sind geströmt* ist eine mögliche, aber nicht plausible Kodierung – sprachökonomisch, habitusbezogen und von der stilistischen Angemessenheit her betrachtet.

Bei den genannten Beispielen handelt es sich um ein *prototypisch imperfektives* (inhärent aspektuelles) Verb. In anderen Fällen ist ein *perfektives* klar erkennbar. Schließlich gibt es eine relativ große Zahl 'aspektneutraler' Verben (ebd., S. 122 ff.), die *perfektiv* oder *imperfektiv* benutzt werden können.

Für die Erzählung von ROBERT (B 103 ON) habe ich mithilfe des Ersetzungstests die kontextspezifische Tempusbedeutungsdistinktion herauszufinden versucht. Es gibt schon eine Reihe von Realisierungen, wo Perfekt durch Präteritum und umgekehrt ersetzt werden kann. Häufig bleibt ein nicht auszuschaltender Eindruck der Nicht-Äquivalenz und stilistischen Unangemessenheit zurück. Daher ist ein Ersetzungstest in diesem Falle (klar vorgegebene Erzählkontexte) offenbar nicht die Lösung des Problems.

Betrachten wir die folgende Passage aus der Erzählung von ROBERT (B 103 ON), der von einer Dienstreise erzählt:

(3) <ROBERT> […] zum béispiel is mir aufgefallen; wir **warn** in kassel; wann **wars**? ja jetzt im september fünfundneunzig. september fünfundneunzig in kassel; zu ner tagung, gal tagung **wars**, im hotel. eh frühstücksraum im hotel früh; + eh und man **kommt** rein; und **nimmt** sich den tisch der ei=m **gefällt**; wo man + gerne sitzen **will**; setzt sich da hin. eh + ich **saß** schon, **kamen** kolleginnen aus leipzig; **setzten** sich an einen tisch, + und dann **kamen** nochmal kolleginnen aus leipzig; die **setzten** sich an andern tisch. + eh die am érsten tisch **saßen** hatten denn schon bei der bedienung; + eh kaffee bestellt; u:nd + dann **kamen** die andern rein; dann **sahn** die sich; **grüßten** sich; + und ich **hörte** das denn so mit wie sie dann **sagten**; eigentlich könn wir uns ja auch rübersetzen. da sagt die andre jetzt ham wir aber schon bestellt; + (B 103 0N)

ROBERT möchte seine Ausführungen über die Unterschiede zwischen ‘Ossis’ und ‘Wessis’ mit einem Beispiel illustrieren und führt seine Erzählung mit dem Perfekt ein (die Rahmung vergangener Ereignisse in Erzählungen durch *Perfekt* beobachtet Bredel 2001). Anschließend entwirft er das Setting (die gesamte Szene) im Präteritum (Situation mit Zeitpunkt, Ort, Anlass). Das eingeflochtene Präsens gibt wieder, was typischerweise in einer solchen Szene zu geschehen pflegt. Daran anschließend gibt er das Geschehen mit den Kolleginnen im Präteritum wieder. Das Plusquamperfekt „hatten denn schon … bestellt“ passt als Vor-Vergangenheitstempus gut dazu. Die wörtliche Rede am Ende wird im Präsens formuliert, das Perfekt schließt mit typischer doppelter Evaluationszeit (perfektives Verb) ab. Das Präteritum der Kopula, *sitzen*, *kommen*, *sagen*, *hören* und *sehen* sind typische Präteritumverben (vgl. Latzel 2004). *setzen* fügt sich in den berichtenden Modus der szenischen Darstellung „präterial“ ein. Auffallend ist, dass die im Präteritum stehenden Verben in der dritten Person stehen. Das Korpus zeigt, dass im Präteritum stehende Verben sich sehr häufig auf „dritte Personen“ oder durch *es* kodierte situative Umstände beziehen. Bredel sieht in diesem Faktum wie auch in der Tatsache, dass für Präteritumformen die Kategorie „Betrachtzeit“ wegfällt (in Welkes Terminologie „sekundäre Evaluationszeit“, „die primäre Evaluationszeit tritt hier hinter der sekundären Evaluationszeit t^{oo} in den Hintergrund“,

Welke 2005b, S. 301), die These der funktionalen Pragmatik bestätigt, dass das Präteritum weniger *deiktisch* ist als das Perfekt und mehr „Distanz" des Erzählenden zum Geschehen ausdrückt.

In zusammenhängenden Darstellungen einer Szene oder eines Geschehensverlaufs dient das Präteritum offenbar reliefartig als repetitives Grundmuster der Vergangenheit: Es stellt so etwas wie den 'Grundton' der Vergangenheit dar und stiftet damit auch die Kohärenz für den allgemeinen Verlauf von Rückblenden (= *These von der vergangenheitskohärenzstiftenden Funktion des Präteritums*, vgl. auch Welke 2005b, S. 326). Damit gehen reliefartige Darstellungen von vergangenen Geschehensverläufen typischerweise über den Informationswert von Einzeläußerungen hinaus.

4. Der soziolinguistische Befund

Das Berliner Wendekorpus, das Zeugnis einer revolutionären Pastorale der deutschen Zeitgeschichte aus den 1990er Jahren, widerlegt die pessimistische 'Schwund-Temporale', die süddeutsche Zeitgestimmtheit *Perfekt unisono – Präteritum cui buono*? Teilauswertungen mit einigen hundert Perfekt- und Präteritumvorkommen (und trotz der Vernachlässigung feingranulierter semantischer und pragmatischer Differenzierungen im topik- und informationsstrukturbezogenen Bereich) belegen, dass die 16 Sprecher/innen

- in beträchtlichem Maße BEIDE Tempusformen benutzen, die einen eher perfekt-, die anderen präteritumdominant.[9] Zwar gibt es gruppenspezifische Unterschiede in der Verbtypverwendung, im Tempusgebrauch weisen sie sich jedoch vor allem als Angehörige der Berliner Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft aus, nicht als Ost- oder Westsprecher.
- In den Erzählungen selber gibt es wiederum perfekt- bzw. präteritumdominante Diskursflächen[10] und andererseits teils saliente Tempuswechsel (historisches Präsens bei dramatischen Entwicklungen), teils 'geordnete' (Übergänge von handlungsdynamischen zu Verlaufsstadien, -zuständen oder zu beschreibenden Befindlichkeiten). Qualitative diskursverlauf- und kontextspezifische Beschreibungen und Erklärungen sind hier geboten. Um 'freie Variation' gegeneinander austauschbarer Tempusvarianten handelt es sich hier aber nicht. Austauschproben am Beispiel der langen Erzählung von Robert belegen durchaus die Möglichkeit, BEIDE Formen in bestimmten Kontexten verwenden zu können. Diese Eingriffe „von außen" führen aber oft zum Ergebnis 'temporaler Ungleichgewich-

[9] Es bietet sich an, als nächsten Schritt semantische und pragmatische Einzelgebrauchsprofile für diese Sprecher zu erstellen. Sind die präteritumdominanten Darstellungen übergreifend verlaufsorientiert? Sind die perfektdominanten Darstellungen mehr mit Einzelaktionen verbunden?

[10] „Historisches Präsens" und „Plusquamperfekt" sind hier leider nicht berücksichtigt; dies ist für eine Veröffentlichung an anderer Stelle vorgesehen.

te' im Ausdruck – sie lassen den evaluierenden Linguisten verstrickt in ambivalente Urteile zurück. Im Folgenden versuche ich, funktionale Gründe der kommunikativen Arbeitsteilung zwischen den Tempusformen anzuführen.

- Der in der 'Rückblende' beobachtete Verlauf der Ereignisse des 9. November (und des Tages darauf) wird tendenziell in der „Distanz"-Perspektive des Präteritums wiedergegeben.[11] Mehrere Faktoren, formale und funktionale, tragen zu diesem dem Perfekt gegenüber prototypischen Bedeutungsunterschied bei: Szenarien, Szenen und Befindlichkeiten werden in ihren Zuständen und (gleichförmigen) Verläufen durch (oft semantisch ausgeblichene) Zustands-, Verhaltens-, kognitive und kommunikative Verben beschrieben, oft in der dritten Person (in Distanz von der deiktischen Ich-Origo) und in der „sekundären Evaluationszeit" (Welke 2005b, S. 22-31, 344). Tendenziell stellt das Präteritum das Hintergrundgewebe des unspektakulären Vergangenheitsgeschehens dar; es stiftet die Kohärenz des kontinuierlich verlaufenden Vergangenheitsstromes, aus dem allerhand erstaunliche, ungewöhnliche, das Geschehen markierende Aktivitäten, Handlungen, Resultate von Veränderungen in Perfektform herausragen. Prototypisch ist das Verhältnis *Präteritum – Perfekt* das vom ***Strom*** und den ***Ereignissen***, die sich auf und um den Strom von dessen Gleichförmigkeit abheben.
- Welkes Anwendung der Prototypentheorie auf den Unterschied Perfekt – Präteritum im Schulterschluss mit dem Kern-, Rand- und Übergangsbereiche postulierenden Konzept der Varianz halte ich für richtig, sehe sie aber aus soziolinguistischer Perspektive gerne radikaler als *kontextsensitive Methode* weiterentwickelt. Die Bedeutung der Verben (als perfektive oder imperfektive) sollte stärker aus dem Kontext authentischer kommunikativer Gattungen gewonnen werden. Bewegungsverben wie *kommen* und *gehen* werden einerseits oft metaphorisch benutzt (*da kam nichts dabei raus*) oder auch als semantisch verdünnte Szenen- und Verlaufsmarkierer (*da ging dann nichts mehr* oder *das ging dann immer so weiter*). Das Zusammenspiel zwischen Topik, Verbform und Adverbien/Adverbialen trägt oft zu einer starken Mitbestimmung der temporalen Bedeutung bei.
- Modalverben werden kategorisch, Zustandsverben weitgehend nur im Präteritum benutzt. Kognitive und kommunikative Verben werden der Tendenz nach eher (häufiger) im Präteritum gebraucht. Die Tabelle 2 zeigt, dass

[11] „Die geringere subjektive Distanz zum Mitgeteilten in progredienten endogenen (selbsterlebten) vordergrunddeiktischen Sachverhalten passt zu dem Bezug des Perfekts auf die sekundäre Evaluationszeit, dem hic et nunc des in der 1. Person berichtenden Sprechers. Man beachte die Bestimmung *vordergrunddeiktisch*. Die größere subjektive Distanz des hintergrunddeiktischen damals-Erzählens passt zum Präteritum mit seinen Imperfekt-Effekten", vgl. Welke (ebd., S. 322).

die vier ausgewählten Verben *denken*, *geben*, *gehen* und *kommen* von den Sprechern mit unterschiedlichen funktionalkommunikativen Gewichten im Präteritum UND Perfekt benutzt werden. Dabei ergeben sich sprechprofilbedingte erhebliche Unterschiede: Die Westberliner benutzen *denken* gleichviel im Präteritum und Perfekt, die Ostberliner vor allem im Perfekt, einige wenige auch im Präteritum. *geben* zeigt für die Ostsprecher die umgekehrte Tendenz: viel Präteritum, wenig Perfekt. *gehen* wird von beiden Gruppen etwa gleich genutzt. *kommen* dagegen zeigt eine klare Tendenz zugunsten des Präteritums. Semantische und pragmatische Gebrauchsbedingungen, sicher aber auch verbale Routinen (sprachlicher Habitus) spielen bei der Wahl der jeweiligen Tempusform eine wesentliche Rolle.

Fluctuat nec mergitur

OST	Σ	B01 OF	B02 OF	B04 OF	B100 O	B101 O	B102 O	B103 O	B11 O
denken Perfekt	40	1	6	4	6	1	5	8	9
denken Präteritum	14	3	1	0	3	3	2	1	1
geben Perfekt	9	1	0	1	1	1	0	2	3
geben Präteritum	73	8	21	4	4	2	21	12	1
gehen Perfekt	64	1	13	14	0	15	13	5	3
gehen Präteritum	70	13	4	12	5	9	14	9	4
kommen Perfekt	35	4	9	0	3	6	6	5	2
kommen Präteritum	74	6	6	12	15	10	6	16	3

WEST	Σ	B112 W	B51 WF	B60 W	B67 W	B68 W	B75 W	B76 W	B77 W
denken Perfekt	24	3	7	2	1	5	0	3	3
denken Präteritum	23	2	2	0	6	1	1	1	10
geben Perfekt	22	3	0	2	10	2	1	4	0
geben Präteritum	43	15	0	1	10	2	2	8	5
gehen Perfekt	69	7	6	0	5	4	1	23	23
gehen Präteritum	55	11	4	3	8	7	1	5	16
kommen Perfekt	14	6	5	16	9	4	2	2	2
kommen Präteritum	111	18	6	25	28	15	2	7	10

Tab. 2 | Perfektvorkommen der Partizipien[12] *gedacht*, *gegangen*, *gegeben* und *gekommen* sowie Vorkommen finiter Formen derselben Verben im Präteritum bei je acht Ost- und Westberliner (= 16) Sprecher/innen des Berlin-Korpus

[12] Die Partizipien aus den Prädikaten im Perfekt und die finiten Verbformen im Präteritum sind in der Tabelle 2 nicht nach Verben *ohne* und Verben *mit* Präfix unterschieden.

Beschluss

Neulich
in mannheim
am IDS
sit-in
zur deutschen vergangenheit
perfekt und präteritum
im stress
tempusdoppelpack
wozu
macht das sinn?

Das perfekt
zum präteritum gewandt
hat so gesprochen
vollendet bin ich
meistens
und dennoch
jetzt zum sprechzeitpunkt
hast du mich immerhin
gerade noch gerochen

Da sprach bedächtig
das präteritum
für alle zeiten
gar nicht zu bestreiten
imperfecte cogito, ergo sum!

Literatur

Abraham, Werner/Conradie, C. Jac (2001): Präteritumschwund und Diskursgrammatik. Amsterdam/Philadelphia.

Bredel, Ursula (2001): Ohne Worte – Zum Verhältnis von Grammatik und Textproduktion am Beispiel des Erzählens von Bildergeschichten. In: Didaktik Deutsch 11, S. 4-21.

Bühler, Karl (1978): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. [Kap.: Die Deixis am Phantasma und der anaphorische Gebrauch der Zweigwörter]. Frankfurt a. M.

Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin.

Duden (2005): Der Duden in zwölf Bänden. Bd. 4: Die Grammatik. 7., völl. neu erarb. u. erw. Aufl. Mannheim u. a.

Latzel, Sigbert (2004): Der Tempusgebrauch in deutschen Dramen und Hörspielen. München.

Welke, Klaus (2005b): Tempus im Deutschen. Rekonstruktion eines semantischen-Systems. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 13). Berlin u. a.

Weiterführende Literatur

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studien zur narrativen Verarbeitung der „Wende“ 1989. Tübingen.

Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006a): The making of bad language. Lay linguistic stigmatisations in German: Past and present. (= Vario Lingua 28). Frankfurt a. M. u. a.

Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006b): „Gutes“ Deutsch – „Schlechtes“ Deutsch von 1600 bis 2005. In: Sprachreport 22, 3, S. 2-9.

Di Meola, Claudio (1998): Semantisch relevante und semantisch irrelevante Kasusalternation am Beispiel von ‘entlang’. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 17, 2, S. 204-235.

Dovalil, Vít (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 63). Frankfurt a. M. u. a.

Duden (2001): Der Duden in zwölf Bänden. Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 5. Aufl. Mannheim u. a.

Fabricius-Hansen, Catherine (1986): Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen. (= Sprache der Gegenwart 64). Düsseldorf.

Fabricius-Hansen, Catherine (1991): Frame and reference time in complex sentences. In: Gvozdanovic, Jadranka/Janssen, Theo A. J. M. (Hg.): The function of tense in texts. Amsterdam u. a., S. 53-73.

Hamburger, Käte (1957): Die Logik der Dichtung. Stuttgart.

Hang, Heinz-Günter (1973): Der Tempusgebrauch in der gesprochenen Sprache. In: Wackernagel-Jolles, Barbara (Hg.): Aspekte der gesprochenen Sprache. Deskriptions- und Quantifizierungsproblenze. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 92). Göppingen, S. 81-121.

Hennig, Mathilde (1999): Testen Sie Ihr Sprachgefühl: Gibt es einen Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum? In: Deutsch als Fremdsprache 3, S. 170-172.

Hennig, Mathilde (2000): Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. (= Linguistische Arbeiten 421). Tübingen.

Klein, Wolfgang (1999): Wie sich das deutsche Perfekt zusammensetzt. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 29, S. 52-85.

Labov, William/Waletzky, Joshua (1967 [1973]): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, Jens (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl. Bd. 2. Frankfurt a. M., S. 78-126

Latzel, Sigbert (1977): Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Eine Darstellung mit Bezug auf Erfordernisse des Faches „Deutsch als Fremdsprache“. (= Heutiges Deutsch: Linguistische und didaktische Beiträge für den Sprachunterricht 3/2). München.

Lindgren, Kaj B. (1957): Über den oberdeutschen Präteritumschwund. (= Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia. Sarja B. 112, 1). Helsinki.

Marschall, Matthias (1995): Textfunktionen der deutschen Tempora. Genf.

Radtke, Petra (1997): „Tempusbedeutung im Deutschen: Lokalisierung versus Orientierung in der Zeit. In: Quintin, Hervé u. a. (Hg.): Temporale Bedeutungen,

temporale Relationen. (= Eurogennanistik: Europäische Studien zur deutschen Sprache 11). Tübingen, S. 127-138.

Rowley, Anthony (1983): Das Präteritum in den heutigen deutschen Dialekten. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 50, 2, S. 161-182.

Schlobinski, Peter/Blank, Uwe (1985): Sprachbetrachtung: Berlinisch. – Ein Arbeitsbuch für den Deutschunterricht ab der 10. Klasse. Lehrerband. Berlin.

Sieberg, Bernd (1984): Perfekt und Imperfekt in der gesprochenen Sprache. Untersuchung zu Gebrauchsregularitäten im Bereich gesprochener Standard- und rheinischer Umgangssprache mit dem ERP-Projekt als Grundlage der Korpusgewinnung. Diss. Universität Bonn.

Sieberg, Bernd (1989): Zur Unterscheidung der Tempuskategorien Perfekt und Imperfekt. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 108, S. 85-96.

Weinrich, Harald (2001): Tempus. Besprochene und erzählte Welt. 6., neu bearb. Aufl. München.

Welke, Klaus (1988): Einführung in die Valenz- und Kasusgrammatik. Leipzig.

Welke, Klaus (1989): Pragmatische Valenz: Verben des Besitzwechsels. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 10, 1, S. 5-18.

Welke, Klaus (1994): Thematische Relationen. Sind thematische Relationen semantisch, syntaktisch oder/und pragmatisch zu definieren? In: Deutsche Sprache 22, S. 1-18.

Welke, Klaus (2005a): Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen. 2. bearb. Aufl. (= Stauffenburg Linguistik 22). Tübingen.

Wierzbicka, Anna (1980): The case for surface Case. Ann Arbor.

Wiese, Bernd (2006): Zum Problem des Formensynkretismus: Nominalparadigmen des Gegenwartsdeutschen. In: Breindl, Eva/Gunkel Lutz/Strecker, Bruno (Hg.): Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. (= Studien zur deutschen Sprache 36). Tübingen, S. 15-31.

Zifonun, Gisela (2003): Dem Vater sein Hut. Der Charme des Substandards und wie wir ihm gerecht werden. In: Deutsche Sprache 31, S. 97-126.

NORBERT DITTMAR / VALENTINA RUSSO

DIE RECHTE PERIPHERIE NARRATIVER ÄUSSERUNGEN IM DEUTSCHEN ZWISCHEN TYPEN GRAMMATISCH GEBUNDENER UND PRAGMATISCH „ANGEHÄNGTER" MUSTER IM WENDEKORPUS

1. Erzählen und *Informationen nachtragen*

Was wäre „erzählen" ohne Nachträge? (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, S. 1671). Allein die situativen Rahmungen in unseren Erzählungen (Zeit, Ort, beteiligte Personen) werden mit zunächst groben Angaben eingeführt, in Folge dann semantisch detailliert – meist durch Nachträge zu vorausgegangenen Angaben. Noch mehr trifft dies auf verbale Ereignisse und Handlungsabläufe zu: ihre Dynamik wird durch Nachträge ständig zum besseren Verständnis „nachgebessert". Für diese einführenden Bemerkungen genügt der Hinweis, dass „Nachträge" zu grammatisch durchkomponierten Propositionen als in diese integriert („Nachfeldbesetzung") gelten oder lose angehängt erfolgen können (nicht-integrierte Nachträge oder, wie wir in Kapitel 4 sagen, *Ausbaumuster*). Für die Beschreibung von „Nachfeldbesetzungen" (Ursula Hoberg, *Linearstruktur des Satzes* in Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, Bd. 2) und „Nachträgen" (a. a. O., S. 1671) haben wir als Datengrundlage das sogenannte ***Wendekorpus*** (WK) gewählt,[1] weil:

a) NF-Besetzungen (Nachträge) dabei weniger durch *turn-taking* Strategien beeinflusst sind;

b) erzählspezifische Eigenschaften (ereignisbezogene Detaillierungen) aufgrund der zeitlich begrenzten Strukturierungsmöglichkeiten pro Informationseinheit zur sukzessiven Portionierung von Informationen zwingen;

c) diskursive Kohärenz einerseits, prosodische Markierungen andererseits Gebrauchsmuster deutlich hervortreten lassen;

---

[1] Das Wendekorpus (WK) besteht aus authentischen Erzählungen zum Mauerfall und wurde im Zeitraum zwischen 1992 und 1994 erhoben (siehe Einleitung zu diesem Band). Es umfasst ca. 60 Stunden Erzählungen und Argumentationen von Ost- und West-Berlinern zum Mauerfall und seinen Folgen. Die Daten wurden mithilfe einer einfachen literarischen Umschrift transkribiert (siehe den Beitrag Thomas Schmidt in diesem Band). Unsere Beschreibungen basieren ausschließlich auf diesem Korpus. Die Auswahl der Belege ist in erster Linie qualitativ, diese erfassen aber einen repräsentativen Ausschnitt aus den Erzählungen. Interessierte Linguisten, die mit dem WK arbeiten wollen, haben Zugang zu den Daten unter retro.dwds.d (BBAW, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) und http://agd.ids-mannheim.de/html/korpora/pdf/bwdok.pdf am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS), wo die Daten im Modus des *Text-Ton-Alignments* vorliegen.

d) routinierte Konstruktionen genutzt werden, um narrative Darstellungen auf dem Hintergrund von *Typisierungen* (Cicourel 1973a) zu vereinfachen („Ökonomisierung der Botschaft") oder über „*et cetera*-Formeln" (Cicourel 1973b) stellvertretend auf spätere (mögliche) Detaillierungen zu verschieben.

Im Folgenden soll kurz gezeigt werden, wie projektive und retrospektive Gebrauchsmuster (***Konstruktionen***, siehe Kapitel 4) durch die ***Vagheit*** von Ausdrucksgestalten und pragmatische Merkmale der kommunikativen Gattung ***Erzählung*** geprägt werden.

2. Erzählen als narrative Tätigkeit und kommunikative Gattung

Zu Beginn unseres Beitrages skizzieren wir eine ***Vision*** der interaktiven Tätigkeit INFORMIEREN im *Miteinander-Sprechen*. INFORMIEREN heißt hier in pragmatischer Polifunktionalität: **sich verständigen**,[2] wobei wir wichtige Aspekte wie *turn-taking* (als ***eine*** organisatorische Tätigkeit im sozialen Kontext unter anderen) hier – *faute d'espace* – vernachlässigen.

Die linke Peripherie von KE[3] ist entscheidend von thematischen und situativen Bedeutungssetzungen geprägt, die die Sprecher durch die Linearisierung von passenden lexikalischen und entsprechend grammatikalisierten Einheiten vervollständigen und die Hörer gemäß konventioneller Erwartungen an das Mitzuteilende „portionenweise" verstehen müssen. Dabei wird der Kern der KE normalerweise passgerecht nach grammatischen Regeln kodiert, die als habituelle Muster weitgehend routinisiert sind. Klein (1992, S. 93 f.) hat am Beispiel von Daten des Zweitspracherwerbs eindrucksvoll nachgewiesen, dass „grammatisch kohäsiv sprechen" unabhängig von der Einzelsprache mit allgemeinen psycholinguistischen Strategien einhergeht; z. B. gilt die Maxime „Stelle Elemente, die ihrer Bedeutung nach zusammengehören, möglichst nahe zusammen (Prinzip der semantischen Konnektivität)" (Klein a. a. O.). Dies gilt z. B. für die VP [***Aux/Mod + V***]. Im Umkehrschluss bedeutet diese Maxime, dass weniger eng Zusammengehöriges auch eher in Distanzstellung realisiert wird. Die einzelgrammatischen Regeln legen die Bedeutungsorganisation fest. In einem jeweils angemessenen Maße kann das, was mittels grammatisch akzeptabler Bedeutungsorganisation in einer KE nicht mitgeteilt werden kann, in einfacher Form angehängt oder in einer neuen KE „weiterführend" spezifiziert werden. In einer mit viel Zeit und Ruhe vorbereiteten schriftlichen Rede gibt es wenig Bedarf an lose angehängten „Nachträgen", in spontanen Erzählungen unter Freunden aber großen Bedarf. Für Erzählen ist dabei charakteristisch, dass oft eine ganze Reihe

[2] 'Verständigen' im Sinne der „Basisregeln" von Cicourel (1973b, Teil V, S. 175).

[3] „Kommunikative Einheiten" nach Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997); es handelt sich um grammatisch-kommunikative Muster im Sinne des MPI Leipzig.

kontingenter Fragmente „kaskadisch" eines nach dem anderen angehängt werden. Das nennen wir im Anschluss an ein KE-terminierendes grammatisches Grenzsignal „mäandern" (kontingente, semantisch an die Vorgänger-KE anknüpfende Fragmente). Bedeutungssetzungen an der linken Peripherie sind daher meist ***projektiv*** (vgl. auch Auer 2002a und 2006a, inkrementelle Syntax), Positionierungen von Fragmenten an der rechten Peripherie über das abschließende grammatische Grenzsignal hinaus ***retrospektiv***, wobei Ausdrucksmuster je nach Kontext auch gleichzeitig projektiv sein können. Setzungen an der linken Peripherie haben somit meist einen eindeutigen Ausgangspunkt, der dann sukzessive in der rechten Peripherie differenziert dargestellt werden kann.

Was macht das WK besonders geeignet für eine Beschreibung von Typen von Nachträgen? Wir beobachten in den kohärenten narrativen Diskursen, dass listenförmige oder „kaskadisch" angehängte Nachträge für Erzählungen typisch sind. Die Organisation von „Nachfeldbesetzungen" (Hoberg in Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997) und „Nachträgen" lässt sich daher in besonders ausgeprägter Weise für die kommunikative Gattung (KG) Erzählung ausweisen. Die in ihr wirksamen gattungsspezifischen Gestaltungszwänge lizenzieren syntaktische Muster, die spezifische narrative Funktionen erfüllen. Im Rückgriff auf die Theorie der *kommunikativen Gattung* (u. a. Günthner 1995, 2011 sowie Günthner/Knoblauch 1994) gehen wir davon aus, dass die kohärenzstiftende zeitliche Organisation von Ereignissen und deren in unterschiedliche siutative Rahmungen eingepasste Darstellung im Wechsel von grobkörnigen zu feinkörnigen verbalen Repräsentationen die Form von angehängten Ausdrucksgestalten prägen. Anders als *Bewerbungsgespräche*, *Vernehmungen bei Gericht*, *ärztliche Konsultationen* (um nur einige Typen kommunikativer Gattungen zu nennen) sind *Erzählungen* durch besondere Merkmale der Binnenstruktur (*i*), der situativen Interaktion (*ii*) und der sozialen Begleitumstände (*iii*) geprägt.

***Zu (i)*:** Was die Binnenstruktur betrifft, so werden häufig im Anschluss an den verbalen Kern der KE detaillierende temporale und lokale Informationen nachgetragen wie in *in diesem land ddr* (Beleg 6), *am anfang* (Beleg 8); manchmal werden solche Nachträge auch explizit vage markiert wie in (1):[4]

(1) *aber da sind wir ooch genauso mit-m auto bis in die wisbyer* **oder wo det da is kurz vor der schönhauser +** (Ina, BW 09)

Die Informatin bezieht sich auf zwei Berliner Straßen, die Wisbyer und die Schönhauser Straße. Wie wir ausführlich in Kapitel 4 zeigen, finden wir *Vagheitsmarker* mit ***so*** häufig in unseren Erzählungen. Sie werden formelhaft verwendet und aktivieren über das deiktische ***so*** in typisierender Form (Cicourel

[4] Die Transkriptionssymbole für die Beispielsätze des WK finden sich im Beitrag von Thomas Schmidt in diesem Band.

1973a) Erfahrungen, die Erzähler und Hörer teilen und nicht verbal ausgeführt werden müssen. Typisch ist auch, dass narrative Ereignisse verbal mit Hilfe von kognitiven Landkarten organisiert werden wie in (2):

(2) na schloß charlottenburg ham wa uns anjeguckt *dann* + ***hier dit*** äh %sach ma schnell% (tse) ***naja europacenter*** **und** ***die janzen dinger*** **und** ***zooo*** **und** + ***wat nu so is*** + **und** denn ***spandau die zitadelle*** %und %+ *so-ne sachen* (Dirk, BW_02).

An den grammatischen Kern der KE werden listenförmig bekannte berliner Orte angeschlossen, die der Reihe nach besucht wurden. In gewisser Weise „spiegelt" sich in den Nachträgen das für Erzählungen typische zeitliche Nacheinander des Erzählens.

Zu (ii)*:** Mit Bezug auf die Interaktionsbedingungen der KG Erzählung ist typisch, dass Sprecher A dem Hörer B ein Ereigniswissen vermittelt, das B nicht hat. Dieses Wissen darf A allerdings nur erzählen, wenn B explizit einwilligt, dass A das Recht hat, länger zusammenhängend zu reden. In diesem Sinne sind Erzählungen (wie die im WK) längere kohärente Verbalisierungen, die allerdings stets durch Rück- oder Nachfragen des Hörers unterbrochen werden können. Im Zusammenhang unserer Beschreibungen ist von Bedeutung, dass Nachträge in der Regel durch die spezifische Tätigkeit des Erzählens und nicht durch ***turn-taking Bedingungen motiviert sind.

***Zu (iii)*:** Schließlich können die sozialen Hintergründe des Erzählens als Größen der „Außenstruktur" des Erzählens nicht ganz vernachlässigt werden. Der Modus des Erzählens markiert oft nachhaltig die Identität bzw. die identitätsbezogene Perspektive der Erzähler, wie in Beleg (3) deutlich wird:

(3) habe alles durchlebt und habe doch auch irgendwo + einen gewissen + stolz + gehabt **auf dieses land** eh die ddr (Peter, BW_28)

Das fokussierend rechts herausgestellte *auf dieses land eh die ddr* ist markiert durch die rechtsperiphere Stellung nach dem rechten Klammerausdruck. Die Herausstellung markiert hier und in anderen Erzählpassagen Identifizierungen des Sprechers.

3. Basisregeln der Kommunikation und vage Ausdrücke als Gesprächstreibstoff in Erzählungen

Nachfeldbesetzungen oder *Nachträge* folgen oft der von Cicourel im Rahmen von Basisregeln der Kommunikation postulierten „*et cetera* Regel". Die Anwendung der grundlegenden „Regel der Reziprozität der Perspektiven" (nach Alfred Schütz zit. in Cicourel 1973b) kann nämlich nur wirksam werden, wenn „zusätzliche Regeln oder untergeordnete gewohnheitsmäßige Verfahren ihre Anwendung stützen" (Cicourel 1973b, S. 177). Gesprächspartner tolerieren wechselseitig unterschiedliche Informationsstände im Ge-

spräch und sorgen mit abwartender Rücksicht (Hörer/innen) oder Hinweisen auf spätere Detaillierungen (Sprecher/innen) für Bedeutungstransparenz im Diskurs. Cicourel drückt das so aus:

> Beim Auftreten eines bestimmten lexikalischen Items [im Gespräch – ND/VR] setzt man voraus, dass der Sprecher einen umfassenderen Zusammenhang im Sinn hatte, und man geht davon aus, dass der Zuhörer diesen Zusammenhang *ausfüllt*, wenn er eine Entscheidung über die Bedeutung der Items trifft. Eine ähnliche (Sub)Routine erlaubt dem Handelnden, die Entscheidung über das Item aufzuschieben, bis zusätzliche Informationen erfolgen. Einem Item oder einer Kategorie kann jedoch auch eine vorläufige Bedeutung zugeschrieben werden, die dann rückblickend einer umfassenderen Sammlung von Items 'zugeschlagen' wird, wenn im weiteren Verlauf der Unterredung eine Phrase auftritt, (die die vorläufig zugeschriebene Bedeutung hinfällig macht – Ergänzung durch die Übers.). (a. a. O.)

Diesen zugegebenermaßen etwas kompliziert formulierten Sachverhalt hat Patzelt (1987, S. 85) – im Rückgriff auf Cicourel – in Form von 3 Subregeln so formuliert:

(a) *Let-it-pass*: Unklare bis sinnlose Äußerungen und Situationsmerkmale bleiben erst einmal unbeanstandet, um die (möglicherweise noch Klärung bringende) Interaktion selbst nicht zu gefährden.

(b) *Filling-in*: Äußerungen und andere (indexikale) Zeichen, die unverständlich sind, werden mit hypothetischen Kontexten semantisiert, um *ad hoc* die bestehenden Bedeutungslücken zu schließen.

(c) *Unless*: Ego geht davon aus, daß nähere Explikationen, wenn sie auch nicht schadeten, einstweilen durchaus (noch) verzichtbar sind.

Die drei Subregeln (a), (b) und (c) beziehen sich auf die von Cicourel positiv bewertete Rolle von ***Vagheit*** in Gesprächen, die in Form von „et cetera"-Formeln wie ***und/oder so (was)*** bzw. ***und so weiter*** häufig in unseren Erzählungen vorkommen (vgl. Abschnitt 4.2).[5] Diese Konstruktionen sind generische Bezüge auf unsere vielfältigen Alltagserfahrungen, die in ihren „Typisierungen" (Cicourel 1973a) austauschbar sind[6] und als „Platzhalter" für gewünschte Detaillierungen fungieren. Sie sind konstruktiv in dem Sinne, dass sie ein globales nicht-transparentes Bedeutungspaket darstellen, dessen Inhalt man

[5] Mit verschiedenen Konzepten von „Vagheit" haben wir uns in Russo/Dittmar (2016) auseinandergesetzt. Je nach philosophischem Hintergrund und semantisch-pragmatischen Optionen kann „Vagheit" als der effizienten Kommunikation „abträglich" oder als der spontanen Alltagskommunikation „zuträglich" aufgefasst werden. Viele vage Ausdrücke wie u. a. *und/oder so* (*was*) (siehe unsere Beispiele in Kapitel 4) sind „Vagheitsmarker" und Signale der „Fortführbarkeit" von KE (vgl. König/Stoltenburg 2013, S. 12 f.).

[6] Siehe dazu die Ausführungen zu „Typisierungen", die Cicourel unter Rückgriff auf Schütz erläutert (Cicourel 1973a).

erst dadurch in das verbale Geschehen holen kann, dass man es schrittweise öffnet. Paul (2019) hat für das Wendekorpus nachgewiesen, dass Hörer vage Informationen einer Mitteilung nur dann durch Nachfragen einklagen, wenn diese für ihr Verstehen und Kontextwissen wirklich ***relevant*** waren. Im übrigen haben textlinguistgische Untersuchungen ja gezeigt (Brinker/Hagemann 2001), dass thematische Entwicklungen typischerweise vom „Groben/ Allgemeinen" zum „Detaillierten" verlaufen. Dieses Prinzip basiert auf dem grundlegenden Gesetz der „Zeitlichkeit" von Rede (vgl. Hausendorf (Hg.) 2007 und Auer 2002b, 2007). *Vagheitsmarker* bzw. vage Ausdrücke stellen somit ein Potenzial „verdeckten Gesprächsstoffs" dar, der von Hörer-Sprechern zum besseren Verstehen relevanter Hintergründe bei Bedarf abegrufen werden kann. Im Laufe der thematischen Entwicklung der Rede werden relevante Detailliierungen den Kernsätzen via inkrementelle Syntax (vgl. Auer 2002a, 2007) in Form von kontingenten Ausdrücken/Fragmenten angehängt. Vage Ausdrücke bzw. Vagheitsmarker fungieren somit als eine Art ***Gesprächstreibstoff*** in spontanen Alltagsinteraktionen oder authentischen Erzählungen wie in unserem Korpus.

4. Nachträge in Konstruktionsformaten

4.1 Beschreibungsoptionen für nachgestellte lokale und temporale Präpositionalphrasen

Die „topologische Grundstruktur des Satzes" wird zum ersten Mal umfassend beschrieben in Hoberg (Wortstellungskapitel in Zifonun/Hoffmann/ Strecker 1997, S. 1495). Die Linearstruktur des Vor- und Mittelfeldes wird sehr ausführlich erfasst, die des optionalen Nachfeldes dagegen eher grob. Dass die *Vorfeldbesetzung* in den letzten 20 Jahren mit Vorzug untersucht wurde, geht u. a. auf die Tatsache zurück, dass es methodisch schwierig ist, zwischen den grammatisch gebundenen Nachstellungen und dem ungebundenen „rechten Außenfeld" (a. a. O., S. 1646) trennscharf zu unterscheiden. Eine Systematik bisher vorgeschlagener terminologischer Konzepte hat Vinckel-Roisin (2006) vorgelegt, Imo (2011) nimmt eine Bestimmung der „Nachstellung" in der Perspektive von „Konstruktionen und Inkrementstrukturen" (*Online Syntax*) vor (ebd., S. 7). Ohne die nachhaltigen Beschreibungen des gesprochenen Deutsch auf der methodischen Grundlage des topologischen Modells wären die zahlreichen grundlegenden aktuellen Einsichten in das *Interface* von Syntax und Semantik in Gesprächen nicht denkbar (vgl. für einen Überblick Schwitalla 2012). Eine ganze Reihe von Untersuchungen (u. a. Auer 2007; Imo 2007; Günthner 2011; Dittmar 2011) zeigen, dass Ausdrucksmuster der linken wie der rechten Peripherie je nach Zusammenwirken syntaktischer, prosodischer und informationsstruktureller Eigenschaften durch pragmatische Parameter der spontanen Rede geprägt sind. Untersucht wurde

dabei insbesondere, ob und in welchem Grade links oder rechts positionierte Einheiten in die grammatische Kernstruktur eines Satzes bzw. einer KE integriert sind oder nicht.[7] Je nach diesen Konstellationen haben wir es mit grammatisch unscharfen und vorwiegend pragmatisch wirksamen Rändern von KE zu tun (vgl. Auer 2007; Dittmar 2011 und Günthner 2011).

Die zunächst von Hoberg in Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) eingeführten Begriffe 'NF' und 'Außenfeld' werden später von Zifonun/Hoffmann/Strecker durch 'Nachtrag' und 'engeres NF' vs. 'weiteres NF' unterdifferenziert. Für in die grammatische Kernstruktur nicht integrierte nachgestellte Ausdrücke wird der Begriff 'Außenfeld' weiter verwendet. In der aktuellen Forschungslage werden Begriffe oft mithilfe prosodischer Kriterien bestimmt; in diesem Sinne verwenden Kern/Selting (2006) „Nachstellung", Couper-Kuhlen/Ono (2007) „add-ons" und Zifonun/Hoffmann/Strecker „Nachtrag".[8] Diese Begriffe gehen meist auf eine Privilegierung des prosodischen vs. syntaktischen Arguments der Erklärung zurück (Couper-Kuhlen/Ono sowie Kern/Selting vs. Auer (2006b), Konstruktionsgrammatik). Imo (2011) greift, in kritischer Würdigung des prosodischen Beitrags an den grammatisch integrierten nachgestellten Ausdrucksformen, auf die *konstruktionsrelevante* Rolle der Syntax zurück und stützt seine syntaktische Argumentation auf Auers unprätensiösen (neutralen) Begriff der „Weiterführung".[9] In Anlehnung an Auer nimmt daher Imo (2011, S. 11) für eine Klassifikation solcher „Weiterführungen" (a. a. O.) „die Syntax als Ausgangspunkt, ohne die Rolle der Prosodie abzustreiten" (a. a. O.).

Die Beschreibung von vor allem nachgestellten lokalen und temporalen Ausdrücken, die in den Erzählungen unseres Korpus zum Mauerfall (siehe *Anmerkung 1*) in den Kernsatz grammatisch eingebunden sind, führt uns ***strikt auf empirischem Wege*** zur Unterstützung der syntaktischen Option „Auer-Imo". Zur Illustration stellen wir vier Belege aus dem WK vor. In einer der Erzählungen über das persönliche Erleben des *Mauerfalls* durch Ina (BW 09, Erzieherin, 48) finden wir:

(4) *habn-s auto stehenlassen + und sind denn gelaufen* **bis zur bornholmer** +

(5) *die habn selbst ne janz blöde figur abgegeben* ***in der zeit*** + („die"= DDR Grenzbeamten)

---

7 Es ist unmöglich, die gesamte relevante Literatur hier anzugeben. Imo (2011), Schwitalla (2012) und Vinckel-Roisin (2011) stellen unter vielen anderen zentrale Forschungserkenntnisse im Überblick her. Im Folgenden konzentrieren wir uns auf das NF.

8 Diese Begriffe werden sehr klar herausgearbeitet in Imo (2011).

9 „***Weiterführungen*** über ein abschließendes Strukturelement (im Deutschen: 'rechte Klammer') hinaus durch eine retrospektive syntagmatische Expansion" (Auer 2006a, S. 285; Imo 2011, S. 243).

In (4) ist zu *bornholmer* „Straße“ zu ergänzen, *die* in (5) bezieht sich auf die DDR-Grenzsoldaten.

In beiden Fällen könnte die lokale oder temporale Information VOR dem infiniten Verbteil platziert worden sein. Dass wir zahllose Beispiele dieser Ausdrucksnachstellung in unserem Korpus finden und Imo (2011) Ähnliches berichtet, unterstreicht die Funktion, ***Ort*** und ***Zeit*** nachhaltig zu markieren und solche Angaben, die offenbar weniger an eine feste Position wie Agens, Patiens oder Recipiens gebunden sind, zu mutieren. Außerdem entspricht die Nachstellung (vgl. ebd.) dem typischen Modus der Informationsorganisation in überschaubaren kleinen „Portionen“, die in der spontanen Rede einfach geplant und deren Sinn vom Hörer optimal verstanden werden kann. Daraus folgt in sehr simpler Weise, dass z. B. lokale und temporale Angaben „lockerer“ (verschiebbarer aus pragmatischen Gründen) im Kenrsatz positionierbar sind als Pronomina oder Personen/Objekte. Völlig zu Recht hat Imo (ebd.) obendrein darauf hingewiesen, dass die in (4) und (5) nachgestellten Muster (u. a. auch Deiktika) meist formelhaft und routinemäßig nachgestellt werden – was es rechtfertigt, sie legitimerweise *konstruktionsgrammatisch* wie feste Kollokationen zu beschreiben.

Eine Prüfung unserer Belege zeigt, dass die überwiegende Anzahl temporaler und lokaler Angaben nicht obligatorisch innerhalb der Verbklammer realisiert werden muss. Sie sind in der Regel optional. Im Schriftlichen würde sie der Verfasser in der Kernstruktur realisieren („Schulnorm“), im Mündlichen wird sie *per conventionem* an das rechte grammatische Gernzsymbol angehängt. Zur expliziten Beschreibung des Sachverhalts einer *obligatorischen oder optionalen temporalen oder lokalen Ergänzung* im Rahmen einer KE wählen wir daher den Terminus **Außenpositionierung** (*Stellung eines mit dem grammatischen Kernsatz verbundenen Ausdrucks im Anschluss an das rechte grammatische Grenzsymbol*).[10]

Der Begriff **‘Außenpositionierung’**, routiniert an die rechte Peripherie gesetzter Ausdrücke, wird dabei nachhaltig durch psycholinguistische Erklärungen informationsstruktureller Präferenzen gestützt. Eine der von Wolf-

[10] Strenggenommen ist der Auersche Begriff „Weiterführungen“ insofern etwas *unscharf* als er zwei Lesarten zulässt:
einmal die Variante (a) ‘über den rechten Klammerausdruck hinaus’ (syntaktisch gesehen) und (b) ‘semantische/diskursive Weiterführung’ („inhaltlich“ gesehen). Betrachten wir aber die typischen von Auer gemeinten Fälle wie z. B. die von Imo diskutierten Sätze (3) und (4)

(3) *bin ich mal geflogen ne*; (.) (*äh*) *ähm*; (.) **nach England**

(4) *ich hab mich beworben* **in hoTELS; h**

dann wird deutlich, dass hier weder syntaktisch noch semantisch etwas „weitergeführt“ wird. Gemäß den Planungsbedürfnissen der Sprechtätigkeit in Interaktionen sind die lokalen Informationen – auch aus Gründen der ‘Nachhaltigkeit’ – nach rechts verschoben. Es handelt sich um informationsstrukturelle Umverteilung.

gang Klein (1992) postulierten und bestens belegten psycholinguistischen Maxime lautet: „Stelle Zusammengehöriges zusammen". Die regelhafte Juxtaposition von HV/MV und V in der VP gilt für viele Korpora des Erst- und Zweitspracherwerbs unabhängig von der Einzelsprache als nachgewiesen. Unter Gesichtspunkten der verbalen Planung ist die Informationsproportionierung „Kernsatz/enge Verbalphrase + obligatorische Ergänzungen (verbale Handlung: Handelnde/Handlungsbetroffene → situative Umstände)" eine ***natürliche*** Gestaltungsstrategie. Sie erweist sich in der spontanen Rede auch stilistisch als vorteilhaft, insofern als an den lokalen oder temporalen Ausdruck direkt weitere *diskursive Fragmente* angeschlossen werden können (siehe Beispiel 8).[11]

Zu dieser Erklärung passt sehr gut, dass situative Umstände meist am linken und rechten Rand der Äußerungen platziert werden, weil sie eine rahmenbildende Funktion für Handlungen haben.

Die Beispiele für solche Fälle sind Legion: im 'engen NF' werden die für die eigenen Erfahrungen mit der Wende situativ und emotional relevanten Informationen thematisiert:

(6) *ich bin + dreißig jahre + lang groß* ***geworden in diesem land ddr*** + (Peter, BW_28)

(7) *woorin ick immer probleme habe + is ihnen zu vermitteln daß sie einfach angeschissen* ***wurden neunzehnhundertneunundachtzig*** (Axel, BW_29)

(8) *man hat sich dann doch ganz normal und schlicht ja daß man da gar nich groß auffällt* (*xxxxx*) *man hat sich da schon* ***eingeschränkt am anfang*** (Berta BW_45)

Die Rechtsstellung solcher Elemente kann auch eine *kohäsive* Funktion erfüllen (vgl. die Beobachtungen von Vinckel-Roisin, 2006), indem sie verbale „Brückenpfeiler" für Informationserweiterungen darstellen, an die weitere semantisch und pragmatisch kontingente Ausdrücke angehängt werden können:

(9) *und gradeso die letzten meter +2+ bevor wir nun + die eigentliche grenze denn passiert haben +* ***in dem dichten gewühl + <u>unter den vielen menschen</u>*** *<u>die</u> ebend auf dem wege gen westberlin waren* (Peter, BW_28)

Die formelhaft angehängten Ausdrücke stellen *Konstruktionen* dar, die durchweg syntaktisch integriert sind; ihre prosodische Gestaltung werten wir, in Übereinstimmung mit Imo (2011), als stilistisches Mittel der Erzähltechnik. Die zitierten Konstruktionen tauchen regelhaft auch in anderen Korpora auf; wir betrachten sie als grammatisch integrierte Nachträge (im Sinne von Zifo-

[11] In unserem Aufsatz „Berlin style and register" (Dittmar/Schlobinski 1988, S. 87 ff.) haben wir nachgewiesen, dass der Gebrauch des Rezipientenpassivs in Erzählungen über körperliche Auseinandersetzungen den stilistischen Vorteil hat, dass Modalisierungen unterschiedlicher syntaktischer Komplexität an Muster des Rezipientenpassivs angeschlossen werden konnten, an Aktivformen des Verbs *schlagen* allerdings nicht.

nun/Hoffmann/Strecker), die gleichzeitig Fortsetzungsraster für weitere Konstruktionen sein können.

4.2 *Et cetera*-Formeln als Konstruktionen

Typisch für Erzählungen sind „*et cetera*-Formeln" (Cicourel 1973b)[12] als Muster grammatisch gebundener Ausdrucksgestalten an der äußeren rechten Peripherie von kerngrammatikalisierten KE. Es handelt sich um formelhafte Ausdrücke der Vagheit bzw. der Analogie wie etwa *und so* (*weiter/was*), *oder so* (*was/irgendw_*), die meist eine doppelte Hinweis-Funktion haben: einmal greifen sie **retrospektiv** auf die (im MF, rSKl, NF) vorerwähnten Elemente zurück, die Prototypen für einen **analogen Prozess** werden, und gleichzeitig weisen sie **projektiv** auf ähnliche Elemente *in absentia* hin (bzw. auf Elemente, die eine oder mehrere Eigenschaften mit dem Muster teilen). Pragmatisch gesehen scheinen sie den Hörer auf **analoge textexterne Einheiten** oder **kognitive Vorstellungen** hinzuweisen. Dittmar (2002) hat sie zu Recht als „holistische Platzhalter" beschrieben, die folgende nicht spezifizierte semantische Konzepte ersetzen können (***so*** + Indefinitpronomina = semantische „Joker"). Diesen Formeln wurden in der neueren Forschung (vgl. König/Stoltenburg, 2013) epistemische und Gliederungsfunktionen zugeschrieben, etwa:

→ Abschluss von Listen mit benannten oder nicht benannten Oberbegriffen;

→ „unquote" bei Redeinszenierungen;

→ Elaborieren der Fortführbarkeit.[13]

Beobachtet man aber ihren Gebrauch in „Erzählungen" – und insbesondere in der rechten Peripherie der Äußerung – so sind weitere, unterschiedliche Funktionen zu erkennen. Allerdings ist hier die Frage, ob man in solchen Fällen von „Konstruktionen" der rechten Peripherie sprechen soll oder eher von **„rituellen" Sprechhandlungen,** die rechts außen positioniert werden können. Wir entscheiden uns dafür, solche Formeln als *Konstruktionen* zu beschreiben. Die insgesamt 808 Vorkommen *und/oder so* werden in folgenden Tabellen genauer erfasst.

Unsere Belege werden zuerst nach zwei Kriterien selektioniert: 1) die *Et cetera-Formeln* müssen mit *oder* bzw. *und* + *so* eingeleitet sein;[14] 2) sie inszenieren einen analogischen Prozess (*in absentia*) mit vorerwähnten Elementen (Lexeme sowie **Propositionen**, s. u.).

---

[12] „Et cetera-Formeln" in der Terminologie von Schwitalla in diesem Band.

[13] Auch hier müssen wir aus Platzmangel auf eine detaillierte Bibliographie bzgl. Vagheit und *et cetera-Formeln* verzichten; vgl. aber König/Stoltenburg (2013), Russo/Dittmar (2016) und Russo (2016).

[14] Weitere Formeln wie *und alles/nichts*, *oder irgendwie*, *und/oder solche x* etc. wurden hier nicht berücksichtigt.

Wir finden 808 Formeln vor, von denen 380 mit *und* und 428 mit *oder* gebildet sind:

UND SO	232
UND SO WEITER	66
UND SO WAS	56
SO UND SO	12
UND SO WEITER UND SO FORT	10
UND SO WAS ALLES	7
UND SO NE-X	5
SO UND SO VIEL	1
UND SO UND SOWAS	1
UND SO WEITER UND SO WEITER	1
Tot.	**380**

ODER SO	306
ODER SO WAS	98
ODER SONSTW_	15
SO ODER SO	4
ODER SO ÄHN	1
ODER SO-NE X	1
Tot.	**428**

Tab. 1 | *und/oder so*-Formeln im WK

Unser drittes Kriterium verlangt, dass sie nach der rechten Satzklammer positioniert werden; dieses Kriterium reduziert die zu beschreibenden Vorkommen um etwa 200 Belege; die verbleibenden ca. 600 Belege stellen u. E. ein starkes empirisches Argument für die integrierte *Außenpositionierung* besagter Konstruktionen dar.[15] Bei der Analyse der Belege wurden Skopus, Referenz und prosodische Gestalt sorgfältig berücksichtigt.

Im Folgenden wird sich die Diskussion nur auf solche Formeln beschränken, die mehr als 10 Mal im NF realisiert wurden, d. h.: *und so*, *und so was*, *und so weiter*, *oder so*, *oder so was*. Zunächst beschreiben wir Form und Funktion dieser Konstruktionen, anschließend gehen wir auf ihren lexikalischen Beitrag ein.

4.2.1 Formen und Funktionen der *et cetera-Formeln*

Die meisten Vorkommen der 5 oben genannten Formeln tauchen in zweiteiligen Mustern (Bezugsgröße + *et cetera*-Formel)[16] auf, d. h. der Ausdruck, auf den verwiesen wird, kann ein Lexem oder eine Proposition sein, wie in (10):

[15] Objekt- und Infinitivergänzungen wurden bei dieser empirischen Relevantsetzung nicht berücksichtigt.

[16] Insgesamt nur ca. 50 Belege weisen eine andere Struktur auf und fallen somit aus dieser Gruppe heraus.

(10) *ich habe auch eh eh + probleme bei menschenmassen muß ich sagen; ich hab einfach/ ich bin praktisch in der schulzeit schon nich mitgegangen* ***eh zur zur grünen woche und so*** *weil ich es schrécklich finde in so=ner menschenmeute zu stecken und ich eh/ ich hab auch angst mir tut dann der arm weh weißte* ***wenn ich so bedrängelt werde, und so weiter und*** *+ nee also solche menschenmassen mag ich nich* (Ilona, BWW_41)

Der Sprecher wählt einen exemplarischen Fall aus (bzw. ein Handlungsmuster), auf den (das) er sich bezieht. Ganz überwiegend beziehen sich im Wendekorpus die deiktischen ***so*** auf *Argumente*, während die Bezugsgrößen im Korpus von König/Stoltenburg (2013) meist – wie in (11) – aus zwei lexikalischen Einheiten bestehen, deren potenzielle Fortführbarkeit durch *so* stellvertretend ersetzt wird (vgl. ebd., S. 9).

(11) *und HIER ? (-) äh (.) sind unsere* ***geWÜRze****. Die sind natürlich SU:per.* ***So SCHNITTlauch- peterSILie und so=ne,***

Solche mehrgliedrigen Aufzählungen tauchen im Wendekorpus eher selten auf. Stattdessen sind Argumente die Bezugsgrößen, sie repräsentieren oft eine exemplarische Handlung/Einstellung/Sichtweise, die dem Erzähler als „Typisierung" im Sinne von Alfred Schütz gilt (vgl. Cicourel 1973a). Die Fertigstellung der Bundesstraße 96 ist ein Beispiel dafür, dass das Orchester, dem der Informant angehört, zum Einsatz kommt:

(12) *wenn dis halt wieder/ die eine b/ bundesstraße sechsundneunzig* ***zum beispiel*** *wurde* ***durchgezogen oder sowas*** *ne^ mußten wir vom orcherster !****spielen****!* ***und sowas*** (Berta, BWW_45)

Dabei soll nicht vergessen werden, a) dass die Sprecher selbst nicht alles auf einmal sagen können oder wollen, und dass die Hörer dies völlig akzeptieren,[17] vor allem im Fall von Erzählungen, bei denen es keinen permanenten Druck gibt, den Turn zu halten oder zu gewinnen; b) dass eine Erzählung oft langweilig wirkt, wollte man alles sagen, vor allem wenn die Teilnehmer einen ähnlichen Hintergrund („Mauerfall", „Wende") oder einen *Common Ground* teilen und daher minimale Kontextualisierungshinweise perfekt verstehen können (Gumperz 2002); c) dass die kommunikative Gattung „Erzählung" und die in den Interviews bearbeiteten Themen (d. h. **Erinnerungen** vor und nach der Wende) schon selbst ein ideales Feld für Vagheit darstellen, sodass man *et cetera-Formeln* in einigen Fällen auch als Symptom der Hilfslosigkeit der Sprecher in ihrem Streben nach Genauigkeit verstehen kann (BOW_49):

[17] Siehe dazu unsere Ausführungen zu Vagheit in Kapitel 3.

(13) Sara: *!das heißt doch! wir warn mal in so=nem káufhaus noch + eins zwei wochen. da gabs auch noch diese ostwährung.* ***ich weiß gar nicht (wielang)*** *es die dann noch gab,*
JD: *bis juni.*
s: ***halbes jahr oder so hmhm***; *also in dem zeitraum warn wir doch mal einkaufen* +

Eine epistemische Leseart ist in solchen Fällen auch möglich, denn „durch die formelhafte Hinzufügung von *und/oder so* werden dem Hörer Assoziationsräume offeriert, die – weil referenzlos – unablässig darauf orientieren, dass es so wie dargestellt sein könnte, dass aber auch alles anders sein könnte" (Dittmar 2002, S. 304).

Rechts herausgestellte *et cetera-Formeln* scheinen auch eine **stilistische** Funktion im Rahmen der Erzähltechnik zu haben, indem sie oft eine Art **Suspension** bewirken, wodurch nachfolgende Relevantsetzungen bzw. (Schluss-) Folgerungen oder Gegenargumente eingeleitet werden. In (13) reagiert Sara (40, Lehrerin, Berlin West) auf die Frage von JD, ob sie aus irgendwelchem Grund mal im Osten war. Sie fängt an zu erzählen, dass sie mal in einem „Kaufhaus" war, und situiert das Ereignis grob mit dem (periodischen) Hinweis auf die damals noch geltende Ostwährung. Mit der unmittelbar danach gestellten Frage *ich weiß gar nicht* (*wielang*) *es die dann noch gab* schweift sie vom Thema ab – erhält aber nach dem Prinzip des adjacency pair von JD die unmittelbare Antwort „bis Juni" (Schließen des initiierenden Zuges).[18] Sara trägt mit der rechts herausgestellten Expansion (Präzisierung) noch einen groben Hinweis bei (*halbes jahr oder so*), der das eingeschobene 'Nebenthema' (zusammen mit einem Vergewisserungssignal, *hmhm*) schnell und ökonomisch schließt, und das Feld für die von *also* eingeleitete *consecutio* vorbereitet. So verzichtet die Sprecherin schlicht auf den Fortgang ihrer Erzählung, um „zum Punkt" zu kommen.

Prosodisch betrachtet, sind diese Formeln fast nie vom vorausgehenden Nukleus getrennt und werden meist mit einer höheren Sprechgeschwindigkeit realisiert. Wenn sie aber Relevantsetzungen einleiten, sind sie meist rechts vom nächsten Ausdruck prosodisch abgesetzt, wie auch (14) verdeutlicht:

(14) versuchte mir dit immer politisch zu erklären + daß EBEN HALT es natürlich gründe gehabt hat **mit abwerbung und so weiter** + und dann fiel mir der 17. juni wieder ein und … (Dieter, BO_36)

Die Formel *und so weiter* eröffnet somit in unserem Korpus ein Spiel der Sprecher mit *Vagheit* und weiterführender *Präzision:* mal wird ein thematischer Bereich nach dem Prinzip der unmittelbaren Kontiguität „mit anderen verbalen Mitteln" fortgeführt, mal zugunsten andererer thematischer Fortsetzungen aufgegeben.

[18] Für den Gebrauch von *ich weiß nicht* als epistemischer und vager Ausdruck siehe Russo/Dittmar (2016).

4.2.2 *Et cetera-Formeln* als Konstruktionen

Es soll nun geprüft werden, ob wir tatsächlich im Fall der *et cetera-Formeln* von *Konstruktionen* sprechen können, und inwieweit sie in der rechten Peripherie der Äußerung spezifische Funktionen erfüllen.

Eine der ersten beschriebenen Eigenschaften (oder Voraussetzungen) der Konstruktionen ist ihre Nicht-Kompositionalität (Goldberg 1995). Selbstverständlich gäben die möglichen Kombinationen der einzelnen Komponenten der Formel (*und/oder* + *so* + *was*…) viele verschiedene Bedeutungen wieder, die sich von denen der hier diskutierten in Form und Funktion unterscheiden. Außerdem sprechen bestimmte syntaktische Stellungen auch dafür, dass es sich hier tatsächlich um eine Konstruktion handelt, da diese Formeln immer NACH ihren Referenten vorkommen müssen (sehr oft nach der rSk, wie gezeigt), während weitere Kombinationen, wie z. B. *und so*, auch in der linken Peripherie mit projektiver Kraft realisiert werden können, doch mit anderen Bedeutungen/Funktionen (siehe Auer 2006b).

Trotz der lexikalischen Varianten der Formel lässt sich jedoch auf Diskursebene (vgl. Östman 2005) von einer einzigen *Konstruktion* sprechen, die wir folgendermaßen darstellen:[19]

(15) $X_{[\text{Lexem oder Proposition}]} + [\text{KONJ}_{(\text{und/oder})}\ \text{so}\ (\text{w_})_{\text{LAST}}]$

Die Konstruktion (15) könnte so paraphrasiert werden: „Ich habe dir ein Muster X gegeben, einen Prototyp, stell dir jetzt den Rest vor!“.

Konstruktionen sind keine isolierten Abstraktionen, sondern Teil eines Netzes von Konstruktionen, die miteinander verbunden bzw. durch andere Konstruktionen motiviert sind (siehe Lakoff 1987; Goldberg 1995). Diachronisch „emergieren“ sie aus anderen Konstruktionen (vgl. Traugott 2008), womit sie – synchron gesehen – Informationen teilen, die nicht in Konflikt mit den neuen geraten (vgl. Goldberg/van der Auwera 2012). So können wir einige *related constructions* (miteinader vernetzte Konstruktionen) identifizieren, von denen die *und/oder so*-Konstruktion etwas geerbt haben könnte. Masini/Pietrandrea (2010, S. 88) sprechen z. B. von listenspezifischen Konstruktionen, unter denen wir eine *disjunctive list construction* (Form: X_1, ($DISJ_1$), X_2 ($DISJ_2$), …X_{LAST} – Meaning: <alternativity>) und eine *conjunctive list construction* (Form: X_1 ($CONJ_1$), X_2 ($CONJ_2$), …X_{LAST} – Meaning: <addition>) finden.

[19] Für feste lexikalische Kollokationen ließ sich von „idioms“ im Sinne Fillmores sprechen, aber die einzige wirklich feste lexikalische Kombination wäre hier nur „und so weiter“; daher sprechen wir lieber von einer semi-schematischen Konstruktion, da wir auch den vorherigen Satz X als Teil der Konstruktion betrachten müssen.

Trotz der ähnlichen (syntaktischen) Struktur machen die einzelnen Konjunktionen im Fall der *und/oder so*-Konstruktion aber keinen semantischen Unterschied aus (*und* → additiv; *oder* → alternativ), da sie verblasst sind. Das ist vor allem der Fall von *oder*, der keine Alternative, sondern eine weitere Möglichkeit andeutet.[20]

Andererseits wurde ***so*** sowohl als alleinstehendes Element als auch als Teil von Konstruktionen analysiert (siehe u. a. Ehlich, 1987). In diesem Sinne klassifiziert vor allem Auer (2006b) z. B. verschiedene Konstruktionen, die in der Interaktion vorkommen; so wird das projektive ***so*** (u. a.) als Quotativ oder als verb- bzw. adjektivmodifizierend benutzt. Auch Foolen (2008) konzentriert sich auf die quotative Funktion dieses deiktischen Markers im spontanen Gespräch (die „Gestik ins Leere", Dittmar/Bredel, 1999), die Ähnlichkeiten mit engl. *like* (und auch it. *tipo* und *non so*) aufweist. Wenn alle diese Elemente aber der linken Peripherie der Äußerung angehören, so erfüllen die hier betrachteten *et cetera-Formeln* spiegelbildlich Funktionen aus der rechten Peripherie. Ein gutes Beispiel dafür betrifft u. E. die Redewiedergabe, wobei links alleinstehendes quotatives ***so*** der Anfang des Zitats markiert, während rechtsgestellte *et cetera-Formeln* ihr Ende signalisieren (vgl. König/Stoltenburg, 2013):

(16) *wenn ick mit der ubahn oder s-bahn fahre du bistet nich jewöhnt daß ürgendwelche + bekifften leute oder ügendwelche penner da ständig ankommen und sagen hast-e ma ne mark* ***oder so*** […] (GERDA, B 02 F_922**)**

Mit solchen (eher linksperipherischen) *so*-Konstruktionen in quotativer Funktion teilt also die hier vorgestellte Konstruktion einerseits den deiktischen Aspekt, andererseits eine irgendwie „kontingente" Bedeutung, die aber in diesem Fall, wie gesagt, gleichzeitig retrospektiv und projektiv (auf extra-textuelle, kognitive Vorstellungen) wirkt. Die Annahme einer *und/oder so*-Konstruktion ist außerdem dadurch gerechtfertigt, dass sie eine hohe Gebrauchsfrequenz aufweist. Goldberg (2006, S. 5) schreibt nämlich: „Patterns are stored as constructions even if they are fully predictable as long as they occur with sufficient frequency".

[20] Bei Alternativ-Konstruktionen mit *oder* scheinen die in der rechten Peripherie realisierten propositionalen Teile der Liste in unserem Korpus voneinander prosodisch abgesetzt zu sein ‚s. Peter, BW_28**:** *ungewöhnlich war=s dann + oder unheimlich vielleicht sogar* ***bzw.*** Yvonne, BW_04**:** *%muß also so um%/ um einundzwanzich uhr gewesen sein^ oder noch späta^* . In dieser Gruppe tauchen auch Alternativen auf, die von *oder so was wie* (+X) eingeleitet sind und die nicht der *und/oder so*-Konstruktion zuzurechnen sind.

Zusammenfassend identifizieren wir im Korpus drei Typen von *„et cetera-Konstruktionen“*, die wir folgendermaßen schematisieren:

***und/oder so*-Listkonstruktion**
Syn.: X_1 (Konj$_1$) + X_2 (Konj$_{[und/oder]}$ so(w_))$_{LAST}$ >>*Keine topologische Restriktion* **Gatt.:** mündl. **Pros.:** *und/oder so* integriert im N. **Funktion:** Abschluss von Listen; Hinweis auf mögliche Fortführbarkeit
***und/oder so*-Konstruktion**
Syn.: X_1 (Konj$_{[und/oder]}$ so(w_))$_{LAST}$ >>*Keine topologische Restriktion* **Gatt.:** narrativ, interaktiv **Pros.:** *und/oder so* integriert im N. **Funktion:** epistemisch, vage
Rechtsgestellte *und/oder so*-Konstruktion
Syn.: X_1 | rSkl | + X_2 (Konj$_{[und/oder]}$ so(w_))$_{LAST}$ **Gatt.:** narrativ **Pros.:** *und/oder so* integriert im N. + Pause rechts danach. **Funktion:** epistemisch, vage + Einleitung von Relevantsetzungen

4.2.3 Lexikalischer Beitrag der *et cetera-Formeln*

Auf der Folie neuester Tendenzen in der KxG, die den lexikalischen Beitrag einzelner Lexeme an den jeweiligen Konstruktionen zu erfassen suchen (siehe u. a. Fischer/Alm 2013), soll jetzt kurz auf mögliche Spezialisierungen von bestimmten *et cetera-Formeln/Konstruktionen* auf spezifische Funktionen bzw. Kollokationen eingegangen werden.

Unsere Daten zeigen z. B., dass *oder so* (im NF) fast immer mit weiteren epistemischen oder vagen Ausdrücken (wie *irgendw_, vielleicht, zum Beispiel, ich weiß/verstehe nicht, kann ich nicht sagen, ich meine/sage mal, mehr oder weniger* etc.) vorkommt oder in einem von einem Verb in Konjunktiv II eingeleiteten Satz (*hätte, müsste, würde* etc.) oder in der Protasis eines Konditionalsatzes. Dasselbe gilt nicht für rechtsgestellte *und so, und so was, und so weiter*, auch nicht für *oder so was*, das nur manchmal im selben Kotext (meistens mit *zum Beispiel*) gebraucht wird. Folglich können wir den Unterschied nicht dem Konnektor zuschreiben.

Ein kognitiv-semantischer Unterschied könnte allerdings auf informationsstrukturellem Hintergrund gefunden werden. Man könnte behaupten, dass *oder* in Bezug auf die Qualität des Gesagten Vagheit impliziere, während *und* mehr (additive) Prozessualität ausdrücke. Gleichermaßen könnte man annehmen, dass der Gebrauch von *oder* eine gewisse (Inter-)Subjektivität vermittelt (*ich weiß selbst nicht gut, wie es war bzw. kann ich es nicht richtig/präzis*

formulieren), während *und* mehr auf ein geteiltes Wissen hinweist (*du weißt schon wovon ich spreche, und kannst dir daher die von mir nicht weiter spezifizierten Elementen gut vorstellen. Der den von mir vorgestellten Elementen bin ich aber sicher: ich brauche sie nicht alle zu nennen*).

Solche Hypothesen wären anhand größerer Datenmengen systematisch zu prüfen, was die Ziele der vorliegenden Arbeit überschreitet. Dagegen haben wir Evidenz für die Tatsache, dass die Variation in der Wahl der jeweiligen Konjunktion oft *idiosynkratrisch* ist: Einige Sprecher haben die Tendenz, nur ***eine*** der möglichen Varianten eines Wortes (it. *neanche* – *neppure*) oder Morphems ständig routinemäßig zu benutzen. Das gilt nicht nur für die Konjunktionen (*und*, *oder*), sondern auch für die Varianten, die nach *so* realisiert werden (*was*, *weiter* etc.). Stefan (B 101 ON, 44, Diplomlehrer, hauptamtlicher Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR, zur Zeit des Interviews: Altenpfleger) nutzt z. B. 44 Mal *oder so was* und nur 5 Mal *oder so*, 16 Mal *und so was* und nur 4 Mal *und so*.

Wir können also diese besondere Nachfeldergänzung als Konstruktion im Sinne der KxG betrachten.

5. Wie die narrative Performativität formale und funktionale Konstruktionen prägt

Narrative Kohärenz prägt die verbalen Ergänzungen zum Satz/zur KE, die wir in Form spezifischer *Ergänzungen* und *Ausbaumuster* in Erzählungen dicht verteilt (vgl. Günthner, *dichte Konstruktionen*) vorfinden.

> La frase è una struttura grammaticale che ha come funzione elettiva la costruzione di un processo. Un testo è una concatenazione coerente tra processi grammaticalmente independenti, accompagnata e sostenuta da una rete di relazioni coesive, in particolare di relazioni anaforiche. (Prandi 2006, S. 120)

Anders als Sachtexte bestehen Erzählungen nicht (nur) aus grammatisch eng vernetzten Sätzen. Je emotionaler sie sind, umso mehr werden grammatisch organisierten Sätzen mehr oder weniger komplexe Nachträge angehängt, die detaillierende, kommentierende oder gefühlsbezogene Funktionen haben können. Ob es sich dabei um Fragmente im rechten Außenfeld oder (zwar) verblose, aber eigenständige KE handelt, ist nicht immer klar zu trennen. Wir sehen diese an die vorangehende KE lose angehängten Ausdrucksformate als ein *formales und funktionales Kontinuum* zwischen semantisch-pragmatischem Ausbau im Außenfeld und eigenständiger KE an.

Ergänzungen oder Ausbaumuster von Sätzen durch Ausdrücke oder Satzfragmente, seien sie nun 'unselbstständig' oder 'frei' ergänzt, weisen in der Regel KEINE (zwingend) grammatische, sondern eine kohärenzstiftende semantische und/oder pragmatische Bindung auf.

Unter **Kohärenz** versteht von Stutterheim (1997)

(a) Koreferenz (wiederholtes Bezugnehmen auf Objekte, Handlungen, Zeitintervalle, Orte, u. a.),

(b) referenzielle Bewegungen (Organisation referentieller Mittel in der diskursiven Dynamik).

Auf nachgestellte Appositionen (die in unserem Korpus selten vorkommen) lassen sich (a) und (b) als Kriterium anwenden wie der folgende Beleg zeigt:

(17) I: *und + eh + **name** hatte 'spätdienst wie jesacht + den hatt-ick noch anjerufn^ daß-ick also (h) 'nich nach hause komme^ + sondern gen westn sausn werde_ +* ***%ahnungslosa engl der ick war*** + ne + (h) (Kira, BW 12)

Hier besteht Koreferenz zwischen den Pronomina der 1. Person. Allerdings wirkt die Apposition zunächst semantisch inkohärent, wenn man nicht ihre narrative Funktion als „Vorgriff" auf den weiteren Verlauf der Erzählung berücksichtigt. KIRA reiste zum ersten Mal in ihrem Leben in den Westen. Sie erlebte viele (unerwartete) Probleme und Unbilligkeiten, so dass sie vorausweisend mit der Apposition andeutet: „In diesem Augenblick ahnte ich noch nicht, was mich da an 'Chaos West' erwartete". Die Apposition bezieht sich zurück auf das Agens KIRA, eröffnet gleichzeitig einen Spannungsbogen zum späteren Verlauf der Erzählung. Pragmatisch gesehen ist dies ein **Ausbaumuster**. Auf den Beleg (18) lässt sich dieser Kohärenzbegriff nicht ohne Probleme anwenden.

(18) I: *bin dann zur invalidenstraße gefahrn^ und ham da halt mitgeguckt wie die ganzen autos durchgefahrn sind, drauf gekloppt* ***auf die motorhaube*** *und* ***dann !hallo!*** *und* ***willkommen*** *und* ***große party +*** *(xx) in der u-bahn war=s wahnsinnig voll + bin da eingestiegen !a hallo is* es nich toll^! **also (x) ne große euphorie_** (Berta & Carolin BOW_45)

„auf die motorhaube" stellt einen grammatisch integrierten Nachtrag dar. *„und* ***dann !hallo! und willkommen und große party****"* ist weder durch (a)- noch (b)-Mittel als kohärent ausweisbar. Im Kontext der Makrostruktur der Erzählung stellt dieser dreiteilige Nachtrag einen klaren Bezug zur Ausgangsfrage dar, die die Erzählung ausgelöst hat: „Wie hast du den Fall der Mauer am 9. November erlebt?". Der euphorisch gesprochene Dreiteiler kommentiert: Es war einfach ein außergewöhnliches Fest. Dem entspricht auch das inszenierte Zitat „hallo is es nich toll". Das durch *also* einegeleitete Fragment *also* (*x*) *ne grosse euphorie* greift – allerdings ohne referenzielle Mittel – auf den Dreiteiler (inszenierte exemplarische Interaktion) zurück und ordnet Ereignisse wie Reaktionen der Teilnehmer als „euphorische" Stimmung ein. Bewertungen/Kommentare haben also einen Bezug zur Ausgangsfrage der Erzählung. Die sprachlichen Mittel – der Erstinformation

nachgeschoben (vgl. Kapitel 2) – sind in die kommunikative Gattung eingebunden.[21]

5.1 Grobe, stellvertretende Information geht spezifischer (detaillierter) Information voraus (*et cetera*-Regel)

Semantische Kontingenz besteht zwischen *großindustrie* und dem detaillierenden Nachtrag in (19). Der Nachtrag ist eine freie Ergänzung, ein spezifisches Hyponym zum Hyperonym g*roßindustrie*:[22]

(19) *also äh der eine zum beispiel war immer noch felsenfest von seiner + '<u>großindustrie</u> äh überzeugt + **von bitterfeld und leuna buna*** ne^ + (Axel, BW_29)

Das *Ausbaumuster* besteht darin, dass der Erstinformation in einer Art „Huckepack"-Verfahren die detaillierende Information direkt und dicht angehängt wird.

(20) i: *wir warn vierzig leute am anfang und da warn wir sieben aus=m westen **also westberlin oder westdeutschland*** (Berta & Carolin BO 45)

Ganz analog wird dieses Verfahren in (20) angewandt. Der *westen* wird unterdifferenziert in *westberlin* und *westdeutschland*. Mit dem *also* wird ein konsekutives *Ausbaumuster* gebildet. Das (komplexe) Ausbaumuster in (21) weist eine analoge Konstruktion auf: *unterschied* wird universitätsspezifisch in *tu* und *humboldt* unterspezifiziert und mit der vagen Vermutung *vielleich* (*xx*) *was ostspezifisches* angeschlossen.

(21) *ich überlege grade weil ehm + also !da! zum beispiel würd ich nie verwenden_ wenn auch ganz selten_ also wenn dann immer weil_ + und jetzt überleg ich ob das vielleich auch n unterschied sein könnte + **jetzt bei euch an=ner humboldt und bei uns an=ner tu^ vielleich (xx) was ostspezifisches*** (Berta & Carolin, BW_45))

In den Belegen (22) und (23) wird das Ausbaumuster pragmatisch durch einen deiktischen Ausdruck mit der grammatisch organisierten Vorgänger-KE vernetzt.

(22) *und denn war große uffrejung^ de janze abteilung stand kopp^ + kee:n patient wurde mehr behandlt^ + alle hingn am 'radio^ +2+ um zu hörn + wat denn nu los is_ + und denn denn stellte sich so raus^ **so we:ß ick + jegn zehn^** + daß-et stimmt_* (Kira, BW 12)

---

[21] Letztlich bleibt unentscheidbar, ob der listenähnliche durch dreimal *und* mit der Vorgänger-KE verbundene Nachtrag „als solcher" gelten kann oder ob es sich um verbreduzierte (elliptische) Fragmente handelt, die jeweils als selbstständige KE gewertet werden können. Der unmittelbare Anschluss und direkte (pragmatische) Bezug rechtfertigt es u. E., diese Konstruktion als Ausbaumuster zu verstehen.

[22] *bitterfeld*, *leuna buna* sind die einzelnen Standorte der *großindustrie* in der ehemaligen DDR.

Der leere Stellvertreterausdruck ***so*** (vgl. Dittmar/Bredel 1999, S. 177) bildet mit *denn stellte sich* **[*so*]** *raus* eine grammatisch vollständige KE. Nachgestelltes *so we:ß ick + jegn zehn^* greift das *so* rekkurrent auf und hängt eine (vage) Zeitinformation daran. Die Verknüpfung wird (pragmatisch) durch Wiederaufnahme des deiktischen Ausdrucks geleistet – hierin besteht die Leistung dieses Ausbaumusters.

(23) *und denn ham-wa uns da 'rinjedrängelt^ un ham-uns o:ch relativ jut + (h) vorjeschobn_ + denn sind-wa da rin^* +2+ (h) ***da: dieset 'häuschen^***= (Kira BW 12)

Lokalgenerisches ***da*** ist der weitaus häufigste Joker für nachgestellte Ausbaumuster der Wiederaufnahme mit detaillierender Funktion. Nach dem durch die *Zeitlichkeit* der Rede determinierten ***Prinzip der semantischen Performanz*** wird durch einen lokalgenerischen deiktischen Ausdruck ein Fenster zu seiner Spezifizierung geöffnet: mithilfe von ***da*** wird zunächst Vages semantisch detaillierend ausgebaut.

5.2 Komplexe Ausbaumuster

Anknüpfend an die Belege (22) und (23) werden in (24) und (25) Ausbaumuster vorgestellt, die durch den multifunktionalen Joker ***so*** ermöglicht werden.

(24) ja ich würd dit auch nich sagen !der! ossi is offener oder sowat als der wessi *das auf gar keinen fall* + aber + *so paar sachen* ham wir schon übernommen ***also grade dieses so*** + wenn man sich neu kennenlernt oder sowas ***dieses + handgeben^*** also sich wirklich mit der hand guten tag sagen *auch unter frauen und sowas* das hab ich früher nie gemacht^ (Berta & Carolin BW 45)

Die Konstruktion (in Gesprächen häufig) *so paar sachen* wird durch angehängtes *also grade dieses* ***so*** wieder aufgegriffen. Die Sprecherin sieht sich – performativ gesehen – nicht in der Lage, das zunächst stellvertretende ***so*** inkrementell zu spezifizieren, kann aber dann über die Angabe des Gebrauchsmodus (*wenn man sich neu kennenlernt*) die leere Geste durch *dieses + handgeben* präzisieren.[23] Eingeleitet durch inferenzielles *also* wird der Begriff *handgeben* nochmal paraphrasiert, wobei mit *auch unter frauen und sowas* diese KE mithilfe des additiven *auch* ausgebaut wird.

(25) i: *also auch wenn wir wirklich mal abends mit=m auto ne halbe stunde von frohnau in prenzlberg gefahrn sind ich hab immer gedacht* ***nur so*** + *du fährst jetzt in urlaub so nach dem motto/ oder ürgendwo ganz woanders* und es *!war!* ja auch ürgendwo ganz anders ne^ (Berta & Carolin BW 45)

[23] Die Wortfindung, durch den vorgeschalteten *wenn*-Satz offenbar erleichtert, ist im Übrigen durch das prosodisch langsam geäußerte *dieses* markiert; erst nach einer deutlichen Pause kommt der Begriff *handgeben*.

In (25) kann die Sprecherin – ähnlich wie in (24) – das „Gedachte" nicht einfach auf einen verbalen „Punkt" bringen und lässt über restriktives *nur* und deiktisches *so* eine an sich selbst gerichtete direkte Rede folgen, die den eigentlichen Gedanken „das Gefühl des In-Urlaub-Fahrens" zum Ausdruck bringt. Angehängtes *so nach dem motto* markiert die dirkete Rede als *semantische Annäherung* an das Konzept. Der Vagheitsausdruck semantischer Ähnlichkeit wird hier nachgestellt und durch das *so* verknüpft mit dem Vorangegangenen.[24] *oder ürgendwo ganz woanders* ist eine weitere Konstruktion im Außenfeld dieses Ausdruckskomplexes.

Zu den komplexen Ausbaumustern gehört auch die für Erzählungen typische ***Liste***. Es handelt sich der Form nach um ein Informationsreihungsverfahren zur syntaktischen Parallelisierung von (meist) Personen-, Zeit- und Ortsangaben. Die Belege (26) und (27) stellen Reihungen von Ortsangaben dar – Referenzpunkte der kognitiven Landkarte, die die Orientierungen bei den Ausflügen nach dem Mauerfall markieren.

(26) FK: ?*was habt=da n da euch zum beispiel angeguckt*?
<DIRK>: *na schloß charlottenburg ham wa uns anjeguckt dann* + ***hier dit*** *äh %sach ma schnell%* (*tse*) ***naja europacenter und die janzen dinger und zooo und*** + ***wat nu so is*** + ***und*** *denn* ***spandau die zitadelle*** *%und %+ so-ne sachen ja^ ooch n bißel + aber + im großen und janzen wat + wolln wa ma sajen nullachtfuffzehn* (Dirk, BW 02)

(27) *und denn sind-wa losjefahrn% +3+ %hm%=*
Si =hm=
|So =*%hm%* + ***obabaumbrücke*** *%hm%* + *also dit-dit war schon alebnis^ deshalb vajeß- ick-s nich_* (*h*) [*HUSTET*] ***parkplatz jesucht + also warschaua straße^ bahnhof^*** (Kira BWO-12)

Die Ortsangaben (einschließlich der Vagheitsausdrücke, vgl. oben Abschnitt 4.2) sind im Beleg (26) grammatisch gebundene Ergänzungen des Verbs *angucken*. Sie folgen dem die rechte Klammer schließenden Verb in Spezifizierung der deiktischen Konstruktion *hier dit*, die offenbar als Kurzform dazu dient, die Lokalangaben *Europacenter*, *Zoo* etc. aufzurufen. Die vagen Konstruktionen *die janzen dinger* und *wat nu so is* folgen der gleichen Form paralleler Syntax wie die anderen Angaben. Zum einen signalisieren die Vagheitsmuster *Fortsetzbarkeit* (siehe König/Stoltenburg 2013), andererseits aber auch eine Herabstufung der Relevanz, wie die abschließende (negative) Bewertung *im großen und janzen wat + wolln wa ma sajen nullachtfuffzehn* mitteilt.

In (27) fokussiert die Erzählerin den Mauerübergang *Oberbaumbrücke* und die Stationen drumherum, die sie und ihre Kinder aufgesucht haben. Die Lokalangaben werden mit Detaillierungen kombiniert (*also warschaua straße*).

[24] „nach dem Motto" steht in der Regel *in der linken Peripherie* im gesprochenen Deutsch. Dieser Ausdruck korrespondiert mit dem italienischen *tipo* und dem französischen *genre*; im Französischen würde man sagen „genre tu pars en vancances maintenant", im Italienischen „tipo vai in vacanza adesso" (vgl. Russo/Dittmar 2016).

Die Auflistung betrifft obligatorische Ergänzungen des Verbs *losfahren* – ähnlich der Struktur von (26). Dass Ortsangaben mit wertenden Kommentaren verbunden sind (siehe (26)), bestätigt auch (27). Der Übergang an der (historischen) Oberbaumbrücke wird als *alebnis* hervorgehoben, dazu die Begründung: *deshalb vajeß-ick-s nich*. Die kommentierende *background information* lehrt uns, dass 'reine' Ortsangaben in Erzählungen mit dem Sinn des narrativen Gesamtgeschehens verknüpft sein wollen.

Der Terminus *Ausbaumuster*, so ist abschließend zu diesem Teil der Untersuchung zu sagen, hebt das „Bausteinprinzip" in der Konstruktion von Nachträgen hervor und ist vor allem pragmatisch motiviert. Die *Skalarität* der Elaboration soll gegenüber dem systembezogenen Begriff *Außenstruktur* unterstrichen werden. Denn die Vernetzung mehrerer angehängter Informationen ist meist inkrementell und pragmatisch organisiert.

6. Envoi

In diesem Beitrag haben wir gezeigt, dass *Nachträge* im Rahmen des topologischen Beschreibungsmodells grammatisch integrierte Ausdrucksmuster umfassen (können), die wir *Konstruktionen* nennen. In der Bestimmung solcher Konstruktionen haben wir der Syntax Priorität vor der Prosodie gegeben. In der Tat sind Konstruktionen meist prosodisch integriert; ein Primat der Prosodie würde die Gefahr in sich bergen, dass die sinnstrukturierende Rolle der Syntax vernachlässigt wird.

„Enge" und „weite" Nachfeldbesetzungen zu unterscheiden haben wir in diesem Beitrag unterlassen. Einmal gibt es in unserem Korpus nicht genügend Evidenz für die „Systemhaftigkeit" dieser Unterscheidung. Wir haben stattdessen den Begriff *Konstruktion*(*en*) benutzt, welcher einerseits die Konventionalität der Muster umfasst, andererseits rituelle/idiomatische Wendungen (Kollokationen). Wie wir vor allem in Abschnitt 4 gezeigt haben, lässt sich der Begriff *Konstruktion* mit Gewinn für die Beschreibung der grammatisch integrierten Nachträge verwenden.

Was die Klasse der *grammatisch gebundenen* Nachträge angeht, so kann man ihre Integration ins MF oder ihre Nachstellung als „Registeroption" (geschrieben vs. gesprochen) betrachten. Es handelt sich, mit anderen Worten, um eine „optionale" Regel je nach Register. Solche optionalen Konstruktionen sollten ihren Beschreibungsplatz in der Grammatik finden.

Ausbaumster dagegen sind angemessener zu verstehen als stilistische Optionen je nach Situation und Gesprächspartner, vor allem aber erwartbar im Rahmen einer Gattung *Erzählung*. Solche außenfeldspezifischen Nachträge sind meist mit der Vorgänger-KE ***implizit*** semantisch und pragmatisch vernetzt. Oft haben sie eine Brückenfunktion für formgerechte, weitere diskursive Nachträge/Fragmente. Sie sind eingebunden in eine diskursive bzw. thematische Kohärenz. Typen von *Konstruktionen* und *Ausbaumustern* zu iden-

tifizieren betrachten wir als eine vornehmliche Aufgabe in der Beschreibung von Nachtragsmustern.

Anhang Transkriptionszeichen[25]

Literarische Umschrift dialektale Abweichungen vom Standard werden ikonisch mit den konventionellen Buchstaben abgebildet.

Kleinschreibung

% %	leise
! !	laut
>> >>	schneller
<< <<	langsamer
+	kurze Pause
+4+	Pause 4 Sek.
**	Name anonymisiert
( )	vermutete Transkr.
(x x x x)	unklare Äusserung, x = vermutete Silbe
Lautkette^	steigende Intonation
Lautkette_	fallende Intonation
@@	kurzes (Auf-)Lachen
@N@	längeres Lachen mit Sekundenangabe
@Lautkette@	lachend gesprochen
/	Selbstunterbrechnung
\	Fremdunterbrechung

Literatur

Auer, Peter (2002a): Projection in interaction and projection in grammar. In: Interaction and Linguistic Structures (InLiSt) 33.

Auer, Peter (2002b): On line-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43-56.

Auer, Peter (2006a): Increments and more. Anmerkungen zur augenblicklichen Diskussion über die Erweiterbarkeit von Turnkonstruktionseinheiten. In: Deppermann, Arnulf/Fiehler, Reinhard/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.), S. 279-294.

Auer, Peter (2006b): Costruction Grammar meets Conversation: Einige Überlegungen am Beispiel von „so"-Konstruktionen. In: Günthner, Suzanne/Imo, Wolfgang (Hg.): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin, S. 291-314.

[25] Siehe auch Beitrag Thomas Schmidt in diesem Band.

Auer, Peter (2007): Syntax als Prozess. In: Hausendorf, Heiko (Hg.), S. 95-124.

Brinker, Klaus/Jörg Hagemann (2001): Themenstruktur und Themenentfaltung in Gesprächen. In: Brinker, Klaus/Burkhardt, Armin/Ungeheuer, Gerold/Wiegand/Herbert, Ernst/Steger, Hugo (Hg.): (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 16.2). Berlin, S. 1241-1251.

Cicourel, Aaron (1973a): Ethnomethodology. In: Cicourel, Aaron (Hg.): Cognitive sociology. Harmondsworth, S. 99-140.

Cicourel, Aaron (1973b): Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1: Symbolischer Interaktionsmus und Ethnomethodologie. Hamburg, S. 147-188.

Couper-Kuhlen, E./Ono, Tsuyoshi (2007): 'Incrementing' in conversation. In: Pragmatics 17, 4, S. 513-552.

Deppermann, Arnulf/Fiehler, Reinhard/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.) (2006): Grammatik und Interaktion. Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen grammatischen Strukturen und Interaktionsprozessen. Radolfzell.

Dittmar, Norbert (2002): Zur Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Umbruchstile: terra incognita. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für W. Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen, S. 281-314.

Dittmar, Norbert (2011): Zum Verhältnis von Form und (kommunikativer) Funktion in der mündlichen Rede am Beispiel des Konnektors *also*. In: Dittmar, Norbert/Bahlo, Nils (Hg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven. (= Deutsche Sprachwissenschaft international 11). Frankfurt a. M. u. a., S. 25-42.

Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer: Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (1988): Die Bedeutung von sozialen Netzwerken für die Erforschung von Ortssprachen. In: Besch, Werner/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium, Berlin, S. 158-188.

Ehlich, Konrad (1987): *so* – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel. In: Rosengren, Inger (Hg.): Sprache und Pragmatik, Lunder Symposium 1986. (= Lunder germanistische Forschungen 55). Stockholm, S. 279-298.

Foolen, Ad (2008): New quotative markers in spoken discourse. In: Ahrenholz, Bernt/Bredel, Ursula/Klein, Wolfgang/Rost-Roth, Martina/Skiba, Romuald (Hg.): Empirische Forschung und Theoriebildung. Beiträge aus Soziolinguistik, Gesprochene-Sprache- und Zweitspracherwerbsforschung. Festschrift für Norbert Dittmar zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a., S. 117-128.

Goldberg, Adele E. (1995): Constructions. A construction grammar approach to argument structure. Chicago.

Goldberg, Adele E. (2006): Constructions at work. The nature of generalization in language. Oxford.

Goldberg, Adele E./van der Auwera, Johan (2012): This is to count as a construction. In: Folia Linguistica 46, 1, S. 109-132.

Günthner, Susanne (1995): Gattungen in der sozialen Praxis. Die Analyse „kommunikativer Gattungen“ als Textsorten mündlicher Kommunikation. In: Deutsche Sprache 23, S. 193-218.

Günthner, Susanne (2011): Konstruktionen der gesprochenen Sprache. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Berlin/New York, S. 296-313.

Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the food of faith“ – Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, 4, S. 693-723.

Hausendorf, Heiko (Hg.) (2007): Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion. Tübingen.

Imo, Wolfgang (2007): Construction grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. Tübingen.

Imo, Wolfgang (2011): Ad hoc-Produktion oder Konstruktion? – Verfestigungstendenzen bei Inkrement-Strukturen im gesprochenen Deutsch. (= gidi Arbeitspapierreihe 29, 1). Universität Münster.

Kern, Friederike/Selting, Margret (2006): Konstruktionen mit Nachstellungen im Türkendeutschen. In: Deppermann, Arnulf/Fiehler, Reinhard/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.), S. 319-347.

Klein, Wolfgang (1992): Zweitspracherwerb. Eine Einführung. 3. Aufl., unveränd. Nachdr. der 2. Aufl. Frankfurt a. M.

König, Katatharina/Stoltenburg, Benjamin (2013): „oder so“, „und so“, „undso was“, „und so weiter“ etc. Eine interaktionale Perspektive auf Etcertera-Formeln. (= gidi Arbeitspapierreihe 48, 7). Universität Münster.

Lakoff, George (1987): Cognitive models and prototype theory. In: Neisser, Ulrich (Hg.): The intellectual and ecological bases of concepts. Cambridge.

Masini, Francesca/Pietrandrea, Paola (2010): Magari. In: Cognitive Linguistics 21, 1, S. 75-121.

Östman, Jan-Ola (2005): Construction discourse: A prolegomenon. In: Östman, Jan-Ola/Fried, Mirjam (Hg.): Construction Grammars. Cognitive Grounding and Theoretical Extensions. (= Constructional Approaches to Language 3). Amsterdam, S. 121-144.

Patzelt, Werner J. (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags. München.

Paul, Christine (2019): Retrospektive Äußerungen. Nachfragen und Erweiterungen in narrativen Interviews am Beispiel des Berliner Wendekorpus. Arbeiten und Materialien zur deutschen Sprache. (= *amades* 56). Mannheim.

Russo, Valentina (2016): 'Sequenzialità' e 'conclusività' nella comunicazione digitale online: costruzioni discorsive in italiano e tedesco. In: Manco, Alberto/Mancini, Azzurra (Hg.): Scritture brevi: Segni, testi e contesti. Dalle iscrizioni antiche ai tweet. Neapel, S. 403-424.

Russo, Valentina/Dittmar, Norbert (2016): Konstruktionen konversationeller Vagheit in deutschen und italienischen Gesprächen. In: Selig, Maria/Dittmar, Norbert/Morlicchio, Elda (Hg.): Gesprächsanalyse zwischen Syntax und Pragmatik. Deutsche und italienische Konstruktionen. Tübingen, S. 43-70.

Schwitalla, Johannes (2012): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. 4., neu bearb. und erw. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 33). Berlin.

von Stutterheim, Christiane (1997): Einige Prinzipien des Textaufbaus: Empirische Untersuchungen zur Produktion mündlicher Texte. Tübingen.

Traugott, Elisabeth (2008): On the emergence of grammatical constructions in dialogual and dialogic contexts. In: Cooper, Robin/Kempson, Ruth (Hg.): Language in flux: Dialogue coordination, language variation, change and evolution. London, S. 143-177.

Vinckel, Hélène (2006): Die diskursstrategische Bedeutung des Nachfeldes im Deutschen. Eine Untersuchung anhand politischer Reden der Gegenwartssprache. Wiesbaden.

Vinckel-Roisin, Hélène (2011): Wortstellungsvariation und Salienz von Diskursreferenten. Die Besetzung des Nachfeldes in deutschen Pressetexten als kohärenzstiftendes Mittel. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL) 39, 3, S. 378-405.

Wendekorpus = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache zugänglich: www.dwds.de.

Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache, Bd. 2. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7.2). Berlin/New York.

DOKUMENTATION

NORBERT DITTMAR

NEUE ARBEITEN ZUM WENDEKORPUS: BIBLIOGRAPHIE UND KOMMENTARE

Eine Gesamtbibliographie der veröffentlichten und unveröffentlichten Arbeiten zum Wendekorpus findet sich am Ende dieses Beitrages. Zuvor kommentiere ich kurz 4 nicht-veröffentlichte Arbeiten, die als Magister- bzw. Staatsarbeiten in den letzten 20 Jahren an der FU Berlin (Institut für deutsche und niederländische Philologie) entstanden sind. Diese Arbeiten wurden mit „sehr gut" bewertet.[1]

Gudula Pszolla (1998), *Dialektizitätsgrade im Berlinischen*

(1) Unsere LeserInnen, so hoffen wir, sind sicher mehr oder weniger mit dem Berlinischen vertraut. Der Vorstellung der oben genannten Staatsarbeit stelle ich dennoch zur Illustration des Berlinischen die Erzählung *Brot mit Tränen: Ein älterer, aber leicht besoffener Herr* von Kurt Tucholsky (***Gruß nach vorn***, hrsg. von Erich Kästner, Rowohlt 1928, 90-93) voran. (ebd., S. 90)

EIN ÄLTERER, ABER LEICHT BESOFFENER HERR

— Wie Sie mich hier sehn, bin ick nämlich aust Fensta jefalln. Wir wohn Hochpachterr, da kann sowat vorkomm. Es ist wejn den Jleichjewicht. Bleihm Se ruhich stehn, lieber Herr, ick tu Sie nischt — wenn Se mir wolln mal aufhehm . . . so . . . hopla . . .na, nu jeht et ja schon. Ick wees jahnich, wat mir is: ick muß wat jejessen ham . . .!

Jetrunken? Ja, det auch . . . aber mit Maßen, immer mit Maßen. Es wah — ham Sie n Auhrenblick Sseit? — es handelt sich nämlich bessüchlich der Wahlen. Hips . . . ick bin sossusahrn ein Opfer von unse Parteisserrissenheit. Deutschland kann nich untajehn; solange es einich is, wird es nie bebesiecht! Ach, diss wah ausn vorjn Kriech . . . na, is aber auch janz schön! Wenn ick Sie n Sticksken bejleiten dürf . . . stützen Sie Ihnen ruhig auf mir, denn jehn Sie sicherer!

Jestern morjen sach ick zu Elfriede, wat meine Jattin is, ick sahre: «Elfriede!» sahr ick, «heute is Sonntach, ick wer man bißken rumhörn, wat die Leite so wählen dhun, man muß sich auf den Laufenden halten», sahr ick — «es is eine patt . . . patriotische Flicht!» sahr ick. Ick ha nämlich n selbständjen Jemieseladn. Jut. Sie packt ma n paar Stullen in, und ick ßottel los.

Es wücht ein ja viel jebotn, ssur Sseit . . . so ville Vasammlungen! Erscht war ich bei die Nazzenahlsosjalisten. Feine Leute. Mensch, die sind valleicht uffn Kien! Die janze Straße wah schwarz . . . un jrien . . . von de Schupo . . . un denn hatten da manche vabotene Hemden an . . . dies dürfen die doch nich! «Runta mit det braune Hemde!» sachte der Wachtmeister zu ein. «Diß iss ein weißes Hemde!» sachte der. «Det is braun!» sachte der Jriene. Der Mann hat ja um sich jejampelt mit Hände und Fieße; er sacht, seine weißen Hemden sehn imma so aus, saubrer kann a nich, sacht a. Da ham sen denn laufen lassen. Na, nu ick rin in den Saal. Da jabs Brauselimmenade mit Schnaps. Da ham se erscht jeübt: Aufstehn! Hinsetzn! Aufstehn! Hinsetzn! weil sie denn nämlich Märsche jespielt ham, und die Führers sind rinjekomm — un der Jöbbels ooch. Kenn Sie Jöbbels? Sie! Son Mann is det! Knorke. Da ham die jerufen: «Juden raus!» un da habe ick jerufen: «Den Anwesenden nadhierlich ausjenomm!» un denn jing det los: Freiheit und Brot! ham die jesacht. Die Freiheit konnte man jleich mitnehm — det Brot hatten se noch nich da, det kommt erscht, wenn die ihr drittes Reich uffjemacht ham. Ja. Und scheene Lieda ham die —!

Als die liebe Morjensonne
schien auf Muttans Jänseklein,
zog ein Rejiment von Hitla
in ein kleines Städtchen ein . . .!

[1] Interessenten an diesen korpuslinguistischen Arbeiten können eine gescannte Version unter nordit@zedat.fu-berlin.de oder christine.paul@fu-berlin.de anfordern. Es wird dann die digitale Fassung zum Selbstausdruck geschickt.

Es handelt sich um eine literarische Transkription. Mir ist eigentlich niemand bekannt, der das Berlinische besser kannte und verstand als Tucholsky. Die Transkription ist akribisch. Wüsste ich nicht, dass sie von dem berühmten Autor Tucholsky stammt, würde ich auf einen professionell ausgebildeten Linguisten tippen. Der Text ist amüsant, enthält alle wichtigen Merkmale – einige, die typisch für die 1920er Jahre sind, die große Mehrzahl aber gilt noch heute. Hat man/frau den Tucholsky-Text aufmerksam gelesen, hat er/sie keine Probleme mehr mit der Lektüre unserer Beispielsätze in den einzelnen Beiträgen, die in ähnlicher Weise transkribiert sind.

„Es gibt ja auch Unterschiede. Einige berlinern normal, einige ein bißchen mehr, wo du sagst 'naja, was soll's!', und einige so schlimm, daß ich wirklich finde, das hört sich so schlimm an." Das Zitat stammt von einer Sprecherin des Wendekorpus. Pszolla beschäftigt sich mit diesen Unterschieden, also dem Berlinern zwischen „normal" und „schlimm". Gegenstand und Ziel ihrer Arbeit formuliert Pszolla so:

> Berliner Dialektsprecher nehmen offenbar Unterschiede im Grad des Berlinerns bei anderen Sprchern wahr. Einigen Sprechern wird ein sehr ausgeprägtes Berlinisch zugesprochen, anderen hingegen ein „normales" oder kaum wahrnehmbares Berlinisch. Es existieren also anscheinend verschiedene Dialektalitätsniveaus, die sich zwischen dem reinen Standard und dem reinen Dialekt anordnen lassen. Die Frage ist nun, wodurch sich diese verschiedenen Dialektalitätsniveaus unterscheiden. – Ich gehe von der Grundannahme aus, dass die verschiedenen Dialektalitätsgrade sich in der Häufigkeit, mit der bestimmte dialektale Elemente verwendet werden, unterscheiden. Wenn man die Vorkommenshäufigkeit der dialektalen Elemente erfasst, müsste es möglich sein, Dialektalität zu messen. (Pszolla 1998, S. 1)

Genau dieses, nämlich die Grade der Dialektalität aufzuspüren, ist der Gegenstand der Arbeit. Die der Frequenz nach gewichtigsten Merkmale des Berlinischen sind

(ç): die Realisierung des Konsonanten im Personalpronomen *ich* als *stimmloser velarer Plosiv*;

(g): die Realisierung als (a) velarer Plosiv oder (b) palataler Frikativ ([j]);

(ai): monophtongische Realisierung des Diphtongs als langes [e]; die variable Monophtongierung hängt von dem lexikalischen Input ab (eine Reihe von Wörtern werden monophtongiert, andere nicht;

(au): die Monophtongierung von [au] zu [o] (ebenfalls lexikalisch bedingt);

(s): auslautendes [s] wird variabel (je nach lexikalischem Input) als [t] realisiert.

Pszolla ermittelt für eine Untergruppe von Sprechern, mit welcher hierarchischen Ausprägung diese 5 Variablen angewandt werden. Über eine hierarchische Skalierung der Variablen wird beschrieben, welche Sprecher ein starkes,

mittleres oder schwaches Niveau der Dialektalität aufweisen. Sollte die Stärke der Dialektalität als Indikator sozialer Funktionen des mündlichen Sprachgebrauchs im Interesse des Schulunterrichts stehen, dürfte es sinnvoll sein, Methode und Ergebnisse der Untersuchung von Pszolla genauer zu studieren.

Alexandra Geiselhart (2007), ***Die Rede w i e d e r g a b e problematik***. Formale und funktionale Phänomenanalyse am Beispiel des Wendekorpus.

Aus Respekt vor den eigenständigen empirischen Untersuchungen zum *Wendekorpus* möchte ich „die Fragestellung und das Ziel" der Arbeit im Wortlaut der Verfasserin zitieren (ebd., S. 7 f.):

> Im folgenden möchte ich die Rede w i e d e r g a b e in deutschsprachigen Alltagskommunikationen (= hier das Wendekorpus ND) als künstlerisches Gesaltungsmittel einer besonderen Art betrachten. Dabei werde ich nicht nur die zwei bekannten Arten – direkt und indirekt – analysieren, sondern auch darauf verweisen, dass es eine große Anzahl an Hybrid- bzw. Mischformen gibt. Meiner Meinung nach ist ein weiterer wichtiger Differenzierungsfaktor die Bezugsperson. Darunter verstehe ich die Person, deren Äußerung in einer aktuellen Äußerungssituation wiedergegeben wird. Dies kann einerseits eine andere Person sein, aber auch die eigene Person ist als Referenzwesen denkbar.
> Meine Hauptfragen lassen sich wie folgt formulieren:
> Ist die direkte Rede eher als Mittel der wortgetreuen Wiedergabe einer Originaläußerung oder als künstlerisches Gestaltungsmittel in Anlehnung an ihren literarischen Einsatz zu verstehen?
> Welche formalen Erscheinungen lassen sich beschreiben? Zur Erfüllung welcher Zwecke wird die direkte Rede in Alltagskommunikationen eingesetzt? Welche Rolle spielt die Prosodie?

Was die *direkte Rede* angeht, so hält sie die Autorin für mehr oder weniger erfunden („fiktiv"); sie belebe und intensiviere die Darstellung der Ereignisse, „signalisiere unterschiedliche Perspektiven und Meinungen und diene der Stilisierung, Parodierung und eigenen Positionsmarkierung".

Die *indirekte Rede* hat nach Geiselhart „hauptsächlich eine inhaltliche Wiedergabefunktion" (ebd., S. 8). Hat es eine Bedeutung, ob *Indikativ* oder *Konjunktiv* benutzt wird? Der indirekte Modus der Redewiedergabe steht der Form des *Berichtes* nahe. Die direkte Redewiedergabe dient dagegen deutlich der Intensivierung und Dramatisierung der Geschehnisse im Erzählverlauf.

Als vielleicht das wichtigste (überraschende) Untersuchungsergebnis führt Geiselhart hybride Formen der Wiedergabe an. Sie kommen 108-mal vor – die Häufigkeit ist beträchtlich. „Hybride" bedeutet, dass die Wiedergabeform innerhalb einer und der gleichen Situation zwischen *direkt* und *indirekt* wechseln kann (stilistische Varianten der interaktiven Perspektivierung). Hier ein Beispiel für erzähldynamische Redewiedergabevarianten. Gitta (BWO_10) erzählt von dem lebensgefährlichen Versuch, mit ihrer Familie in die Prager Botschaft der BRD zu gelangen:

*und da standn wa halt denn vor der botschaft und da warn fernsehteam jewesen und die frachten? wollt ihr ,rein^? *? o:da^ * wollt ihr ebend halt nur gucken_? und da ham wir jesacht na wir möchten unbedingt rein und da ham die denn jesacht wir solln klopfen wat det zeug hält * ((Ausatmen)) wat wir denn och gleich jemacht ham*

Die Erzählerin lässt Angehörige des Fernsehteams in direkter Rede eine Frage stellen – existenziell bedeutsam. Die Spannung ist auf dem Höhepunkt. Der direkten Frage antwortet die Familie (offenbar als *wir*, *Kollektiv*) in direkter Rede – ein anderer Modus wäre auch nicht angemessen. Was aus Sicht des Fernsehteams zu tun ist, diese übereindeutige Aufforderung wird dann im *indirekten Modus* formuliert. Warum? Es gibt keine eindeutige Erklärung. *da ham die denn jesacht „klopft wat det zeug hält"* scheint mir stilistisch gesehen weniger angemessen als die indirekte Formulierung – das Modalverb *sollen* unterstreicht intensivierend die Notwendigkeit der zu vollziehenden Handlung. Graduierungen zwischen direkter und indirekter Redewiedergabe mischen die Erzählungen mit Varianten auf, die die Lust am Zuhören noch erhöhen.

Die unterschiedlichen Formen der Redewiedergabe können die Schüler für die vielen sprachlichen Möglichkeiten der diskursiven „Einbettung" anderer Stimmen sensibilisieren.

Ulrike Meseck (2000), ***Form und Funktion der personalen Referenz im Wendekorpus.***

Erzählungen sind reich an Pronomina personaler Referenz. Insbesondere *ich*, *du*, *wir* und *man* weisen im Wendekorpus eine schillernde Variation auf. Auktoriales Erzählen korreliert ja mit dem Erzähler in der *ich*-Funktion, was auf die Sprecher aus West-Berlin größtenteils zutrifft. Die Ostberliner, also jene, die ihr Leben seit Geburt in kleinteiligen Netzwerken in den Ostbezirken Berlins zugebracht haben, setzen oft ein *wir* für die Betonung eines gemeinsamen Erlebens; der Sprecher als verbaler Perspektivierer der Geschehnisse möchte das gemeinsame Erleben gegenüber dem individuellen hervorheben. Häufig wird die referenziell eingegrenzte Anzahl der unter *wir* verstandenen Personen aber auch durch ein *man* anonym entgrenzt. In der Perspektive, dass die Gemeinschaft der real existierenden Sozialisten die gleichmachende Anonymisierung des *man* in der Alltagskommunikation bevorzugte, wird in den Osterzählungen so etwas nahe gelegt wie *Ereignis X wird von den Betroffenen gleich* (=*kollektiv*) *erlebt*. Meseck untersucht, wie 1) Personalpronomina überhaupt in dem Wendekorpus verwendet werden und welche Unterschiede 2) bestehen zwischen Ost- und Westberlinern in der diskursiven Nutzung der Personalpronomina. Auf der einen Seite gibt es das dialogische *du*, mit dem der „Andere" adressiert wird; auf der anderen Seite gibt es das selbstreferenzielle *du*, das Sprecher nutzen, um ihren inneren Einstellungen nachzuspüren und diese den Zuhörern zugänglich zu machen. Die soziolinguistische Dia-

gnose der personalen Referenz im Wendekorpus ist vielschichtig. Ost-West-Differenzen sind am signifikantesten; aber auch alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede im Gebrauch sind deutlich vorhanden. Sprecherspezifisch spannend ist die referenzstilistische Nutzung der PP. Es gibt Sprecher, die nur zwischen *zwei* und andere, die zwischen *mehreren* PP im diskursiven Verlauf wechseln. Viele Fragen eröffnen sich hier der Aufmerksamkeit der Schüler: schließe ich *ein* oder *aus* mit meinen Pronomina? Übernehme ich die Verantwortung für das, was sich sage, indem ich es in der *ich*-Form tue? Kann ich die solidarische Funktion des *wir* nach außen verdeutlichen? Verstecke ich mich in dem *man* oder kann ich seine kollektive, gleichmacherische Funktion durch sparsamen Gebrauch plausibel machen?

Anja Krahn (2009), ***Emotionalität in Gesprächen über den Mauerfall***

Das Wendekorpus enthält viele einschlägige Versprachlichungen von Emotionen (Gefühlen). Authentische Gefühlsäußerungen finden sich in Korpora gesprochener Sprache eher selten, weil Sprecher, zudem wenn sie sich einer stattfindenden Tonbandaufnahme bewusst sind, sich in ihrem emotionalen Verhalten zurücknehmen. Das Wiedererleben der dramatischen Ereignisse um den Mauerfall ist oft so stark, dass die damaligen „echten" Gefühle ausdrucksstark auf der sprachlichen Oberfläche erscheinen. Ein Ausschnitt aus dem Gespräch mit Lore (BWO_17) mag das illustrieren:

> LORE: …. *dit konnte eigentlich nur zur folje ham daß ich einfach pausenlos jeheult habe * * und wenn ick* (*3.0*) *jetz noch dran denke jehts mir immer noch so ute ja*^
> OL: *hm*
> LORE: *furchtbar* (*3.0*) *furchtbar * is so tja * und dann jing ich die straße lang * immar* (*1.0*) *so verkniffm * krichte dit ooch noch inne reihe* (*0.5*) *aber als ick dann eben über die über die grenze da wuselte mit tausenden * äh anderer * wie jesagt schon am zehntn november* (*2.0*) *und die westberliner uns da empfangn ham* (*2.0*) *% mich hat zum beispiel n junge empfang * vielleicht so elf oder zwölf * und hat jesacht ick soll doch nich heuln is doch allit vorbei* ((*lacht*))
> OL: ((*lacht*))
> LORE: (*2.0*) *oder uff de schulter jekloppt* (*2.0*) *na * ich * weeß nich * dit kann man ebend nich beschreibn * ich ich war eigentlich nich dazu in der lage* (*1.1*) (*2.0*) *ähm * na ebend n kla:ren gedanken zu fassn obwohl äh * dit wie jesagt langsam ins bewußtsein jedrungn is die grenze is erst mal weg äh * und dit kann uns keener nehm * aber welche konsequenzen das alles hatte oder so dit äh war überhaupt noch nich * ähm* (*2.0*) *abzusehn dit is also ooch dit spielte sich überhaupt nich ab in mein graun zelln irgendwie so was * was also mit konsequenzen oder so zu tun ham könnte * eben nur nur diesis gefühl es is alles vorbei sis alles vorbei ähm*

LORE beschreibt die vielen Umstände, die ihr und ihrer Familie klar machten, dass sich ein bedeutender Wandel anbahnte, der ***freie*** Grenzübertritt nach Westberlin. Erst langsam kann sie realisieren, was das bedeutet: Freiheit, wie sie sie sich diese nicht hat träumen lassen. Immer wieder muss sie vor Rüh-

rung weinen. Und auch zwei Jahre danach noch, in dem Gespräch mit Ute, kommen ihr die Tränen. Überlegungen der Vernunft haben in ihrem „Kopf" rund um den Mauerfall keinen Platz. Wie ein entspanntes Ausatmen empfindet sie nur: „es ist alles vorbei".

Einerseits werden Emotionen durch (pragmatische) Gesprächsmuster vermittelt (z. B. die emotionale Wiederholung *es ist alles vorbei*, *es ist alles vorbei* oder die Metapher *dit spielte sich überhaupt nich ab in mein graun zelln*). Andererseits gibt es viele expressive sprachliche Mittel, z. B. *furchtbar* als Ausdruck für höchste positive Erregung oder *pausenlos heulen* für Empfindungen großer Dankbarkeit.

Krahn will ihre Analyse beiden Aspekten emotionaler Ausdrucksgestaltung widmen:

> Pragmatisch-kommunikative Ansätze untersuchen die emotionale Dimension von Gesprächen, semantisch-lexikalische Ansätze dagegen das Potential expressiver Mittel. Die vorliegende Arbeit kann beiden Bereichen zugeordnet werden. In ihr soll sowohl theoretisch als auch empirisch untersucht werden, *wie Emotionen in Gesprächen, speziell in Gesprächen über den Mauerfall, sprachlich manifestiert werden*. Die Frage nach dem 'Wie' zielt dabei auf die sprachliche Gestaltung und ihre Funktion ab. Emotionen interessieren dabei nicht als innere Phänomene – die sie *auch* sind – sondern werden als soziale Phänomene in der Interaktion interpretiert. Es interessiert also die für andere erkennbare Außenseite der Emotionen. (Krahn 2009, S. 4)

Es ist ein Verdienst dieser Arbeit, „Freude, Angst und Scham" als die Emotionen konstituierenden psychologischen Dimensionen zu isolieren. Sie beschreibt sowohl die konversationellen als auch die lexikalischen Mittel, die vor allem die Ostberliner, in weniger differenziertem Maße die Westberliner, nutzen.

Anhand der zahlreichen Beispiele kann so den Schülern erläutert werden, welche prosodischen, stilistischen und idiomatischen Gesprächsmuster auf der einen Seite, lexikalisch-semantische Ausdrücke auf der andern Seite unsere emotionale Ausdrucksfähigkeit markieren.

Arbeiten zum Berliner *Wendekorpus* (Stand: August 2019)

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studien zur narrativen Verarbeitung der „Wende" 1989. Tübingen.

Bredel, Ursula/Dittmar, Jeannette (1997): Strukturelle Planbrüche als Hinweise auf Registerkonflikte im Sprachgebrauch von Ostberlinern nach der Wende. In: Deutsche Sprache 25, S. 39-53.

Dittmar, Norbert (1997b): Sprachliche und kommunikative Perspektiven auf ein gesamtdeutsches Ereignis in Erzählungen von Ost- und Westberlinern. In: Barz, Irmhild/Fix, Ulla (Hg.): Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag. Heidelberg, S. 1-32.

Dittmar, Norbert (2000): Sozialer Umbruch und Sprachwandel am Beispiel der Modalpartikeln *halt* und *eben* in der Berliner Kommunikationsgemeinschaft nach der 'Wende'. In: Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (Hg.): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Arbeiten zum sprachlichen und gesellschaftlichen Wandel in den neuen Bundesländern. Tübingen, S. 199-234.

Dittmar, Norbert (2001): Deutsch-deutsche Sprach- und Kommunikationserfahrungen nach der „Wende" aus westdeutscher Perspektive. In: Antos, Gerd/Fix, Ulla/Kühne, Ingrid (Hg.): Deutsche Sprach- und Kommunikationserfahrungen zehn Jahre nach der „Wende". (= Wittenberger Beiträge zur deutschen Sprache und Kultur 2). Frankfurt a. M. u. a., S. 101-140.

Dittmar, Norbert (2002): Zur Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Umbruchstile: terra incognita. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für W. Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen, S. 281-314.

Dittmar, Norbert (2007): Da rannten ganz viele über den Platz, aber Lola ist am schnellsten gerannt. Präteritum und Perfekt im Narrathonlauf. Die ersten 42 Stunden nach dem Fall der Mauer in Erzählungen von Ost- und Westberlinern. In: Lenk, Hartmut E./Walter, Maik (Hg.): Wahlverwandtschaften: Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. (= Germanistische Linguistik 188-189). Hildesheim u. a., S. 298-303.

Dittmar, Norbert (2010): Zum Verhältnis von Form und (kommunikativer) Funktion in der mündlichen Rede am Beispiel des Konnektors also. In: Dittmar, Norbert/Bahlo, Nils (Hg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven. (= Deutsche Sprachwissenschaft international 11). Frankfurt a. M., S. 99-136.

Dittmar, Norbert (2018): Parenthesen als *redekommentierende Routinen* in Erzählungen zum Fall der Berliner Mauer im Wendekorpus. In: Spitzl-Dupic, Friederike (Hg.): Parenthetische Einschübe. (= Eurogermanistik 34). Tübingen, S. 91-126.

Dittmar, Jeannette/Bredel, Ursula (1998): „naja dit sind allet so + verschiedene dinge die einem da so durch-n kopp gehn … zuviel neues mi eenem schlach." Verfahren sprachlicher Bearbeitung sozialer Umbruchsituationen. In: Reiher, Ruth/Kramer, Undine (Hg.): Sprache als Mittel zur Identifizierung und Distanzierung. (= Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 5). Frankfurt a. M. u. a., S. 83-105.

Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin.

Dittmar, Norbert/Glier, Melanie (2000): Abbruch, Aufbruch, Umbruch? Im Schatten der alten und im Flutlicht der neuen Sprache. In: Reiher, Ruth/Baumann, Antje (Hg.): Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer. Berlin, S. 241-272.

Dittmar, Norbert/Bressem, Jana (2005): Syntax, Semantik und Pragmatik des kausalen Konnektors **weil** im Berliner „Wendekorpus" der neunziger Jahre. In:

Schwitalla, Johannes/Wegstein, Werner (Hg.): Korpuslinguistik deutsch: synchron – diachron – kontrastiv. Würzburger Kolloquium 2003. Tübingen, S. 99-124.

Dittmar, Norbert/Daniel Steckbauer (2013): Emerging and conflicting forces of polyphony in the Berlin speech community after the fall of the wall: On the social identity of adolescents. In: Singleton, David/Fishman, Joshua A./Aronin, Larissa/Ó Laoire, Muiris (Hg): Current Multilingualism. A New Linguistic Dispensation. (= Contributions to the Sociology of Language (CSL) Book 102). Boston/Berlin, S. 187-230.

Geiselhart, Alexandra (2007): Die Rederwidergabeproblematik. Formale und funktionale Phänomenanalyse des Wendekorpus. [Unveröffentlichte Magisterarbeit]. FU-Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Glier, Melanie (2001): Syntaktische, semantische und pragmatische Eigenschaften von "weil" im gesprochenen Deutsch der Gegenwart. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Wisssenschaftlichen Staatsprüfung für das Amt des Studienrates. [Unveröffentlichtes Manuskript]. FU-Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Krahn, Anja (2009): Emotionalität in Gesprächen über den Mauerfall. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Wisssenschaftlichen Staatsprüfung für das Amt des Studienrates. [Unveröffentlichtes Manuskript]. FU-Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Meseck, Ulrike (2000): Form und Funktion der Proformen der personalen Referenz im Wendekorpus. [Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Amt des Studienrates]. FU Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Pszolla, Gudula (1998): Dialektalitätsgrade im Berlinischen. *Empirische Untersuchungen zu phonetischen Ausprägungen*. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Wisssenschaftlichen Staatsprüfung für das Amt des Studienrats. [Unveröffentlichtes Manuskript]. FU-Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Raschke, Ganna (2010): Parenthesen im Deutschen. *Pragmatische Funktionen von Parenthesen im gesprochene Deutsch auf der Grundlage des 'Berliner Wendekorpus'*. [Unveröffentlichte Magisterarbeit]. FU-Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie.

Roth, Marita (2005): Stereotype in gesprochener Sprache. Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner. Sprechern 1993-1996. (= Stauffenburg-Linguistik 36). Tübingen.

Schwitalla, Johannes (2014a): „Wir ham dit ja kaum fassen können, wir ham dit eigentlich nich geglaubt". Wie Ost- und WestberlinerInnen ihren Unglauben, ihr Unverständnis und ihre Überraschung nach der Nachricht von der Öffnung der Berliner Mauer am 9. November 1989 narrativ rekonstruieren. In: Studia Germanistica 12, S. 53-71. [Korrigierter Wiederabdruck in diesem Band].

Schwitalla, Johannes (2014b): Seufzen, weinendes und lächelndes Sprechen: Gefühls-Kongruenzen und Gefühls-Inkongruenzen beim Sprechen über emotionale Momente nach der Öffnung der Berliner Mauer. In: Vaňková, Lenka (Hg.): Emotionalität im Text. Tübingen, S. 123-140.

Wich-Reif, Claudia (2010): „Da hat der Christian sone großen Augen gemacht" – Pluralvarianten des Pronomens *solch* im deutschen Sprachraum. In: Dittmar, Norbert/Bahlo, Nils (Hg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Frankfurt a. M., S. 195-217.

Norbert Dittmar / Christine Paul (Hrsg.):
Sprechen im Umbruch

Die Beiträge untersuchen soziolinguistische, grammatische und pragmatische Aspekte des Wendekorpus, das authentische Erzählungen und streitbare Auseinandersetzungen rund um den Mauerfall und die Wiedervereinigung in den frühen 1990er Jahren dokumentiert. Was unterscheidet Umbrucherzählungen von anderen Erzähltypen (Bredel)? Anhand des verwendeten Ausdrucksrepertoires zeigt Schwitalla, wie unbegreiflich und undenkbar der Mauerfall für die meisten Ostdeutschen war. Historisch und aktuell ist die Frage, wie West- und Ostdeutsche ihre Identitäten anhand von Aussagen über das *deutsch-deutsche Anderssein* (Paul) und die Verwendung der stereotypen Zuschreibungen *Ossi* und *Wessi* (Roth) konstruieren. Dieses Anderssein, so der Beitrag von Dittmar, finde auch seine Resonanz in *Umbruchstilen*, die die *beschädigte* (Ost) und *hegemoniale* Identität (West) der Sprechenden reflektiere. Schließlich werden die *erzählte Zeit* (d.h. der Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt) und die *Ausbaumuster* von narrativen Äußerungen im Nachfeld unter die grammatische Lupe genommen.

Der Band ist nicht nur für Linguisten, sondern auch als didaktisch relevante Hintergrundlektüre für Deutsch und Geschichte Unterrichtende gedacht, die das *Unterrichtsmaterial Wendekorpus (Text & Ton) für ein lebendiges kollektives Gedächtnis* (www.bpb.de/deutschlandarchiv) nutzen wollen.

ISBN: 978-3-937241-72-2 (Print)
978-3-937241-73-9 (PDF)